Nebelland und Themsestrand.

Studien und Schilderungen aus der Heimat John Bull's.

Von

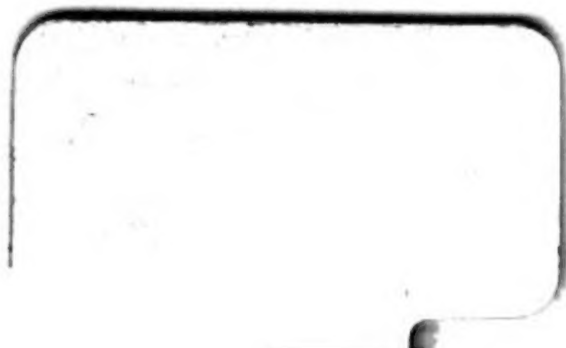
Leopold Katscher,

Verfasser von „Bilder aus dem englischen Leben", „Aus England" u. s. w.



Stuttgart.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS



Nebelland und Themsestrand.

Studien und Schilderungen aus der Heimat John Bull's.

Von

Leopold Katscher,

Verfasser von „Bilder aus dem englischen Leben“, „Aus England“ u. s. w.



Stuttgart.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1886.

Nebelland und Themsestrand.

Studien und Schilderungen aus der Heimat John Bull's.

Von

Leopold Katscher,

Verfasser von „Bilder aus dem englischen Leben“, „Aus England“ u. s. w.



Stuttgart.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

1886.



K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg (Carl Grüninger) in Stuttgart.

Seinem lieben Freunde

Oskar Justinus

und dessen verehrter Gattin

widmet dieses Buch

in treuer Anhänglichkeit

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichnis.

A. Studien.

B. Bilder und Skizzen.

C. Fliegende Blätter.

A.

Studien.

„Blut und Feuer."

(The Salvation Army.)

Die Seligmacher-Armee ist die Trägerin der seltsamsten und größten Religionsbewegung des neunzehnten Jahrhunderts. Sie macht seit einigen Jahren allgemein sehr viel Aufsehen und spielt namentlich in der Sittengeschichte und dem religiösen Leben Englands eine ganz erhebliche Rolle. Von Großbritannien aus hat sie sich allmählich nach mehreren Ländern des europäischen Kontinents, ferner nach Britisch-Indien, nach Nordamerika, nach Südafrika und schließlich auch nach Australien verpflanzt. Sie giebt in verschiedenen Erdteilen sieben Wochenblätter in englischer Sprache, eine französische und eine italienische Monatsschrift heraus, und eine bereits sehr umfangreiche Broschüren- und Buchlitteratur wird teils von ihr selbst veröffentlicht oder inspiriert, teils von Unbeteiligten über sie — für und wider — geschrieben; wir haben einen ganzen Berg davon vor uns liegen. —

Was ist die „Salvation Army“? Wie ist sie entstanden? Welche Ziele verfolgt sie? Mit welchen Mitteln sucht sie ihre Zwecke zu erreichen? Wie ist sie organisiert? Welche Bedeutung hat sie? Stiftet sie Gutes oder Böses? Welche Zukunft steht ihr bevor? Bei dem Umstande, daß die von ihr getragene Bewegung gewaltige, täglich wachsende Dimensionen angenommen hat und daß in Deutschland — wohin diese interessante Bewegung noch nicht gedrungen ist und wo sie gegebenen Falls wohl auch keinen fruchtbaren Boden fände — darüber nur Oberflächliches, aber nichts Genaues bekannt ist, dürfte eine ausführliche und unbefangene Beantwortung jener Fragen willkommen sein. —

1. Wesen und Ursprung.

Die Salvation Army ist eine militärisch organisierte Missionsanstalt, die nicht Heiden, Juden oder Türken, sondern Christen zum Christentum bekehren will, aber nicht zu einer bestimmten Sekte, einem positiven, dogmatischen Glauben, sondern nur zu einem „christlichen, gottgefälligen Lebenswandel“, zur Christusverehrung, zum Gottvertrauen, zur Sittlichkeit. — Wie ihr Name besagt, will sie Seelen retten, und zwar „aus den Klauen des Teufels“.

Der Begründer dieses seltsamen Verbandes war William Booth, jetzt als „General“ Booth weltbekannt. — 1829 als Sohn hochkirchlicher Eltern

geboren, ließ er sich im Alter von vierzehn Jahren in den Schoß der wesleyanischen Methodistensekte aufnehmen. Im Lauf der Zeit errang er als Prediger so große Anerkennung, daß seine Kirchenbehörde ihn zum Missionär machte. Allein später entstanden zwischen ihm und der genannten Behörde Meinungsverschiedenheiten, infolge deren er sich wieder ausschließlich den gewöhnlichen gottesdienstlichen Verrichtungen hätte widmen und auf seine Missionsthätigkeit verzichten sollen. Er zog es vor, seine Stelle niederzulegen und auf eigene Faust Missionär zu werden (1861). Vier Jahre darauf wurde er eingeladen, in den östlichen Armenvierteln Londons eine Reihe von Religionsversammlungen abzuhalten. Die Einblicke ins dortige Volksleben, die er bei dieser Gelegenheit gewann, ließen ihn erschrecken vor der Sündhaftigkeit und der religiösen Gleichgültigkeit eines großen Teils der hauptstädtischen Bevölkerung. Kardinal Manning sagt:

„Wie viele christlich geborene Bewohner dieses reißenden, tollen Strudels sind nie getauft, nie im christlichen Glauben unterrichtet worden! Wie viele haben nie eine Kirche betreten! Wie viele leben unbewußt in der Sünde? Und wie viele übertreten die Gesetze Gottes geflissentlich? Wie viele werden von der Trunksucht verblendet, verblödet oder wahnsinnig gemacht? Wie viele Sünden aller Art werden Tag und Nacht begangen! Man kommt der Wahrheit

nahe, wenn man sagt, daß wohl die Hälfte der Bewohnerschaft Londons ohne einen Gedanken an Gott und Christus dahinlebt."

Auch Booth erkannte, daß eine ungeheure Anzahl von Londonern außerhalb des Bereiches der christlichen Kirche lebe und trotz aller Bemühungen der Geistlichkeit außerhalb desselben bleibe. Diese Erkenntnis bewog ihn zu dem Entschlusse, sein Leben der „Seelenrettung" seiner Landsleute zu widmen, namentlich derjenigen, die von den gewöhnlichen „Stadtmissionen" und der Geistlichkeit überhaupt nicht erreicht werden können. Alsbald begann er auf einem unbenutzten Stück Landes regelmäßig zu predigen. Seine ernste eindringliche Redeweise verschaffte ihm bald einen Hörerkreis; ein Teil desselben unterstützte ihn in seinen Bestrebungen, und so kam der „Ost-Londoner Christliche Wiederbelebungs-Verein" zu stande. Als die Anzahl der Mitglieder wuchs, wurde der Name „Christliche Mission" angenommen. Es fehlte nicht an einem gewissen Erfolge, allein derselbe dünkte Booth nicht groß genug. Das große Publikum bekümmerte sich nicht um seine Bemühungen. Ein gewaltiger Umschwung trat ein, als er 1878 den Bekehrungsverein in eine „Army" umwandelte.

Die „Wiederbelebungsgesellschaft" hatte auf patriarchalischer Grundlage beruht; die „Christliche Mission" war radikal-demokratisch-repräsentativ eingerichtet gewesen. Booth fand, daß beides verfehlt und von

endlosen Schwierigkeiten begleitet war: „Die gottesfürchtigsten und ergebensten unserer Arbeiter im Weinberge des Herrn zeigten sich am wenigsten geneigt zu Debatten und bloßem Gerede“, heißt es in einem von ihm herrührenden Zeitungsartikel, „das Ergebnis der Beratungen, Ausschußsitzungen u. dergl. war Ruhmredigkeit, Trägheit, Hemmnis. Wirkliche Soldaten fragen wenig danach, wer sie anführt oder wie sie marschieren, so lange es nur Sieg giebt. Wir finden, daß wir am besten ohne jene auskommen, die es für nötig halten, über alles, was sie thun, zu beraten und abzustimmen. Erst seitdem es festgestellt ist, daß jedes Korps unter seinem Kapitän, jede Division unter ihrem Major und die ganze Armee unter ihrem General steht und daß keine Agitation gegen die Vorgesetzten auf Erfolg rechnen kann, — erst seither erfreuen wir uns innerhalb unseres Verbandes allgemeiner Ruhe und allgemeinen Friedens.“ Der Mann erwies sich als kluger Menschenkenner, indem er an die streitbaren Instinkte appellierte, die — sei es offen oder latent — ein so starkes Element des menschlichen Wesens bilden. Ist doch das ganze Leben ein Kampf!

2. Ziele und Bestrebungen.

In dem vom „General“ herausgegebenen „Buch der Weisungen“ heißt es: „Wir bezwecken ein Evangelisierungssystem zu bieten, das besonders den ver-

worfensten und gottlosesten Elementen der Bevölkerung angepaßt sein soll. Wir wollen die Sklaven der Sünde befreien, in Kinder Gottes verwandeln und soweit wie möglich zu Seelenrettern machen." Das vom „Hauptquartier" herausgegebene anonyme Büchlein „Katechismus der Salvation Army" giebt als Zweck der Armee an: „Sie ist eine Armee von bekehrten Männern und Weibern, welche beabsichtigen, alle Menschen zu veranlassen, den Ansprüchen Gottes an ihre Liebe und Verehrung gerecht zu werden oder doch wenigstens zu lauschen."

Wäre die weitaus größte Mehrzahl der Leute religiös und glaubenseifrig, so hätte die Booth'sche „Armee" keinerlei Existenzberechtigung; wo keine geistliche Dürre vorhanden ist, bedarf es keiner Missionsbewässerung. Es ist nun allerdings recht fraglich und streitig, ob Religiosität und Glaubenseifer besser und wertvoller sind als Indifferentismus; allein das ändert nichts an der Thatsache, daß der Indifferentismus vorhanden ist und daß die Salvation Army somit ein reiches Feld zu bebauen hat sowohl in London als im ganzen Vereinigten Königreich. Es giebt Millionen von Menschen, bei denen man, wenn man ihnen eindringlich von „Tod, jüngstes Gericht, Himmel, Hölle" spricht, wunde Punkte berührt; diese für den gebildeten Freidenker bedeutungslosen Worte schlagen gar häufig an die Seelenthüre verkommener Sünder, wenn man's nur versteht, ihm

dieselben in geeigneter Weise vorzuhalten. Die Masse mag äußerlich gleichgültig erscheinen; im tiefen Innern jedoch schlummert latent der Glaube an ein Jenseits mit Strafen und Belohnungen. Das bildete im vorigen Jahrhundert die Stärke Wesleys und bildet jetzt die Hauptstärke Booths.

Die von den modernen Seligmachern ins Auge gefaßten Kreise sind, wie gesagt, ungeheuer zahlreich. Nicht nur das ärgste Gesindel, sondern auch der gewöhnliche Durchschnittsarbeiter besucht nie eine Kirche und ist sehr häufig ein Sklave der Trunksucht. Sein Weib ist oft noch ärger. Der Sonntagmorgen wird im Bett zugebracht, bis die Wirtshäuser geöffnet werden. Dort bleibt man bis drei Uhr, um welche Zeit die Schließung erfolgt. Sodann nimmt man das Mittagbrot ein, dann faulenzt man entweder auf dem Bette oder durchschlendert die Straßen, bis die Schnapsläden wieder offen sind. Das zweite Trinkgelage dauert bis zur Sperrstunde und den Schluß bildet nur zu häufig eine Schlägerei zwischen dem berauschten Ehemann und seiner vielleicht ebenso angeheiterten „besseren" Hälfte. Auch die Feierstunden der Wochentage werden in ähnlicher Weise totgeschlagen, und der durch schwere Arbeit verdiente Lohn wird elend vergeudet. Welchen Jammer die Trunksucht im Gefolge hat, weiß man überall; in England geschieht seit einem halben Jahrhundert großartig viel auf dem Gebiete der Mäßigkeits- und

Enthaltsamkeitsbewegung, und wenn man die „Selig-macher-Armee“ in jeder andern Hinsicht verwirft, in diesem einen Punkte — daß sie auf die Herabminderung der Trunksucht hinarbeitet — muß man ihr Anerkennung zollen.

Resumé: Der Booth'sche Verband will verkommene, sündhafte Halunken in anständige Menschen, Saufbolde in Wassertrinker, irreligiöse oder gleichgültige Leute in gute, aufopferungsfähige, selbstlose, begeisterte Christen verwandeln, die dann das an ihnen gelungene Werk ihrerseits an anderen versuchen sollen. Ehe wir auseinandersetzen, durch welche Mittel und mit welchen Ergebnissen und Erfolgen dies geschieht, betrachten wir der Salvation Army

3. Organisation und Finanzen.

Alles, was damit in Zusammenhang steht, hat militärische Bezeichnungen und einen militärischen Anstrich. Es giebt da einen General, einen Generalstab, einen Krieg, ein Hauptquartier, ein „Kriegsgeschrei“ (das Hauptorgan des Verbandes), Uniformen, Militärmusik, Kasernen, Fahnen, Fähnriche, Majore, Kapitäns, Lieutenants, Sergeanten, Kadetten, Soldaten, Kanonaden, „schweres Geschütz“, Festungen, Bombardements, Korps, Divisionen, Exerzier-Übungen u. s. w. Das französische Preß-Organ der Armee heißt: „Vorwärts!“ und das Motto der letzteren

lautet: „Blut und Feuer!“ (d. h. das Blut der Erlösung und das Feuer des Heiligen Geistes im Kriege mit dem Teufel.)

Natürlich kann keine Armee ohne strenge Disziplin bestehen; darum handelt es sich auch hier ausschließlich um Kommando und Gehorsam; der „Soldat“ gehorcht dem „Sergeanten“, der „Lieutenant“ dem „Hauptmann“ u. s. w. Alle aber sind dem „General“ blinden Gehorsam schuldig, und sie gewähren ihm denselben; Booth sagt in dieser Beziehung: „Tausende sind auf ein Wort hin bereit, gleich den Soldaten eines wirklichen Heeres, alles im Stich zu lassen, um sich mit Leib und Seele unsern Zwecken, d. h. der Erlösung Sündiger, zu widmen.“ In der Person des Generals ist die ganze Bewegung verkörpert, er hält alle Fäden in der Hand. Sein Einfluß reicht von der obersten bis zur untersten Sprosse der Stufenleiter. Er ist ein absoluter Monarch, er hat sich seine Monarchie selbst geschaffen; die Organisation und das ganze Drum und Dran der „Armee“ sind seinem Hirn entsprungen. Er übersieht die geringsten Details, er verwaltet das Verbandvermögen, er ernennt die Offiziere, versetzt sie und enthebt sie nach Belieben ihrer Stellen. Er verfaßt alle „Instruktions-“ und „Reglements-“Bücher, und entscheidet alle Streitigkeiten. Kurz, er ist ein unbewußtes Plagiat des Jesuitengenerals, womit übrigens nicht gesagt sein soll, er sei ein „Jesuit“,

obzwar ihm manche vorwerfen, er sei es. — Selbstverständlich kann nur ein Mann von geistiger Bedeutung eine so gefährliche, schwierige und verantwortungsvolle Stellung erfolgreich bekleiden. Booth erfreut sich allerdings der hierzu erforderlichen Geistesgaben, namentlich tüchtiger Organisationsfähigkeit und gründlicher Menschenkenntnis. Kräftig unterstützt wird er bei seiner umfangreichen Aufgabe von seiner bei der „Armee“ ganz besonders beliebten, mit außergewöhnlicher Rednergabe und einnehmenden Manieren ausgerüsteten, ungemein energischen Gemahlin, sowie von seinen drei Söhnen und drei Töchtern; die älteste der letzteren, ein dreiundzwanzigjähriges Mädchen, leitete die „Operationen“ der „Armee“ in Paris und später in der Schweiz; aus diesem Lande wurde sie ausgewiesen.

Die höchsten wie die niedrigsten Grade in der Seligmacher-Armee stehen dem weiblichen Geschlechte ebenso offen wie dem männlichen. Die weibliche Uniform besteht aus Kleidern und Hüten der denkbar einfachsten und schmucklosesten Art, die männliche aus einem dunkelblauen, ebenfalls höchst einfachen, mit roten Schnüren eingefaßten Gewande, dessen Rock nur bis zur Hüfte reicht; der Rockkragen trägt auf jeder Seite ein messingenes S, das „Salvation“ bedeutet, von den Gegnern der Bewegung aber als „Satan“ ausgelegt wird. Unter der Jacke tragen die „Soldaten“ ein hochrotes „Garibaldi-Hemd“.

Das ganze Land ist nach der neuen Erlösergeographie in dreizehn „Divisionen“ geteilt, deren jede einem „Major“ untersteht, dessen Aufgaben in der Leitung und Überwachung der Operationen aller zur Division gehörigen Korps, sowie in der Ausdehnung des Kriegs auf neue Orte und in der Abberufung von für ihre Stellung ungeeignet werdenden Offiziere bestehen. Jedes „Korps“ steht unter dem Befehl eines „Hauptmanns“, welchem oder welcher ein oder zwei „Lieutenants“ an die Hand gehen. Die Kapitäns und Lieutenants sind verpflichtet, die Prozessionen, Gottesdienste und Versammlungen zu leiten, die Offizierskandidaten zu belehren und Pläne zu neuen und angemessenen Mitteln der Seelenrettung auszuhecken und durchzuführen. Jeder Kapitän oder Lieutenant wird ungefähr alle sechs Monate versetzt, damit nicht die Gefahr eintrete, daß sie in einen „alten Schlendrian“, in eine Schablone verfallen oder „für Personen und Orte eine stärkere Zuneigung fassen als für Gott und den Erlösungskrieg“.

Die „Offiziere“ gehen aus den Reihen der „Soldaten“ hervor. Die „Kapitäns“ empfehlen dem Hauptquartier die erprobtesten „Soldaten“, die dann von dem Major der betreffenden Division geprüft werden; berichtet dieser günstig, so müssen sie noch eine vom General selbst gestellte lange Reihe von Fragen beantworten. Gelingt ihnen dies zu Booths Zufriedenheit, so werden sie in die „Schulungskaserne“

nach Clapton (im Nordosten Londons) geschickt; dort untersteht die Abteilung für Männer dem zweiten Sohne, die für Weiber der zweiten Tochter des Generals. Der dickleibige Bericht des „Hauptquartiers“ über den „Erlösungskrieg im Jahre 1882“ enthält eine ausführliche Schilderung der Einrichtung dieser Anstalt; wir heben einige Stellen heraus:

„Um sechs Uhr morgens kann man das Hifthorn hören . . . . . das durch die Gänge tönt, um die Insassen zu wecken und zur Pflicht des Tages zu rufen. Da jede Person ein eigenes Schlafzimmer hat, kann sie sich eine halbe Stunde allein sammeln, ehe sie an die Arbeit schreitet. Dann wird die christliche Wahrheit eine Stunde lang ernstlich studiert. Nach dem Frühstück wird Hausarbeit gethan. Die Betten werden gemacht, die Fenster gereinigt, die Fußböden gefegt oder gescheuert, die Schuhe geputzt und das Eßgeschirr gewaschen . . . . . Das Scheuern von Fußböden gewöhnt den künftigen geistlichen Führer an eine strenge Disziplin . . . . . Natürlich kommt es zuweilen vor, daß diese Probezeit einem Kandidaten nicht behagt und ihn zur Rücknahme seiner Bewerbung veranlaßt; wer Offizier werden will und als solcher ein müßiges Leben führen zu können glaubt, wird hier sofort enttäuscht. Eine Stunde später beginnt das Bibellesen mit Erläuterungen, die Verbesserung der Handschrift und der Schreibweise, der Unterricht in den Lehren und

Grundsätzen der Salvation Army, die militärischen Übungen und die Unterweisung im Musizieren ..... Der Nachmittag wird von Kriegsübungen ausgefüllt, wie z. B. dem Besuch von Soldaten, dem Verkauf des „Kriegsgeschrei", dem Scheinbombardement eines naheliegenden Bezirkes oder Dorfes, bei welch letzterem Manöver sich die belagernde Schar in mehrere Kompagnien teilt, deren jede von einem der Kadetten befehligt wird. Dadurch wird es den Zukunfts-Offizieren später leicht und zur Gewohnheit, wirkliche bisher unangegriffene Städte zu beschießen."

Nach sechswöchentlichem bis dreimonatlichem Aufenthalt in der „Nationalen Schulungskaserne" wird der Kadett als Probelieutenant „ins Feld" geschickt. Erweist er — oder sie — sich als „untauglich", so erfolgt sofort die Rückversetzung in die Reihen der „Gemeinen" („Soldaten"); doch wird bei der Auswahl von Kadetten so streng verfahren, daß diese Notwendigkeit nur selten eintritt. Die meisten eintretenden Offiziere geben häusliche Herde oder Stellungen auf, die vom weltlichen Standpunkt aus bequemer und einträglicher sind als die Seligmacherei. Diese nimmt die ganze Zeit und Kraft der Angestellten in Anspruch. Die Betreffenden treten vollständig in die Dienste des Generals und werden aus den Armeefonds bezahlt, allerdings recht dürftig. Die Maximal-Entlohnung eines ledigen Kapitäns beträgt 21, eines weiblichen 15, eines verheirateten

Hauptmanns 27 Mark wöchentlich; im letzteren Falle wird für jedes Kind 1 Mark wöchentlich hinzugefügt. Und was haben die Leute für dieses geringe Salär zu leisten! Jeder Offizier muß wöchentlich 19—25 gottesdienstliche Versammlungen in der Dauer von 30—40 Stunden leiten und 18 Stunden dem Hausbesuch Neubekehrter und zu Bekehrender widmen, abgesehen von den vielen anderen Obliegenheiten, die mit seinem neuen Berufe zusammenhängen. Von Sinekuren ist also keine Rede; dieser Umstand läßt Booth annehmen, daß egoistische, selbstsüchtige, geld- und bequemlichkeitsliebende Personen nicht in erheblicher Anzahl Offiziere werden. Beim Aufgeben seiner früheren Beschäftigung muß ein Offiziers-Aspirant um so aufopferungsfähiger sein, als er weiß, daß er, falls er eine gewisse Probezeit nicht gut besteht, keine Anstellung erhält und daß er im besten Falle, wie gesagt, alle sechs Monate versetzt wird. Übrigens mag es bei alledem vorkommen, daß mancher als Kandidat auftritt, weil er arbeits- oder stellenlos ist und der geringe pekuniäre Ertrag der Seligmacherei ihm diesfalls, bis sich etwas Passenderes findet, besser dünken mag, als gar nichts.

Eine Obliegenheit der Offiziere, auf die viel Gewicht gelegt wird und in der sie in der Schulungskaserne möglichst genau unterrichtet werden, ist das Abfassen von wöchentlichen Berichten ans Londoner „Hauptquartier“, betreffend ihre Thätigkeit, den Stand

der Korps- und Divisions-Finanzen u. s. w. Die meisten dieser, fast immer in siegesbewußtem Tone gehaltenen Berichte kommen im Haupt-Vereinsorgane („War-Cry“) zum Abdruck und gewähren ein fortlaufendes Bild der Ausbreitung der Verbandswirksamkeit. In dem bereits erwähnten Buche „Erlösungskrieg im Jahre 1882“, das einer ausführlichen Darstellung der ausgedehnten Thätigkeit — hauptsächlich auf Grund der Offiziersberichte — gleichkommt und ein ebenso interessantes wie seltsames Werk ist, finden wir u. a. eine Reihe von hauptmännischen Berichten über die „Eroberung“ verschiedener Städte in England, Indien und Amerika. Um zu zeigen, wie gut die „Armee“ organisiert ist und wie gut ihre Angestellten auf das militärische Drum und Dran eingeübt sind, citieren wir im folgenden wörtlich eines dieser begeisternden Schriftstücke, das überdies für das ganze Wesen und die Verfahrungsweise der Salvation Army höchst bezeichnend ist:

„Eroberung Shipley's (Grafschaft Yorkshire); Vertreibung des Feindes.

„Diese Stadt war ein starkes Bollwerk des Teufels, der eine große Anzahl von Männern, Weibern und Kindern niedermetzelte. Zum Himmelsthron stiegen Gebete auf, in denen der König um sofortige Befreiung angefleht wurde. Wir erhielten den Befehl, zu avancieren. Am 11. Februar, als unsere Pikets

herbeiströmten, herrschte große Aufregung und in der ganzen Gegend sprach man davon, daß Shipley Tags darauf fallen werde. Am Sonntagmorgen lächelte der Himmelskönig auf uns herab und die himmlische Feuerwagen-Artillerie umgab uns; vor dem Thron auf unsern Knieen liegend, gelobten wir, unsere Pflicht zu thun und müßten wir dafür sterben.

„Starke Ladung der Erlösungs-Infanterie.

„Um 9½ Uhr ließ sich das Hifthorn vernehmen und bald war jeder Soldat auf seinem Posten. Die Bradforder Bande spielte während des Angriffs. Die Cadres, 200 Mann stark, bestanden aus den Korps Nro. . . . und . . . Wir marschierten auf den Marktplatz, bestiegen die Anhöhen, worüber die versammelten Riesenmassen sich höchlich erstaunt zeigten. „Amen"-Salven erzielten große Wirkung. Sodann sangen wir ein Kriegslied. Wir fühlten, daß Gott uns die Stadt in die Hände liefern werde.

„Aufhissen der Signale.

„Sieben- bis achttausend Menschen hatten sich versammelt, jeder verfügbare Raum war besetzt, von Fenstern, Balkons, hohen Mauern, Telegraphenstangen und Hausdächern aus schwenkten Männer und Weiber ihre Taschentücher, und sie freuten sich, daß wir zu ihrer Errettung herbeigekommen waren. Wir schwenkten ihnen unsere Taschentücher triumphierend entgegen.

„Der Feind streckt die Waffen.

„Während wir gegen den Teufel loszogen und seine Pläne zur Verbrennung von Leib und Seele enthüllten, lauschte die Menge mit gespannter Aufmerksamkeit. Als wir Erlösung von aller Sünde unter der Bedingung anboten, daß die Übergabe erfolge, und als unsere Soldaten von ihrer eigenen Befreiung erzählten, traten vielen die Thränen in die Augen. Wir mußten den ganzen Vor- und Nachmittag im Freien bleiben. Gleichzeitig ließ ein von Kapitän D., Lieutenant D. und Sergeant S. angeführtes Detachement in der überfüllten Kaserne ein lebhaftes Kanonenfeuer gegen den Feind spielen. Es herrschte die beste Ordnung . . . . . .

„Waffenstillstand behufs Verwundetenpflege.

(D. h. Pause, um dem Publikum Zeit zu lassen, sich zu sammeln.)

„Am Abend war die Kaserne lange vor der festgesetzten Zeit voll; tausende mußten unverrichteter Dinge fortgehen. Nun kam der Hauptangriff und das große Blutbad. Die Wahrheit traf die Herzen gleich einer Bombe, die da explodiert und eine Legion von Teufeln vernichtet. Ganze Gruppen von Männern und Weibern flehten um Gnade und freuten sich ob ihrer Rettung vor dem Feuer.

„Verkündung des Friedens.

„Sodann bestiegen sie die Plattform und verkündeten, was Gott für ihre Seele gethan. Ein Mann erzählte, er sei unzähligemale im Kerker gewesen, und ein diensttuender Polizist fügte hinzu, er selbst habe ihn fünfmal eingesperrt.

„Nach einwöchentlicher Beschießung legten 148 Personen die Waffen der Empörung nieder. Tausende hätten uns gerne gesehen und gehört, doch war nicht genug Raum vorhanden.

„Weitere Nachrichten von der Front des Kriegsschauplatzes folgen nach. — Major Cadman."

Ein anderer Major begann seinen Bericht über die „Erstürmung" der Stadt Tamworth mit den Worten: „Großer Sieg! 120 Kriegsgefangene am ersten Tag, 322 in der ersten Woche!" Doch ist es Zeit, daß wir diesen Abschnitt mit der Betrachtung der „Kriegs-Finanzen" beschließen.

Die Armee ist in finanzieller Beziehung gut organisiert und erfreut sich ausnehmenden Glücks. Ihr Einkommen setzt sich hauptsächlich aus drei Quellen zusammen: a) Lokale Beiträge der Soldaten und Offiziere, sowie Sammlungen bei den Erlösungsmeetings; die solchergestalt einlaufenden Gelder dienen zur Bestreitung der lokalen Kosten jedes einzelnen Korps, wie z. B. Bezahlung von Saalmieten — wo die Armee nicht selbst ein Gebäude besitzt —,

von Gehältern der lokalen Offiziere u. s. w. (Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß den letzteren die Gehälter nicht garantiert werden; sie müssen bei Dienstesantritt schriftlich erklären, daß sie an das Verbandsvermögen keinen juristischen Anspruch haben; doch ist stillschweigend verstanden, daß, falls die lokalen Korpseinnahmen nicht hinreichen, das Hauptquartier die Saläre ergänzt, so lange Fonds vorhanden sind; übrigens genügen die Lokalgelder fast immer zur Bestreitung aller Ausgaben.) — b) Jahresbeiträge und Einzelspenden, die von Freunden der Bewegung im Publikum ans Hauptquartier eingesendet werden. Diese Gelder werden zur Bestreitung der allgemeinen Kosten des Unternehmens verwendet, als da sind: Gehälter und Kosten des Generalstabs (d. h. der im Hauptquartier arbeitenden höheren Beamten) und der Majore, die ersten Kosten der Eröffnung neuer Stationen, der Unterhalt der Kadettenschule, die Reiseauslagen der Offiziere, der Druck der Verbandveröffentlichungen 2c., vornehmlich aber der im großen Maßstabe betriebene Ankauf und Bau von Gebäuden für Versammlungszwecke, für die Errichtung von Buchläden, Bureaus, „Kasernen“ u. s. w. c) Der Erlös der Armeepublikationen (Zeitungen, Bücher und Broschüren); dieser Posten findet dieselbe Verwendung wie b.

Der „General“ verwaltet das bewegliche und unbewegliche Vermögen der Salvation Army; alles ist unter seinem Namen eingetragen, doch besteht eine

beim Kanzleigerichte hinterlegte Urkunde, die das Vermögen dem Verbande sichert. Die Bücher des Hauptquartiers, die eine genaue Verrechnung der Einnahmen und Ausgaben enthalten, und die von jedermann aus dem Publikum eingesehen werden können, unterliegen der Kontrolle einer bekannten Revisorenfirma, die somit von allen Details unterrichtet ist. Diese Firma bezeugt, daß weder Booth noch seine Frau seit dem Beginn des Unternehmens — womit in diesem Falle ein Zeitraum von 2 Jahrzehnten gemeint ist, also seit dem Bestande der Wiederbelebungsgesellschaft — auch nur einen Penny Gehalts bezogen haben. (Sie haben ihren Lebensunterhalt, wie es in einer Broschüre des „Generals" heißt, „aus einer gänzlich unabhängigen Quelle" bestritten.) Die Überprüfung der Geschäftsbücher aller Korps einer Division geschieht durch den betreffenden Major, sowie durch Abgesandte des Hauptquartiers. Die Lokalfinanzen werden durch einen Korps-Kassier gehandhabt, die Bücher vom Korps-Sekretär geführt; auch der Kapitän muß von allen Einzelheiten unterrichtet sein. Das Hauptquartier giebt alljährlich einen beglaubigten Bilanz-Ausweis heraus.

4. Lehren und Grundsätze.

Es ist nicht leicht, die religiösen Lehren des Erlöserheeres klar und bündig darzulegen. Wir glauben, am besten zu thun, einige Stellen aus verschiedenen

Schriften des Generals anzuführen: „Wir halten uns an das altmodische Evangelium der Erlösung von wirklicher Schuld und von der wirklichen Gefahr, die uns von einer wirklichen Hölle droht, durch Ihn, der den wirklich Reuigen und allen, die Ihm ihr Herz wirklich weihen und auf ihn vollkommen vertrauen, wirkliche Verzeihung gewährt.“ — „Wir lehren, Sünde sei Sünde, wer sie auch immer begehe, und Sünde müsse von göttlichem Unwillen begleitet sein. Alle Menschen sind für ihre Annahme oder Ablehnung der vollständigen Befreiung von der Sünde durch unsern Herrn verantwortlich.“ — „Wir sollten unser Leben der Erlösung unserer Mitmenschen widmen.“ — „Wir predigen Reue vor Gott, Bekennung der Sünde, Gutmachung des Menschen etwa zugefügten Unrechts, Aufgeben des weltlichen Sinnes und aller irdischen Thorheiten.“ — Ferner: „Ohne den Glauben an Jesus kann man nicht selig werden. Dieser Glaube zeugt immer Früchte des Gehorsams gegen Gott während eines echt heiligen Lebens; hierunter ist für den Anfang nicht die gänzliche Heiligung, wohl aber eine stetig wachsende Frömmigkeit vom Beginne an zu verstehen. Schlägt einem dies fehl, hört man also auf zu wachen, zu beten und im Lichte zu wandeln, so wird man im Glauben und im Gewissen Schiffbruch leiden und ein Verdammter sein.“ „Das ist unser Evangelium. Diese Lehren haben Myriaden einem besseren Leben zugeführt; sie

sind nicht neu, sondern so alt wie die Episteln Pauli und Johannis."

In minder geistlicher Sprache haben wir irgendwo die folgende kurze Zusammenfassung des Glaubensbekenntnisses der Anhänger William Booths gelesen: „Der Mensch ist ein Sünder, Christus ist ein Erlöser, er starb für jedermann, folglich auch für dich. Er hat mich erlöst, folglich kann er auch dich erlösen. Komm' daher an die Erlösungsquelle, sie ist kostenfrei, unentgeltlich." Mit geringen Änderungen dreht sich in der That die ganze Doktrin um diesen Kernpunkt. Hinsichtlich aller übrigen Religionsanschauungen und Sektendogmen bleibt jedem Mitglied der „Armee" der freieste Spielraum; er darf die Lehren der Kirche, der er ursprünglich angehört hat, beibehalten, und hat er sich früher um gar kein Bekenntnis gekümmert, so steht es in seinem Belieben, dies auch fürder nicht zu thun. Seine theologischen Meinungen würden ihm in keinem Falle von Nutzen sein, da der General das Nachdenken darüber nicht begünstigt und das Streiten darüber geradezu verbietet. „Das Einzige, was wir bezüglich rein theologischer Fragen lehren, ist, daß dieselben thunlichst zu vermeiden sind." Das Klügeln, das Argumentieren, das Polemisieren verpönt er; kommt man einem seiner Seligmacher mit kirchlich-dogmatischen Einwendungen, so antwortet er einfach: „Es ist so wie ich sage. Wer es glaubt, wird selig; wer nicht,

bleibt verdammt.“ Auch gegen die Bibel ist Booth, „sofern ihre Lehren bloß theoretisch, spekulativ und polemisch sind;“ nur die, die praktische Thätigkeit seiner Schöpfung berührenden Teile der Bibel beachtet er, und diese Teile legt er zuweilen in einer seltsamen Weise aus, wie vor ihm niemand sie ausgelegt hat; so z. B. „die Saat des Weibes wird das Haupt der Schlange zerdrücken“; während dies bisher auf Christi Sieg über den Teufel bezogen wurde, meint Booth, es bedeute, daß die Hallelujahs seiner Soldatinnen die Schnapshäuser vernichten werden! Die Hölle der Salvation Army ist ein See voll brennenden Schwefels. Sie bildet eine gewichtige Waffe ihrer Rüstkammer. Um die Sakramente bekümmert sich Booth nicht; er verbietet sie weder, noch befürwortet er sie. Diejenigen „Soldaten“, die das Sakrament der Taufe von früherher respektieren, dürfen ihre Kinder nach Belieben in irgend einer Kirche oder bei einem Erlösungsmeeting durch einen männlichen oder weiblichen Kapitän taufen lassen; aber die Taufe wird weder als Notwendigkeit noch als Pflicht hingestellt. Auch das Kommunizieren bleibt ausschließlich der persönlichen Neigung jedes einzelnen anheimgestellt. Kurz, der General hat einmal in einer Rede ausdrücklich erklärt, er betrachte die Sakramente nicht als wesentliche Vorbedingungen der Erlösung.

Einige der vorstehenden Mitteilungen werden

vielleicht manchen Leser zur Annahme verleiten, die Seligmacher seien eine Sekte. In Wirklichkeit ist dem nicht so, und Booth betont fortwährend, es sei ihm dringend darum zu thun, zu verhüten, daß seine „Armee“ sich je zu einer Sekte krystallisiere. Ob ihm dies — einen längeren Bestand der Bewegung vorausgesetzt — auf die Dauer gelingen wird, kann man natürlich nicht wissen; das Beispiel Wesley's im vorigen Jahrhundert spricht gegen die Wahrscheinlichkeit des Gelingens, doch ist's ja möglich, daß Booth seine Sache besser verstehen wird. Das Entmutigen theologischer Untersuchungen und das vollständige Ignorieren der Differenzen zwischen den vorhandenen Kirchensekten (der General sagt: „Wir können uns nicht mit der Besprechung von Fragen abgeben, über die die größten Theologen uneinig sind“) dürfte jedenfalls geeignet sein, die verpönte Krystallisierung mindestens eine Zeit lang hintanzuhalten. — Die Außerachtlassung der theologischen Details der verschiedenen Kirchenlehren besagt übrigens nicht, daß die Leiter der modernen Erlöser von den Kirchen überhaupt nichts wissen wollen. Im Gegenteil, sie sind von jeder Rivalität weit entfernt; sie erkennen jeden Versuch, der auf dieselben Ziele — d. h. auf die Seelenrettung von Sündern — gerichtet ist, freudig an, gehe er von welcher Seite immer aus; das ist eine in der Religionsgeschichte vielleicht ganz neue Erscheinung, und ein solcher Mangel an Eifersucht und

Mißtrauen verdient Anerkennung, abgesehen davon, daß er zeigt, es sei den Leuten wirklich nur um die „Erlösung“ möglichst großer Menschenmassen zu thun. — Auch ist es den „Soldaten“ gestattet, Mitglieder beliebiger Sekten zu bleiben oder zu werden. In der Broschüre „Das Drum und Dran der Erlösungs-Armee“ heißt es: „Mehr als vierhundert von uns bekehrte und geschulte Personen sind von verschiedenen anderen Religionsanstalten als Prediger, Missionäre, Evangelisten, Studenten, Kolporteure, Sonntagsschullehrerinnen u. dgl. angestellt worden.“ Anderswo finden wir den folgenden Ausspruch: „Unser einziges Ziel ist das Seelenheil der Menschen; es ist uns egal, ob dieses von uns oder von andern herbeigeführt wird. Wir wären Heuchler, wollten wir uns nicht ob aller echten Missionsarbeit freuen; wir glauben an jede Bethätigung des heiligen Geistes.“ Der Unterschied ist nur, daß die anderen sich mehr an Juden, Heiden und laxe Christen der mittlern Schichten wenden, während die „Armee“ die niedrigsten Klassen zu erreichen sucht, die den andern unzugänglich sind.

Da Booth glaubt, die Mehrzahl der Menschen eile blindlings einem Schicksale ewiger Höllenpein entgegen, und da es ihm infolgedessen auf eine möglichst große Quantität von Seligmacherei ankommt, lehrt er, daß jeder Neubekehrte nichts Besseres thun könne, als möglichst viel Zeit an die Bekehrung anderer zu wenden; jede Stunde, die mit andern

Dingen ausgefüllt werde, sei daher verschwendet, der „guten Sache" entzogen. Darum dürfe man keine Geselligkeitsvereine bilden, nicht ins Theater gehen, keine Vergnügungslokale besuchen, sich keinem Klub anschließen, keine weltlichen Studien treiben, sich nicht ausbilden. — Vom Standpunkt der Gottgefälligkeit allein sind diese von jedem Menschenfreund als höchst schädlich und beklagenswert betrachteten Entmutigungen nicht zu erklären, denn man kann all' dies thun und dabei fromm, ja orthodox-religiös sein; der Grund ist also, wie gesagt, in der vermeintlich alles andere an Dringlichkeit übertreffenden „Erlösung" Anderer zu suchen. Weit eher zu billigen als die Verpönung geistiger Nahrung — im Gegensatz zu geistlicher — ist die Unterdrückung möglichst vieler materieller Bedürfnisse; sie steht auch mehr im Einklang mit den althergebrachten Begriffen von einem christlichen Lebenswandel. Booth verlangt keine Askese, sondern nur die auch von Wesley empfohlene Einfachheit. Die Kleidung muß schmucklos sein, essen können die „Soldaten" und „Offiziere" schon vermöge ihrer niedrigen Löhne und Gehälter nicht allzuviel, das Rauchen und der Genuß geistiger Getränke sind ihnen aufs strengste untersagt, desgleichen das Spielen von Zufallsspielen, die Teilnahme an Jagden, Wettrennen u. dgl., das Lügen, das Fluchen, die Unehrlichkeit, jede Gemeinheit und List im Geschäfts- wie im Privatleben, jede

Unreinheit im Handeln und Denken. Ferner wird ihnen eingeschärft, ihren Krieg nie vom geistlichen Gebiete aufs physische zu übertragen; deshalb lassen sie sich körperliche Angriffe seitens des Straßenpöbels gefallen, ohne ihrerseits physischen Widerstand zu leisten.

Einer der obersten Grundsätze im Booth'schen „Buche der Vorschriften und Verhaltungsmaßregeln" (Abschnitt „Weisungen für befehligende Offiziere") ist das Streben nach Öffentlichkeit. Die Aufmerksamkeit der Zeitungspresse soll zunächst fortwährend auf die Bewegungen, die Erfolge und das ganze Thun der Armee gelenkt und dann wachgehalten werden, da hiedurch das große Publikum für die Sache interessiert wird, was bei den gewöhnlichen Missionsanstalten nicht der Fall ist. Der General wußte gar wohl, was er wollte, als er schrieb: „Es liegt in unserem Interesse, so oft als möglich in den Zeitungen zu stehen, sei es in welcher Weise immer." Die günstigen Erwähnungen sind natürlich wertvoll, die feindseligen aber noch wertvoller, da sie lieber gelesen werden und zu Debatten und Polemiken Anlaß geben. Es ist den Seligmachern vollständig gelungen, ihr Dasein und ihre Wirksamkeit in ganz hervorragender Weise zur öffentlichen Kenntnis zu bringen. Nur der häufigen Beschäftigung der Blätter mit der Salvation Army hat diese die lebhafte moralische und materielle Unterstützung zu danken, die sie im

Publikum gefunden. Die Gegnerschaft, deren sie sich mindestens in ebenso hohem Grade „erfreut“ — buchstäblich — ist einer andern Art von Öffentlichkeit zuzuschreiben, nach der der Verband strebt, um die zu bekehrenden Massen anzulocken. Die Art und Weise, wie er dies thut, wie er seine Ziele zu erreichen trachtet, sei in dem folgenden Abschnitt auseinandergesetzt.

5. Mittel und Wege.

Um das Publikum zu ihren Erlösungsversammlungen heranzuziehen, ist den Seligmachern kein Mittel zu grell, zu ungewöhnlich, zu stark. Je auffallender, desto besser, weil voraussichtlich und erfahrungsmäßig wirksamer. Kommen sie in eine Stadt, in der sie vorher nicht gewesen, so kündigen sie sich schon einige Tage vorher durch die sonderbarsten, in Farbe, Sprache, Druck und Anbringung gleich exzentrischen Plakate an, auf denen Worte wie „Krieg“, „Blut und Feuer“, „Erstürmung“ u. dgl. eine so große Rolle spielen, daß es thatsächlich schon vorgekommen ist, daß altmodische, unwissende Leute, in dem Glauben, es werden in der Stadt wirkliche Metzeleien vorkommen, zeitweilig in eine andere Stadt übersiedelten, und daß man der „Armee“ den Einzug auf Grund solcher Befürchtungen gewaltsam verwehren wollte, wodurch dann wirklich blutige Schlägereien zustande kamen. Wie in neuen Stationen

weiter verfahren wird, haben wir in einem früheren Abschnitte mitgeteilt („Eroberung von Shipley“). Instrumentalmusik und lärmender Gesang haben viel mit der Gewinnung neuer Garnisonsorte zu thun, aber ebensoviel mit der fortdauernden Besetzung der bereits eingenommenen. Ist eine Stadt einmal „gefallen“, so siedelt sich die Armee daselbst endgültig an, erwirbt ein Gebäude oder mietet einen Saal und setzt den Feldzug gegen den Teufel eifrig fort. Täglich durchziehen „Detachements“ die Stadt oder den Bezirk in Prozessionen, die den Zweck haben, das Publikum zum Besuch der „Erlösungsversammlungen“ aufzufordern. An der Spitze schreiten gewöhnlich ein weiblicher und ein männlicher Kapitän, die nach rückwärts gehen und als Kapellmeister fungieren. Einige Musikanten beiderlei Geschlechts bearbeiten mit mehr Energie als Wohlklang verschiedene Instrumente. — Wenn friedliche Bürger sich über diese unmusikalische Musik beklagen, so wenden die Leiter des Seligmacherbundes mit Wesley ein, der Teufel müsse nicht lauter gute Musik haben, sondern auch etwas schlechte. Dem „Orchester“ folgt eine mehr oder minder große Schar von „Soldaten“ — abwechselnd einige Reihen Weiber und einige Reihen Männer — welche jubilierenden Tones Hymnen und christliche Lieder, die in ziemlich burschikosen Knittelreimen abgefaßt sind, zu leichten, lebhaften, vielfach Operetten, Singspielhallen-Couplets

u. s. w. entnommenen Melodien singen, gewöhnlich kann man sagen brüllen, wobei die Kapitäns oft die verrücktesten Gebärden und Gesten machen, während die „Soldaten" nicht selten ernst und zielbewußt dreinblicken. Die Prozession schreitet rasch vorwärts und scheint gar nicht zu wissen, daß sie von den Passanten beobachtet wird oder daß ihr ein Troß folgt oder daß Gassenjungen recht profane Liedchen pfeifen und singen; auch die unsaubern Gegenstände, mit denen man die Soldaten recht oft bewirft, werden von diesen nicht beachtet. Von Zeit zu Zeit bleibt der Zug an einer Straßenecke stehen, was dann natürlich auch der Troß thut. Die Seligmacher bilden einen Kreis, worauf die Menge alsbald beträchtlich anwächst. Einer der Offiziere stellt sich inmitten des Kreises auf und fängt an, mit gravitätischem Gesicht, heftigen Gestikulationen und gemeinem Dialekt, in äußerst volkstümlicher, häufig ungemein burschikoser, greller und exzentrischer Weise zu „predigen". Das Folgende ist ein mildes Beispiel:

„Freunde! Gott sei Dank, ich bin auf dem Wege in den Himmel. Aber ich mag nicht allein dahin reisen; ich will von euch begleitet sein, von jedem einzelnen unter euch! Wollt ihr mitkommen? Ich frage nochmals, ob ihr wollt. Ich versichere euch, ihr könnt mitkommen — selbst der Ärgste kann in den Himmel gelangen. Vor einem Jahr war ich

ein ebenso schlimmer Lumpenkerl wie irgend einer von euch. Das Saufen brachte mich oft dem Wahnsinn nahe, aber Jesus zeigte mir den gähnenden Höllenschlund und — noch besser — bewies mir seine Liebe. Er reinigte mich in seinem Blute und erlöste mich. O, Freunde, lasset ihn dasselbe für euch thun, heute, sofort! Er sehnt sich danach. Kommet in unsere Versammlung in der . . . . Halle und höret dort von seiner Erlösung!"

Die Soldaten begleiten jeden Satz mit einem Ausruf wie „Hallelujah!", „Amen!", „Ei freilich", „Ja wohl", „Gepriesen sei der Herr!" u. dgl. Nach Hersagung eines kurzen Gebetes stellt sich die Prozession wieder zusammen, stimmt abermals einen Gesang an ꝛc. wie oben. Einmal hörten wir eine Hymne singen, die etwa folgendes besagte: „Wir wollen unser Banner hoch tragen, das Erlösungsbanner hoch tragen. Wir werden für dasselbe kämpfen, bis wir sterben und unsere himmlische Wohnung beziehen." Die verschiedenen Gesangbücher der Salvation Army, deren einzelne Lieder und Hymnen von den heterogensten Autoren, zumeist aber von Mitgliedern des Verbandes herrühren (der „War Cry" enthält in jeder Nummer neue Beiträge zur Erlösungspoesie), zerfallen in sechs mit militärischen Titeln versehene Abteilungen. Die erste liefert die während der Umzüge zu singenden Lieder und heißt:

„Aufforderungen zur Übergabe.“ Die zweite, welche auf den Erlösungsmeetings anfänglich benützt wird, heißt: „Schweres Geschütz“; aus der dritten und vierten („Parlamentärfahnen“ und „Salutschüsse“) schöpft man bei diesen Gottesdiensten nach gethanem Bekehrungswerke, und der Inhalt der zwei letzten („Königliche Märsche“, „Kriegsrufe“) kommt auf den nicht fürs Publikum bestimmten, von uns bald zu erwähnenden „Heiligkeitsversammlungen“ der Seligmacher zur Anwendung. Übrigens begnügt sich die Armee nicht mit den Prozessionen — ja diese pflegen dort, wo schlimme Störungen der öffentlichen Ruhe zu befürchten sind, oft gänzlich zu entfallen —; ihre Mitglieder suchen die niedrigen Klassen auch in aller Stille in den schmutzigsten Gäßchen, in den Wohnungen, in den Wirtshäusern rc. auf, und reden ihnen zu, sich auf den Gottesdienst-Meetings Erlösung zu holen; dabei kommen sie freilich nicht selten übel weg, indem sie durchgeprügelt oder mit Unrat beworfen werden; aber sie lassen sich das in ihrem Fanatismus nicht anfechten. Im Gegenteil, sie nehmen ihre Aufgabe desto ernster, je mehr sie darunter leiden. Sie versuchen alles Erdenkliche, um die Leute zum Besuch ihrer Versammlungssäle zu überreden. Sind dieselben einmal dort, so thun sie wieder ihr möglichstes, um sie da zu behalten und sie zum Wiederkommen zu veranlassen.

Dies bringt uns endlich auf die bereits so oft

erwähnten Erlösungsmeetings oder Gottesdienstversammlungen, auf denen die Armee stets neue Rekruten wirbt und — findet.

Vor dem Eingang der Versammlungslokale hängen Laternen mit Inschriften wie „Kommt! Erlösung! Vollständige und unentgeltliche Seligkeit! Erlösung jetzt und später!“ Diese Laternen ähneln, — die Inschriften ausgenommen — denen, die vor den Thüren der unzähligen englischen Wirtshäuser zu sehen sind. Die Säle sind zumeist riesig, in allen Fällen ganz schmucklos und zu drei Vierteln von Zuschauerbänken erfüllt, die bei jedem Meeting dicht besetzt sind. Der übrige Raum wird von einer Plattform mit amphitheatralisch erhöhten Bänken, von der eine grellrote, das Motto „Blut und Feuer“ aufweisende Fahne herabweht, eingenommen; die Bänke sind für die Soldaten bestimmt. In manchen Sälen findet sich auf der Plattform ein einfacher Tisch mit Hymnenbüchern, Bibeln und einem Wasserkrug, der allen als gemeinsamer Erfrischungsquell dient. Die Wände sind zum Teil mit Bibelstellen bedeckt. An der Thüre draußen stehen ein bis zwei Portiers, die dafür sorgen, daß möglichst wenige feindselig aussehende Elemente in den Saal gelangen. Im Innern bieten einige Seligmacher die neuesten Nummern der Verbandzeitungen feil. Der Gottesdienst — die „Rekrutierung“ — beginnt stets um acht Uhr abends und dauert ungefähr zwei Stunden; Sonntags jedoch

finden in jedem Lokal zwei Meetings statt: um drei und um sieben.

Die Versammelten dürfen nach Belieben plaudern oder lachen, bis der Kapitän, dem gewöhnlich ein Lieutenant zur Seite steht, das Zeichen zum Beginn giebt, was er — oder sie — durch das Erheben einer Hand thut. Den Anfang macht eine stehend und schleunig gesungene Hymne, etwa: „Mein Erlöser litt am Baum, Ruhm dem blutenden Lamm; Ich weiß, daß all meine Sünden mir vergeben sind und daß ich auf dem Weg zum Himmel bin" 2c. Oder: „Wir werden an jenem großen Tag den Richter herabsteigen sehen und himmlische Musik süß durch die Luft tönen hören; Wir werden den Donner rollen hören; Wir werden den Erlöser kommen sehen; Dann wird es zum Bereuen zu spät sein, denn es wird keinen Pardon geben; Dann werdet ihr wünschen, ihr wäret bekehrt worden; O, ihr werdet wünschen, ihr wäret Soldaten gewesen." Oder: „Ihr thätet gut, zu Jesus, zu Jesus, zu Jesus zu kommen, so lange ihr könnt; Arme Sünder, wendet euch ihm zu, um dem ewigen Höllenfeuer zu entgehen; Ihr werdet die ganze Welt verbrennen sehen; Ihr werdet die Bösen jammern hören; Ihr werdet die Frommen jubeln hören; Warum zögern?" 2c. Jede Hymne hat einen Brüll-Refrain, der nach jeder Strophe mit der größten Begeisterung wiederholt wird; der Refrain des ersten unter den soeben citierten Liedern z. B. lautet:

„Das Lamm, das Lamm, das blutende Lamm!
Ich liebe den Klang des Namens Jesu;
Derselbe versetzt meinen Geist in Feuer.
Ruhm und Preis dem blutenden Lamm!“

Während der letzten Strophe knieen die Soldaten nieder und legen einen erhöhten Andachtseifer an den Tag; ein großer Teil der mitsingenden Zuhörerschaft fühlt sich gleichsam moralisch verpflichtet, den Nacken ein wenig zu beugen; viele aber bleiben ostentativ aufrecht stehen oder sitzen; manche lachen und machen spöttische Bemerkungen, wie z. B.: „Wo bleibt die Minz-Sauce?“ (In England wird Lammsbraten nämlich stets nur mit Minz-Sauce genossen) oder: „Ich bin nicht erlöst und will es nicht sein“ u. dgl. Am höchsten steigt der Enthusiasmus der „Krieger“ während des letzten Refrains; sie schreien, als ob sie gespießt würden, schwenken ihre Taschentücher und Gesangbücher — wir haben sogar die Flagge aus ihrer Befestigung reißen und wütend schütteln gesehen — und die auf der Plattform spielende Korps-Musikbande (die Blas-Instrumente und die Trommeln werden von Männern, die Tambourinen von Mädchen gehandhabt) steigert ihre schon vorher genug geräuschvollen Begleitungsmißklänge auf eine vollends ohrenzerreißende Potenz. Diese Vorgänge berühren Personen von Bildung und Geschmack, nüchterne und kritische Geister unangenehm, ja peinlich, aber die Meetings sind eben nicht für

solche Personen bestimmt. Die Gesichter der Seligmacher, die vor dem Beginn müde und abgespannt aussehen, nehmen während des Singens einen freudigen Hoffnungsschimmer an. Nach dem strahlenden Antlitz zu urteilen, giebt es keinen glücklicheren Menschen, als einen Booth'schen Soldaten während des Erlösungswerks. Nachdem der Brüll-Refrain bis zum Überdrusse oft wiederholt worden — auf die ins Auge gefaßten Kreise scheint übrigens gerade diese quantitative Anhäufung, die sich immer erneut, einen mächtigen Eindruck zu machen — werden kurze Gebete gesprochen, wobei man sich nach Art der polnischen Juden hin- und herschüttelt. Außerdem ballt man die Fäuste, gestikuliert lebhaft, spricht sehr laut und sucht sich und das Publikum in Aufregung zu bringen. Die naiven Gebete ähneln einander recht sehr; eines, das wir hörten, lautet folgendermaßen: „Herr, wir wünschen, daß du bei uns seist. Sei jetzt bei uns, Herr! Wir bedürfen der Stärke, schicke unserer Versammlung Stärke. Du siehst, wie diese lieben Menschen durch ihre Sünden zu Grunde gehen; Herr, hilf ihnen! Rette sie, Herr! Erlöse sie gegenwärtig, denn vor Mitternacht können sie in der Hölle sein. O, Herr, komm herab und mache sie selig. Wir glauben, daß du es kannst; wir glauben, daß du es willst. Komm, Herr; komm jetzt und du wirst den ganzen Ruhm haben." Dazwischen regnet es „Amens", „Hallelujahs" u. dgl. Während der Ge-

bete pflegen nicht selten Störungen durch höhnische Ausrufungen und andern Lärm vorzukommen. Einmal spielten zwei halbtrunkene Männer mit einem Hund und reizten ihn auf dem Gipfelpunkte der Begeisterung zu wütendem Gebell. In solchen Fällen stimmt der „gutgesinnte" Teil des Publikums, um Balgereien zu verhüten, populäre Gassenhauer an, während deren Absingung die Störenfriede in möglichster Stille hinausgeschafft werden.

Nach jedem Gebet wird wieder eine Hymne gesungen, wobei häufig gekniet wird und Taschentücher u. s. w. geschwenkt werden. Von steifer Würde ist keine Spur vorhanden; ein Offizier wechselt im Vorsingen und Vorbeten mit dem andern ab, und in den Pausen zwischen Gebeten und Liedern plaudert man. Einmal hörten wir einen Kapitän zum Auditorium sagen: „Singet es alle, singet das Ganze ungeniert. Öffnet den Mund gehörig, das wird eurer Brust von Nutzen sein" und später: „Gott ist gut, nicht wahr, er ist es?" An demselben Abend versuchte ein Zuhörer, einem der Thürsteher ein Halstuch zu stehlen; als der entstehende Wortwechsel die Aufmerksamkeit des Publikums erregte, sagte der Hauptmann: „Es giebt da nichts zu sehen; die Sache ist nur, daß der Teufel versucht, jemanden zu erwischen."

Das nächste Stadium ist, daß eine Hymne sitzend gesungen und Zeile um Zeile von einem der Offiziere erläutert wird; wir hörten z. B. singen:

„Ich gehe zum Kreuze"

und den Kapitän daran die folgenden Bemerkungen knüpfen: „Wer kommt zum Kreuze? Wer nicht wirklich die Absicht hat, es zu thun, sage nicht, daß er es will. Ist es euch aber ernstlich darum zu thun, so sprecht euch aus. Kommet herbei und ihr werdet mit einem Willkommen empfangen werden, wie es euch nie zuvor geworden." Zweiter Vers:

„Ich bin arm, schwach und blind."

Kommentar: „Ja, ihr seid arm; die Trunksucht macht euch arm. Ihr seid schwach; ja, hiefür sorgt Satan. Ihr seid blind; allerdings seid ihr das, aber es giebt jemand, der euch Licht bringen kann. Ihr seid roh und rauh, aber es giebt jemand, der euch glätten kann." Dritter Vers:

„Ich werde gänzliche Erlösung finden."

Kommentar: „Lasset euch nicht halb erlösen, auch nicht zu drei Vierteln, sondern gänzlich. Ihr bedürft dessen — nicht wahr? Nun denn, kommet herbei!"

Jede Strophe wird von den Soldaten mit Begeisterung wiederholt, nach Belieben auch vom Publikum. Damit ist der eigentliche Gottesdienst abgeschlossen. Nun sammeln einige der „Hallelujah-Mädchen" (Tambourinenschlägerinnen, die während der Gebete und Ansprachen recht fleißig „Amen" und „Hallelujah" rufen) in Schalen oder Büchsen Geld ein; während ihres Rundganges hörten wir einmal den — humoristisch gestimmten — dienstthuenden

Hauptmann sagen: „Wer im Zweifel ist, ob er eine halbe Krone ($2^1/_2$ Schilling) oder einen Schilling geben soll, gebe getrost eine halbe Krone.“ Doch werden zumeist nur Kupferstücke gegeben. Einen andern Kapitän hörten wir bemerken: „Werfet nur ja kein falsches Geld hinein, wie es neulich ein Mann that, der ein falsches Goldstück hineinwarf; wenn ihr kein gutes Geld gebt, kommt ihr in die Hölle.“

Jetzt beginnt die eigentliche „Rekrutierung“. Einer der Offiziere fordert die Soldaten auf, „Zeugenschaft“ abzulegen, d. h. öffentlich zu erzählen, welche Veränderungen in ihrem Gemütsleben seit ihrer Erlösung eingetreten sind. Wer da will, steht auf und teilt mit, wie glücklich er (sie) sich seit seiner (ihrer) Seligmachung fühlt. Nach je einem, zwei oder drei Sprechern wird eine Strophe eines Armee-Gesanges gesungen. Sodann hält der Kapitän eine angemessene Ansprache, die sich auf das Seelenheil der Sünder bezieht und möglichst eindringlich und gemeinverständlich gehalten ist. (Bei dem Umstande, daß diese „Geistlichen“ lauter Leute aus dem Volke sind, fällt es ihnen leicht, den richtigen Ton zu treffen.) Er kniet nieder, was auch die meisten andern thun, verrichtet ein stilles Gebet, ersucht das Publikum, ihm nachzuahmen und fordert die Sünder auf, hervorzutreten und der Erlösung teilhaftig zu werden; d. h. diejenigen, die die gepredigten Lehren Christi, die Gebete und Hymnen der Seligmacher auf sich

haben einwirken lassen und die fühlen, daß sie durch einen frischgewonnenen Glauben an Jesus „von ihrer Sündenlast befreit“ seien, mögen, wie es im offiziellen „Buch der Weisungen“ heißt, „den Anwesenden sagen, was der Herr für sie — die Neubekehrten — gethan“ und dann sich der „Armee“ anschließen. Das Knieen und das in sich gekehrte Beten hindern das peinliche Anstarren der Heiligkeitskandidaten, die sonst vielleicht vor der Öffentlichkeit zurückschrecken würden. Da anfänglich sich gewöhnlich niemand hervorwagt, läßt der Hauptmann abermals Lieder-Refrains singen und richtet von neuem eindringliche Mahnungen an die „Andächtigen“. Allmählich verlassen einige Männer und Weiber ihre Sitze, um sich zu der vor der Plattform angebrachten „Sünderbank“ zu begeben, wo sie niederknieen, das Gesicht in die Hände vergraben und — weinen. Mehrere Offiziere und Soldaten beugen sich zu ihnen herab, sprechen ihnen Trost und Mut zu, beten mit ihnen und sagen ihnen, daß sie, falls sie wirklich selig werden wollen, fürder aller Sünde entsagen müssen, nachdem ihre bisherige Sündhaftigkeit durch ihre Buße von ihnen genommen sei. Bei manchem Meeting melden sich nur 1, 2, 3 Rekruten, bei manchem aber auch Dutzende. Den Schluß des Abends bildet die Verkündigung ihres neuen „Glücks in Christo“ seitens der soeben Bekehrten. Viele werden dabei furchtbar vom Lampenfieber geplagt und sind kaum im stande, ein paar schüchterne

Worte zu stammeln, während Andere sich zu Erklärungen wie die folgende aufraffen können: „Hier gebe ich mich dir hin, mich, meine Freunde, mein irdisches Sein, um mit Leib und Seele dir anzugehören, gänzlich dir auf immerdar. Lebet wohl, meine alten Kameraden, ich will nicht mit euch zur Hölle fahren; ich will bei Jesus Christus weilen. Lebet wohl, lebet wohl!"

Um den neugebackenen Proselyten zu verhindern, eine vielleicht nur in augenblicklicher Gefühlsanwandlung an den Tag gelegte Begeisterung rasch wieder verfliegen zu lassen, wird alles gethan, um ihn zur praktischen Bethätigung seines öffentlichen Bekenntnisses zu bewegen. Ehe er den Saal verläßt, wird ihm ein metallenes S (= „Salvation" oder „saved") an den Rockkragen geheftet und schon Tags darauf muß er sich öffentlich als Mitglied der „Armee" zeigen — wofür er oft genug von seinen Arbeitsgenossen verspottet wird — an den Straßen-Umzügen teilnehmen und auf einem Meeting dem Publikum von seiner Errettung aus den Klauen des Teufels erzählen. Daher rührt es, daß Offiziere, die durchaus als Fremdlinge eine neue „Station" eröffnen, gewöhnlich schon nach wenigen Tagen in der Lage sind, ansehnliche Prozessionen von neuen Rekruten zusammenzustellen. Zeigt sich ein Rekrut standhaft, so muß er bald abwechselnd den Verkauf der Verband-Zeitungen besorgen und während der Meetings

als Thürsteher fungieren. Vor allem wird sein Name und seine Adresse ins Rekrutenbuch eingetragen und er selbst unter die Überwachung eines Sergeanten gestellt, der darauf zu sehen hat, daß jener seinen neuen Obliegenheiten gerecht wird, widrigenfalls er ihn in seiner Wohnung aufsucht. Ein Rekrut, der sich drei Monate trotz aller Versuchungen und trotz aller Verhöhnungen seiner alten Kameraden tapfer hält, ohne in seine frühere Lebensweise zurückzufallen, wird nach Ablauf dieser Frist „Soldat“, als solcher empfängt er einen Schein, der, solange der Mann sich gut aufführt, jedes Vierteljahr erneut wird. Er geht tagsüber seinem gewöhnlichen Beruf nach und widmet bloß seine Abende dem „Dienste des Herrn“. Anders wird es, wenn er als Offiziers-Aspirant — hierüber näheres im Abschnitt „Organisation“ — das Glück hat, gänzlich in die Dienste des Generals zu treten.

Zu den gewöhnlichen Erlösungsmeetings steht jedermann, der den Thürstehern nicht verdächtig vorkommt, der Eintritt ohne weiteres frei. Predigt oder spricht jedoch der General oder seine Frau, so kann man nur gegen Billet hineinkommen; Seligmacher erhalten solche unentgeltlich, während das Publikum in der Regel eine Kleinigkeit zu entrichten hat. Zu den „Holiness-Meetings“ („Heiligkeitsversammlungen“) haben überhaupt nur Mitglieder der „Armee“ Zutritt. Diese Gottesdienste haben nämlich nicht den Zweck, Sünder zu bekehren, sondern den

Verbandangehörigen Gelegenheit zur Erbauung und zu Frömmigkeitsübungen zu geben. Gewöhnlich werden sie Sonntags um elf Uhr vormittags abgehalten, also zu einer Zeit, da das Publikum der „Erlösungsmeetings“ noch im Bette liegt, sowie wöchentlich einmal am Abend eines Werktages. Auf diesen Heiligkeitsversammlungen geht es ruhig zu; es mangelt da gänzlich an dem Tänzeln, dem Fußstampfen und dem wilden Lärm, den wir von dem Erlösungsmeeting her kennen. Die hier gesungenen Hymnen sind für sehr ernste Christen berechnet. Auch werden Bibelstellen gelesen und erläutert. Ein Kapitän ermahnt die Hörer, ein höheres Lebensideal, Entsagungsfähigkeit, Selbstverleugnung u. s. w. anzustreben. Schließlich knieen die Soldaten in der „Sünderbank“ nieder; diesmal aber nicht, um „erlöst“ zu werden, sondern um sich vom Himmel die „Segnung“ eines „reinen Herzens“ zu erbitten — so nennen die Seligmacher den geistlichen Zustand, der auf die Befreiung von aller Sünde folgt. Es giebt auch „Heiligkeits“-Gottesdienste, die die ganze Nacht hindurch dauern. Bei diesen herrscht eine so furchtbare Aufregung, daß oft Männer in konvulsivische Zuckungen geraten und Weiber hysterisch werden. Bei einer solchen Gelegenheit im Juli 1882 fielen in einem Liverpooler Saale nicht weniger als 150 Personen bewußtlos um. Ob hier nur Begeisterung im Spiele oder ob nicht auch die große

Hitze und die verdorbene Luft in den die ganze Nacht überfüllten Sälen etwas damit zu thun haben, wagen wir nicht zu entscheiden.

Das Bestreben der Leiter der „Army“, die Aufmerksamkeit des Publikums auf diese zu lenken und die Soldaten in ihrer Seelenrettungsarbeit zu ermuntern, zeigt sich in zahllosen, oft drolligen Details; zur Erreichung dieses Zweckes wird keine Mühe, kein Scharfsinn gespart. Wir wollen hier nur einige charakteristische Einzelheiten erwähnen. Die Vorrede zu dem blutrot broschierten Jahresbericht „Der Erlösungskrieg im Jahre 1882“ lautet in deutscher Übersetzung folgendermaßen:

„Leset alles!

„Wer da glaubt, daß in diesem Buche etwas Unrichtiges steht, möge sich an uns wenden, ehe er irgendwo davon spricht; er gebe uns Gelegenheit, ihm zu erklären, was er nicht versteht. Wer aber die Ansicht hegt, daß es sich hier um eine richtige Darstellung unserer Leistungen handelt, helfe uns nach Thunlichkeit.

„Wir suchen

50 000 000 Personen, die für dieses Buch sechs-Pence bezahlen und es zu Ende lesen mögen;

5 000 000 Leute, die erklären sollten, der Inhalt sei wahr und wir verdienen Beistand;

500 000 Menschen, die es wagen mögen, dies

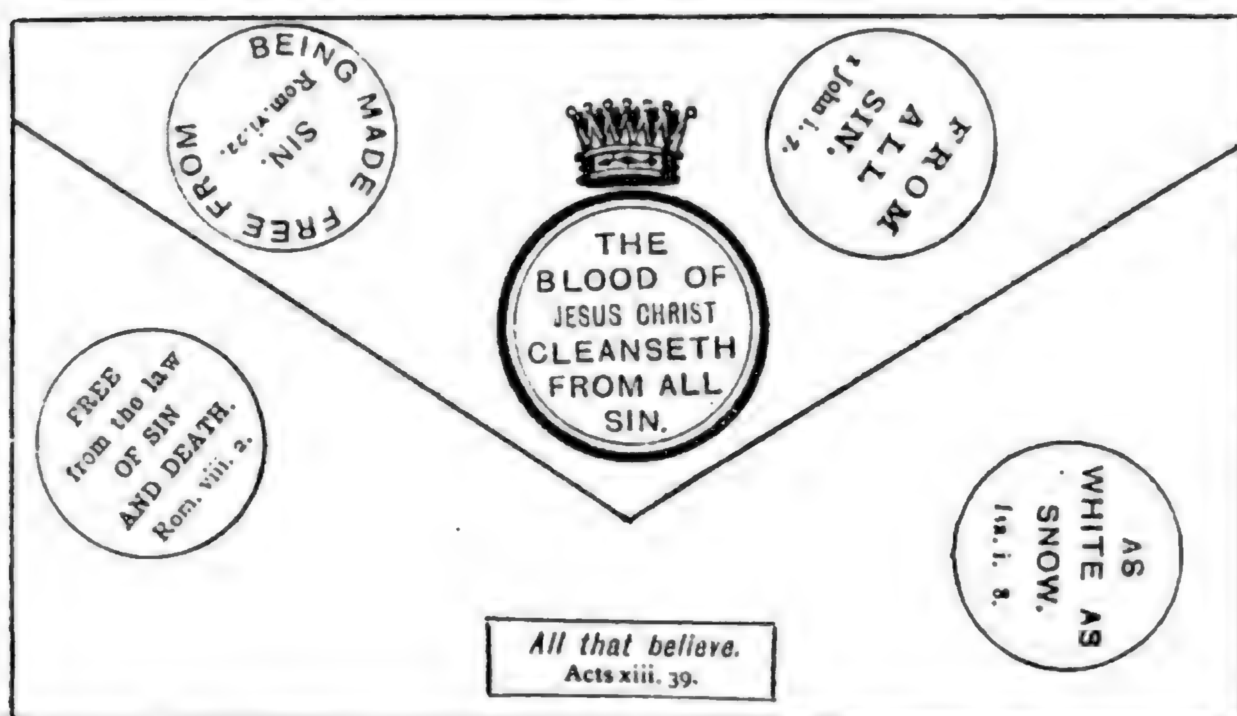
öffentlich zu behaupten und uns im laufenden Jahre £ 500 000 zu geben;

50 000 Personen, welche jedermann auf all dies aufmerksam machen und uns dadurch helfen sollen, die Welt zu erwecken;

5000 Leute, die sich verpflichten würden, uns mit voller Kraft stets an die Hand zu gehen und zu unterstützen;

500 Menschen, Angehörige aller Klassen, Nationalitäten und Stände, die unsere Darlegungen im Lichte Gottes betrachten, alles andere aufgeben und sich als Offiziere des Erlösungsheeres dem Dienste des Herrn widmen wollen."

Seit einigen Jahren werden vom Hauptquartier Couverts ausgegeben, die innen und außen bedruckt sind, „Briefe vom König" (d. h. Jesus Christus) heißen und höchst originelle Nachahmungen der offiziellen Briefumschläge der britischen Regierungs-Ämter bilden. Im Innern findet sich eine Zusammenstellung von auf Erlösung, Jüngstes Gericht, Jesus Christus u. dgl. bezug habenden Bibelstellen; das Äußere ist eine geschickte Sammlung von Nachahmungen von auf Briefumschlägen üblichen postalischen Bemerkungen, wie: „Im Dienste des Königs" (statt des staatlichen „Im Dienste der Königin"), „Dringend!", „Antwort durch Christus erbeten", „Ewigkeit", „Gnade!" u. s. w., sowie von geistlichen Sprüchen in Gestalt von Poststempeln, z. B.:



(Rückseite.)

Der „Salvation Army-Wandkalender", den das Hauptquartier herausgiebt, enthält ausschließlich Erinnerungen an Vorfälle im Schoße des Verbandes, Aussprüche des Generals und Ermahnungen an die Soldaten, fast alles in lebhafter Sprache; z. B. 1883: 4. Januar: „Zusammentrommeln der Sünder mit einer großen Trommel in Salford"; 5. Januar: „Kapitän Cooper redet seinen Regenschirm an und lockt dadurch eine Menge herbei"; 19. Januar: „Verzweifelter Angriff auf die Kaserne in Bethnal-Green zurückgeschlagen"; 20. Januar: „Eßgeschirr mit der Inschrift „Blut und Feuer" fertig gestellt"; 8. Dezember: „Ein kleiner Soldat zu Aberdeen sagte, er habe das Sirupstehlen aufgegeben"; 27. Dezember: „Die Wirtshäuser in Keighly stehen ganz leer."

Oder: „Sprich so, daß du verstanden werdest, sprich mit Blut und Feuer“; „Für Gott geh auch im schlechtesten Wetter aus“; „Unser Krieg ist ein echter Krieg, mit weniger ist der Teufel nicht auszutreiben“; „Durch den Glauben, nicht durch Gelehrsamkeit oder Verstand (sagt Frau Booth).“ In demselben Geiste gehalten sind die „Fürs nächste Jahr nötige Besserungen“ betitelten Weisungen, die in einem der Wandkalender die Stelle der sonst üblichen Stempelskala oder Postvorschriften einnehmen und die wir anführen, weil sie für das ganze Wesen der Seligmacherarmee ungemein bezeichnend sind; sie sind für Soldaten bestimmt: „1. Ihr sollt Gott und die Menschenseelen noch mehr lieben und euch noch mehr Mühe geben, es zu zeigen. — 2. Ihr sollt die Sünder noch schwerer beschießen, um sie zum Zittern zu bringen. — 3. Ihr sollt Worte, die ins Herz schneiden, noch deutlicher und lauter singen. — 4. Wir brauchen noch zehnmal mehr Instrumente, die geschickt und geräuschvoll zu spielen wären. — 5. Wir wollen jeden Soldaten täglich in einer auffälligen Uniform sehen. — 6. Wir wollen das Kriegsgeschrei (damit ist das Vereinsorgan „War Cry“ gemeint) jedermann täglich aufgedrängt sehen. — 7. Jeder Bekehrte sollte vom Sergeanten gut überwacht werden. — 8. Jeder Deserteur sollte verfolgt und wieder eingefangen werden. — 9. Jeden Sonntag sollte in jeder Kaserne ein tüchtiger Sonntags-

thee stattfinden. — 10. Jeder Soldat möge soviele Stunden als möglich hart arbeiten. — 11. Jeder Offizier sollte von Gott erfüllt sein und einen nach Tausenden zählenden Anhang haben. — 12. Wir brauchen mehr vom Haß und weniger von der Freundschaft der Welt."

6. Hindernisse und Begeisterung.

Die „Armee" ist so gut discipliniert, daß man gegen sie nicht den Vorwurf erheben kann, sie mache von den geschilderten „Mitteln und Wegen" nicht den weitestgehenden Gebrauch. Die Soldaten und Offiziere arbeiten nach Kräften an ihrer Aufgabe und lassen sich durch keinerlei Schwierigkeiten abschrecken. Das Seligmacherheer ist eine wahre „Ecclesia militans" und zwar führt sie nicht nur ihrerseits einen geistlichen Krieg gegen Sünde und Weltlichkeit, sondern sie wird selbst vielfach bekriegt: moralisch von ihren Kritikern in der Presse, physisch vom Straßenpöbel, von einem Teil des Publikums der Erlösungsversammlungen, und in besondern Fällen vom Arm des Gesetzes. In neuen Stationen bringen Gassenbuben zu den ersten Gottesdiensten versteckterweise geistige Getränke mit, pfeifen, rauchen und machen zuweilen einen solchen Lärm, daß die Seelenretter ihr eigenes Wort nicht hören. Im Jahre 1882 wurden 669 männliche und weibliche Soldaten niedergeschlagen, gestoßen oder verwundet, 86 wegen

hartnäckiger Ruhestörung — durch Straßenpredigten oder Musik — eingesperrt, 56 von dem „Heer" benützte Gebäude angegriffen und oft ernstlich beschädigt. In manchen Meetingsaal flogen vom Dache her Steine. Am meisten haben die Thürsteher zu leiden; „drei Monate hindurch," berichtet einer, „wurde ich jeden Abend geschlagen und gestoßen, so daß meine Beine schließlich auf zwei Wochen dienstunfähig wurden;" dennoch finden sich immer genug Thürsteher. Die schlimmsten Erfahrungen haben die Seligmacher im letzten Viertel 1882 und im ersten Drittel 1883 auf ihren öffentlichen Umzügen gemacht, denn der Straßenpöbel war damals organisiert. Die Wirtshaus-Inhaber nämlich fingen an, ob der Erlösungsrekrutierung besorgt zu werden und die „Armee" als Brotverderber zu betrachten, wozu sie auch das vollste Recht hatten. Um nun Herrn Booth die Lust zu seinen, die Trunkenbolde anlockenden Prozessionen zu vertreiben, ersannen die Schenkenwirte den Plan, eine Unzahl von Straßengesindel als „Skelett-Armee" zu organisieren. Schon vorher hatte der Lärm und die Seltsamkeit der Seligmacher-Umzüge dem Pöbel einiger Bezirke einen Vorwand zu gewohnheitsmäßiger Ruhestörung und Krawallmacherei gegeben. Wie die englischen Taschendiebe sich eine Truppen-Revue oder eine Lordmayors-Schau zu nutze machen, nimmt der Mob jene Prozessionen zum Anlaß, seiner angebornen Roheit die

Zügel schießen zu lassen; nicht, daß er die Religion haßte und sich durchaus weigern würde, „erlöst" zu werden, — es ist ihm einzig und allein um Rauferei und Grausamkeit zu thun. Derselbe Pöbel in denselben Städten hat den Atheisten Bradlaugh — den berühmten „Eidverweigerer", der so lange nicht ins britische Parlament hineinkonnte — genau so verfolgt, bedroht, angegriffen und mißhandelt, als er gegen Christus und das Christentum predigte, wie sie nunmehr die Anhänger Booth's behandeln, die für Christus und dessen Lehren eintreten. Hätten die Seligmacher die Straßen mit ruhiger Würde durchzogen, so wären die rohen Kerle vielleicht durch die Feierlichkeit des Verfahrens eingeschüchtert worden. Die Grundsätze der Salvation Army erfordern aber, daß die spektakelliebenden Kreise durch Spektakel angelockt werden; oft schreien sich die „Soldaten" heiser; viele sprechen die Passanten flehend oder drohend an; der „Kapellmeister" pflegt an der Spitze des Umzuges umherzuspringen, als wäre er ein plötzlich verrückt gewordener Tambourmajor. Kurz, die zu einem Leben voll Tugend und Mäßigkeit bekehrten Leute geberden sich ärger, als da sie noch soffen und lasterhaft waren. Es ist daher kein Wunder, daß die Nachäffungslust des rohen Pöbels wachgerufen und genährt wird.

Die „Skelett-Armee", die sich aus diesen Anfängen entwickelte, heißt so, weil ihre Umzugsbanner

Totengerippe aufweisen; außerdem werden in jeder Prozession kleinere „Fahnen“ getragen, d. h. zersetzte, farbige Taschentücher an Knütteln, von denen bei Schlägereien, wie sie oft folgen, auch noch ein anderer, für die Seligmacher recht fühlbarer Gebrauch gemacht wird. „Musik“ machen die „Skeletons“ mit Zinnpfeifchen, Trommel-Wracks und pensionierten, mit Steinchen gefüllten Eisentöpfen. Ihr Daseinsgrund ist, den Seligmachern auf ihren Umzügen zu folgen, zu den Melodien der letzteren parodistische Knittelreime eigener Faktur zu heulen und mit ihrer „Musik“ die Luft zu erschüttern, was die andere Partei — die sich „vom Teufel nicht aus dem Felde schlagen lassen will“ — zu den verzweifeltsten Anstrengungen behufs Übertäubung des Heidenlärms aufstachelt. Dies hinwiederum veranlaßt die Anhänger des Totengerippes, Händel zu beginnen. Die Krawalle nahmen solche Dimensionen an, daß die Polizei von der öffentlichen Meinung beinahe gezwungen worden wäre, irgend eine radikale Abhilfe zu ersinnen, hätte nicht im Frühling 1883 „General“ Booth, um nicht ein formelles Verbot der Umzüge herbeizuführen, die kluge Vorsicht gebraucht, dieselben in den von der Skelett-Armee heimgesuchten Bezirken von selbst einzustellen und anzuordnen, daß man sich dort auf Gottesdienste in geschlossenen Räumen beschränke. Er wußte, daß die Polizei wohl auf frischer That ertappte „Skeletons“ verhaften, der „Skelett-

Armee" die Umzüge aber nicht gänzlich untersagen könne, solange sie solche dem „Erlösungsheer", der „Blauband-Mäßigkeits-Armee" u. dgl. gestattet. Später wurden die Übungen im Freien wieder aufgenommen.

Werden die Seligmacher vom Pöbel an der Beendigung einer Prozession verhindert, so unternehmen sie sie tags darauf an derselben Stelle abermals, und sie wiederholen den Versuch solange, bis der Widerstand aufhört. Der Begründer des Christentums sagte zu seinen Jüngern: „Werdet ihr in einer Stadt verfolgt, so fliehet in eine andere"; allein damit ist Booth nicht einverstanden, seine Leute müssen bleiben, bis ihre Ausdauer den Verfolgungen ein Ende macht. Sie sind überhaupt ein zähes Völkchen; nichts kann sie abschrecken, kein Ungemach sie einschüchtern. Im Gegenteil, je mehr sie zu Märtyrern gestempelt werden, desto fanatischer wird ihre Begeisterung. Von jeher haben Hindernisse und Schwierigkeiten Enthusiasten angespornt. Wird ein „Soldat" oder ein „Offizier" von der Polizei aufgefordert, die öffentliche Ruhe nicht zu stören, so läßt er (sie) sich lieber ins Gefängnis führen, als von dem begonnenen Versuch der Seelenrettung freiwillig abzulassen.

Die „Salvationists" setzen sich, um ihrer „christlichen Pflicht" nachzukommen, nicht selten erheblichen Gefahren aus. Sie waten bei Wind und Wetter durch

die schmutzigsten Straßen. Obgleich die Polizei ihnen oft genug sagt, daß sie das Leben aufs Spiel setzen, wagen sie sich in die elendesten Gäßchen, „um den Säufern, den Weibschlägern, den Lästerern, den Halsabschneidern, den wilden Tieren ins Gewissen zu reden“; mancher ist solchergestalt umgekommen, oder zum lebenslänglichen Krüppel geworden. Nach den bleichen, hageren Gesichtern der meisten Offiziere zu urteilen, muß der „Erlösungskrieg“ sehr anstrengend und erschöpfend sein; wir haben übrigens schon in einem früheren Abschnitt dargelegt, daß ihre Stellungen nichts weniger als Sinekuren sind; nur fanatische Begeisterung kann sie dazu bewegen, sich bei der Strenge der Booth'schen Anforderungen einer solchen Aufgabe zu widmen.

Das Schönste ist, daß Booth den Verbandmitgliedern nicht gestattet, Notwehr zu üben; sie müssen, gleich Jesus, Angriffe in christlicher Geduld ertragen, was ihnen freilich oft recht sauer werden mag. Als in Bath die „Erlöser“ der Wut des Volkes preisgegeben waren, schrieb der dortige Bürgermeister an den Minister des Innern: „Die Mitglieder der Army bewegen sich streng innerhalb der Grenzen des Gesetzes; selbst wenn man sie schlägt, beschimpft und ihr Eigentum zerstört, üben sie keine Repressalien.“ Der Bischof von Winchester sagte: „Die grausam mißhandelten Salvationists haben sich nicht erbittert gezeigt, sondern für ihre Verfolger gebetet.“

7. Leistungen und Erfolge.

Wie richtig die Berechnungen des Leiters der Seligmacher-Armee sind, wenn er behauptet, daß man, will man das niedrige Volk packen, zu dessen Niveau herabsteigen müsse, das ging schon aus einigen unserer früheren Bemerkungen hervor. Der Lärm lockt die lärmliebenden Kreise an und der weitere Lärm bekehrt sehr viele, manche freilich nur vorübergehend, andere aber dauernd, d. h. insofern man bislang von „dauernd“ sprechen kann, denn die Bewegung ist ja noch jung, und was die Zukunft bringen wird, weiß niemand. Wir selbst sind aus Gründen, die wir später angeben werden, Gegner der ganzen Bewegung, und wir glauben, daß sich die von ihr erzielten Ergebnisse auch auf andere, unserer Weltanschauung besser angepaßte Weise erreichen ließen, — aber daß von ihr gute Resultate erzielt werden, können wir nicht wegleugnen.

Schon die Verminderung der Trunksucht ist unschätzbar, ebenso die Erhöhung des Sittlichkeitsgefühls. Stadtbekannte Säufer knieen in der „Sünderbank“, Raufbolde predigen christliche Demut, Verbrecher, die dem Gesetz und der Polizei Trotz geboten haben, legen auf den Plattformen der Versammlungslokale öffentlich Zeugnis ab für den Erfolg der Bestrebungen der Salvation Army. In manchen Städten sinken die Geschäftsumsätze der Wirtshäuser und der Pfandleihanstalten bald nach der „Eroberung“ durch ein

Korps ganz erheblich, während die Einnahmen der Fleischer in demselben Maße steigen. In der Provinz werden nicht selten Schenken gänzlich geschlossen, entweder weil sie keine Geschäfte mehr machen oder weil ihre Besitzer von der „Armee" bekehrt werden (das letztere klingt wunderbar, aber es ist wiederholt vorgekommen). In allen Städten, wo die Seligmacher eine lebhafte Thätigkeit entfalten, werden den Gewerbs- und Kaufleuten alte Schulden bezahlt, die sie längst als uneinbringlich gestrichen hatten. Streitigkeiten zwischen Feinden oder Verwandten werden nach jahrelanger Dauer geschlichtet; die Betreffenden begeben sich von der „Sünderbank" zu den Beleidigern oder Beleidigten, gestehen ihren Anteil am Unrecht ein und versöhnen sich mit den Widersachern. Andere „Erlöste" zahlen ihren Brotgebern in Raten Beträge zurück, deren sie sie insgeheim beraubt haben; oft legen sie sich die größten Entbehrungen auf, um das thun zu können. Ein Vize-Direktor der Manchesterer Polizei sagte zu einem weiblichen „Kapitän": „Sie haben wunderbare Erfolge erzielt. Sie haben die Beschaffenheit der niedrigen Klassen so sehr geändert, daß wir jetzt nicht viel zu thun haben. Auch auf die Polizei wirken Sie so stark ein, daß nicht halb so viel geflucht und geschimpft wird wie früher; die Polizisten wohnen Ihren Versammlungen sehr gern bei. Tausende zahlen ihre alten Schulden, kleiden

ihre Weiber und Kinder besser und sind nach Aussage ihrer Brotherren tüchtigere Arbeiter und Dienstboten als früher."

An einem gewissen moralischen Erfolg ist also nicht zu zweifeln, und damit steht auch der materielle, zähl- und meßbare Erfolg der Bewegung im Zusammenhang. Derselbe ist recht nennenswert. Sie gedeiht und breitet sich immer mehr aus. Der Verkauf ihrer Veröffentlichungen steigt ebenso rapid wie die Höhe der ihr zufließenden Spenden. Sie bringt ein Gebäude nach dem andern an sich, ihr unbewegliches Vermögen beträgt ungefähr 180 000 Pfund Sterling. Kein ungünstiges Urteil seitens frommer Christen, kein beißender Spott seitens Ungläubiger, kein physischer, kein moralischer, kein geistlicher Angriff ist im stande, die Entwicklung der „Armee" aufzuhalten. Am 3. Juli 1882 zählte diese 320 Korps, 766 Offiziere, 6 Dorfstationen und einen Wochendurchschnitt von 6120 gottesdienstlichen Versammlungen; am 8. Oktober 1884 aber schon 900 Korps, 2300 gänzlich angestellte Offiziere, 260 Dorfstationen und wöchentlich 14 640 Meetings. Von dem aus etwa 50 Zimmern bestehenden Hauptquartier — über dessen Dach eine blutrote Fahne mit der Inschrift „Die Welt für Jesus" weht — gehen täglich im Durchschnitt 900 Briefe ab und ebensoviele laufen ein. Von den Zeitungen des Verbandes („War Cry", „En Avant", „Little Soldier", „The Au-

xiliary“. „Indian War Cry“, „American War Cry“, „Australian War Cry“ u. s. w.) werden wöchentlich 700 000 Exemplare abgesetzt. Die Miete, der Ankauf und der Umbau von Gebäuden verschlangen im Jahre 1883 über 90 000 Pfund Sterling. Die Einnahmen betrugen 1881 £ 57 000, 1882 £ 80 000 und 1883 £ 393 000, wobei nur die für allgemeine Verbandzwecke — nicht für lokale Ausgaben — gegebenen Spenden in Betracht gezogen sind. Daß die Einnahmen seither nicht abgenommen haben, beweist unter anderem die Thatsache, daß eine einzige, am 15. Mai 1884 anläßlich einer „Parade geretteter Säufer“ in der Londoner „Exeterhalle“ vorgenommene Kollekte nicht weniger als £ 10 000 ergab! Seit etwa drei Jahren verdient das Hauptquartier viel Geld auch an allerlei industriellen Unternehmungen zur Erzeugung von Gebrauchsartikeln für die Anhänger Booth's. Anfänglich begnügte man sich mit Heilsstiefeln, Heilsschuhen und den bei den Übungen zur Verwendung kommenden Musikinstrumenten; jetzt aber werden auch „Heilsarmee-Steppdecken“, Handtücher (mit der eingestickten Inschrift „Das Blut Jesu Christi reinigt uns von allen Sünden“), Steingutgeschirr, Kämme, Eßbestecke, Kleidungsstücke, Toiletteseife (mit dem Bildnis des Generals, seiner Frau oder auch seiner Kinder) u. s. w. hergestellt. Seit November 1884 giebt es sogar schon „Heilsarmee-Thee“, der in sechs Sorten verkauft wird.

Interessant ist es, nach den Ursachen des großen Erfolges der Seligmacherbewegung zu forschen. Dieselben sind vielfacher Natur. Den Anerkennungs- und Unterstützungserfolg, d. h. die Sympathie von Menschenfreunden, hat die Bewegung unserer Ansicht nach drei Umständen zuzuschreiben: 1) Der Befähigung und dem lautern Charakter der Lenker, vornehmlich des Generals und seiner Familie, ihrem vertrauenerweckenden Ernst und ihrer zielbewußten Energie. 2) Der strengen Durchführung der Enthaltsamkeit von geistigen Getränken, ein Prinzip, das unter allen Verhältnissen günstige sittliche Ergebnisse nach sich ziehen muß. 3) Den Verfolgungen, denen die „Armee“ ausgesetzt ist; viele lassen sich durch die Geduld, mit der die Unterthanen des „Generals“ alles Ungemach ertragen, zur Anerkennung bewegen, daß die Leute ernst und gesinnungstüchtig sind. Wäre das Seligmacherheer in Ruhe gelassen worden, so hätten sich die intelligenten Elemente der Bevölkerung um dasselbe nicht viel mehr bekümmert, als um alle anderen Missionsbestrebungen, und es würde niemals die ungeheuren Dimensionen angenommen haben, die wir es annehmen sehen; das Haus der Lords hätte gewiß nicht so ohne weiteres zugegeben, daß es das Recht habe, mit den geräuschvollen Umzügen den Straßenverkehr zu hemmen und die öffentliche Ruhe zu stören. Der Pöbel und die „Skelett-Armee“ waren die besten Annoncen und machten unwillkür-

lich die meiste Reklame für das Booth'sche Unternehmen.

Zahlreicheren Ursachen möchten wir den Bekehrungserfolg des letzteren beimessen; wir glauben, daß dieselben eine eingehendere Betrachtung verdienen:

1) Die organisatorischen Talente des Generals und die persönlichen Eigenschaften seiner Frau; Mrs. Booth besitzt beträchtliche Rednergaben; sie weiß höchst eindrucksvoll zu predigen, ihre Stimme ist gut, ihr Ernst offenkundig, oft überwältigend. Ihre echte Eloquenz, ihre eigentümliche Aussprache, ihre den Volksbegriffen angepaßte Sprechweise, ihre erstaunliche Wörterfabrikation, ihre lebhafte Vortragsart, ihre Abwechselung von Leidenschaftlichkeit und Milde, von Humor und Würde sind mächtige Überredungsbehelfe, und sie spricht daher auf möglichst vielen Versammlungen.

2) Der Glaube und das Vertrauen der Verbandmitglieder an und auf den General und den Generalstab; nicht jeder hervorragende Seelenhirt kann sich eines so loyalen Anhanges, einer solchen Liebe der seiner Führung sich anvertrauenden Herde rühmen, wie Booth.

3) Die militärische Organisation; diese übt auf den ungebildeten Geist eine ganz besondere Anziehungskraft aus. Viele Menschen sind gerne Sklaven, unterwerfen sich gerne der Herrschaft eines Autokraten und fügen sich mit Vorliebe in eine strenge Disciplin.

4) Der Lärm und die Poltronnerie, die spektakulösen Umzüge, die geräuschvollen Gottesdienste, die auffallenden Fahnen, die Katzensprünge der Offiziere, die ohrenzerreißende Musik.

5) Die Burschikosität, die in den Zeitungen, den Plakaten, den Predigten, den Hymnen, den Zetteln und den Büchern der Seligmacher herrscht, die Auffälligkeit ihrer Sprache beim Ankündigen und Abhalten der Meetings und in den Berichten über diese. Die grell gefärbten und seltsam gedruckten Plakate und Zettel sind in überaus martialischem Tone abgefaßt. Die Zeitungen sind mit absonderlichen Illustrationen und äußerst lebhaft geschriebenem Text gefüllt; die Bücher, Gesänge und Predigten bewegen sich, wie wir bereits gesehen, durchaus „in der Sprache des Volkes", um mit Mrs. Booth zu reden. Ein Artikel im „War Cry" war „Jumbo und Jesus" betitelt. (Jumbo ist der bekannte Riesen-Elefant, den die Londoner Zoologische Gesellschaft vor einigen Jahren an Barnum verkaufte.) In einem Erlösungslied wird der Prophet Elijah ein „lustiger alter Herr" genannt. In einer Predigt wurde behauptet, Gott „balge sich fortwährend herum". Derlei kann nicht Wunder nehmen, wenn man bedenkt, daß die Armee zumeist aus den niedrigsten Klassen besteht, die ihre gewohnte Ausdrucksweise beibehalten, mit der wieder nur Leute angezogen werden sollen, denen diese Ausdrucksweise ge-

läufiger und verständlicher ist, als die salbungsvollen Worte der gewöhnlichen Missionäre. Die Ungebundenheit, Zwanglosigkeit, Volkstümlichkeit, Burschikosität der Armee-Phraseologie ist entschieden das wirksamste Bekehrungsmittel, das Booth sich wünschen kann; daher darf er es nicht aufgeben, abgesehen davon, daß ihm dies nicht möglich wäre, selbst wenn er wollte. Er schärft seinen Offizieren und Soldaten geradezu ein, sich in ihren Ansprachen an das Volk und ihren Berichten für den „War Cry“ einer auffallenden Sprache zu befleißen. — Sollen die Verbandblätter Leser finden, so müssen sie möglichst anziehend gemacht werden. Lassen sich die Gassenjungen nicht durch würdevolle Rhetorik und ernste Mahnungen in die Erlösungsmeetings locken oder, einmal daselbst, bekehren, so müssen nach des Generals Vorschrift irgendwelche Extravaganzen, die den dienstthuenden Offizieren gerade einfallen, heran. Wer nicht überreden kann, überrasche, setze in Erstaunen, drohe nötigenfalls. Grelle, außerordentliche Dinge in grotesker Alltagssprache können nicht verfehlen, auf die Menge Eindruck zu machen; das veranlaßt selbst manchen „Salvationist“ von besserer Herkunft und mehr Bildung, die Grenze zu überschreiten, die ihm sein ruhigeres Urteil unter anderen Verhältnissen auferlegen würde.

6) Die Öffentlichkeit des ganzen Verfahrens der „Armee“. Hieher gehört vor allem der Inhalt der

vom Hauptquartier herausgegebenen Zeitungen; derselbe besteht in erster Linie und zum größten Teil aus Berichten über den Fortschritt, die Entwickelung, die Leistungen und die Siege der verschiedenen Korps in neuen und alten „Garnisonsorten". Die Lektüre dieses sich Nummer um Nummer wiederholenden Triumphgeschreies in Briefform wirkt auf die ins Auge gefaßten Kreise in derselben Weise ein wie die Wassertropfen auf den ihnen ausgesetzten Stein: sie machen die Leser mürbe und für den übrigen Inhalt des Blattes empfänglicher; dieser besteht aus Aufrufen an die „Sünder", sich erlösen zu lassen, aus Abdrücken von Ansprachen des Generals oder seiner Frau, aus von Soldaten eingesandten Erlösungshymnen („Kriegsliedern"), endlich aus Aufforderungen zu Spenden, zum Ankauf der Verbandsveröffentlichungen, zum Besuch der „Salvation Meetings" u. s. w. Viele werden durch das fortwährende Verzeichnen der Erfolge der „Armee" veranlaßt, sich für diese zu interessieren und ihr dann entweder Spenden zuzuwenden oder ihre Versammlungen zu besuchen, was natürlich oft zu ihrer „Bekehrung" führt. Die Veröffentlichung jener Berichte hat übrigens auch den Zweck oder die Folge (welches, wissen wir nicht), die bereits „Erlösten" anzuspornen. Die Öffentlichkeit wirkt auch sonst noch ansteckend. Da jeder und jede Bekehrte sofort zur Missionsarbeit herangezogen wird und sich täglich öffentlich zeigen

muß, sehen ihn (sie) die früheren Wirtshaus- und Lastergenossen; anfänglich verspotten sie ihn (sie), allmählich jedoch folgen, wie die Erfahrung zeigt, mehrere oder auch viele dem Beispiel, das ihnen die eine Person gegeben, sei es, daß diese sie überrede oder daß sie von selbst sehen, es sei doch nicht übel, einen anständigen Lebensweg einzuschlagen.

7) Eine der Hauptursachen des Booth'schen Erfolges scheint in der ewigen Wiederholung desselben Vorganges auf den Erlösungsmeetings zu liegen. Da werden immer wieder lebhafte Lieder überlaut und bei geräuschvoller Musik gesungen, immer wieder Aufforderungen zur Erlösung durch Jesus an die Zuhörer gerichtet, immer wieder wird von zahlreichen Büßern öffentlich verkündet, wie glücklich die Bekehrung zu Christus sie gemacht hat. Bei Personen von Bildung und Geschmack werden passive Eindrücke desto schwächer, je öfter sie sich wiederholen; Booth hat entdeckt, daß bei dem von ihm aufs Korn genommenen Publikum das Gegenteil der Fall ist. Man sollte glauben, daß die „Soldaten" und diejenigen „Sünder", die viele Meetings besuchen, die Geschichte über kurz oder lang satt bekommen würden; allem Anscheine nach jedoch werden durch diese Wiederholungen die Seligmacher immer begeisterter und die selig zu machenden immer mürber, anstatt abgestumpft zu werden. Die meisten gehen anfänglich nur „der Hetz" halber zu den Erlösergottes-

diensten und finden sich später in der mißachteten Falle gefangen. Den größten Anteil an diesem Ergebnis hat die Anhäufung von Zeugenaussagen für die Glückseligkeit der „Erlösung in Christo"; es schadet nichts, wenn die „Zeugenschaft" fast immer in denselben Worten abgelegt wird. Am wirksamsten erweisen sich diese öffentlichen Bekenntnisse, wenn frühere Freunde und Bekannte der Bekehrten anwesend sind.

8) Sehr ansteckend zeigt sich der oft bewundernswerte Eifer der „Salvationists", deren Wunsch, den „Sündern" durch Begeisterung ein gutes Beispiel zu geben, ebenso offenbar wie erfolgreich ist. Der Ernst, mit dem ältere Soldaten ihrer Aufgabe obliegen, ist auch geeignet, die Neubekehrten zu ermutigen und zur Nachahmung anzuspornen.

9) Die Heranziehung des weiblichen Geschlechts zum Missionswerk bildet unseres Erachtens einen starken Hebel zum Erfolg; abgesehen davon, daß Mädchen und Frauen bislang selten oder nie zu solchen Zwecken verwendet worden sind — denn nach der Bibel „taceat mulier in ecclesia"; freilich beruft sich General Booth zu seiner Rechtfertigung auf andere Bibelstellen — üben die Weiber bekanntlich ohnehin stets eine gewisse Anziehungskraft aus und sie eignen sich daher wie in so vielen anderen Dingen auch hier besonders zur Erweckung von Interesse und Neugier.

10) Die Notwendigkeit, für die „gute Sache"

Opfer zu bringen, stählt nicht nur den Charakter, sondern auch den Arbeitseifer der „Soldaten". Der Umstand, daß sie ihr „Gläschen" oder ihr „Pfeifchen" aufgeben müssen, macht ihnen den Verband nur desto werter und erhöht ihre Anhänglichkeit an denselben. Die Pflicht der Entsagung wirkt größere Wunder als irgend welche materielle Entlohnung. Und was gar die Verfolgungen und Angriffe betrifft, denen die Seligmacher ausgesetzt sind, so könnte nichts sie besser zur Ausdauer aufstacheln; man weiß ja, daß das Blut von Märtyrern von jeher eine Saat für reiche geistliche Ernten war. Mit dem Ungemach wächst die Glaubenstreue und der Fanatismus.

8. Für und Wider.

Einige der von uns angeführten Ursachen des Erfolges der Salvation Army bergen zugleich erhebliche Gefahren in sich, sei es für das Unternehmen selbst, sei es für die „Erlösten", sei es für das große Publikum. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß die Bewegung neben hoher Anerkennung auch starke Mißbilligung hervorruft. Admiral Fishbourne, der fromme Ex-Lordkanzler Cairns, der 1883 verstorbene Primas von England — Erzbischof Tait — und viele andere hervorragende Persönlichkeiten sprachen sich wiederholt offen zu Gunsten der „Armee" aus, während ebensoviele bedeutende Personen sich ebenso klar gegen sie geäußert haben, darunter

Kardinal Manning, die Gräfin de Gasparin und der wegen seiner christlichen Frömmigkeit bekannte Philanthrop Lord Shaftesbury; die beiden letzteren Gegner erklärten die Bewegung „für ein Werk Satans“. Am geteiltesten sind die Meinungen im Lager der Geistlichkeit. Nicht allen Kirchenmännern genügt die Thatsache, daß die Seligmacher eine Anzahl von „Gottlosen“ in „gute Christen“ verwandeln; die Freude hieran wird ihnen durch das Verfahren und die Grundsätze der „Armee“ vergällt und sie befürchten davon allerlei Gefahren für die Religion; sie sagen, daß das Gute, das die Bewegung auf der einen Seite durch Verbreitung der Religion leisten mag, auf der anderen Seite durch die Gefährdung derselben wettgemacht werde. Ebensoviele Geistliche dagegen sind der Ansicht, daß das Gute überwiegend sei; der Bischof von Durham z. B. sagte Ende 1882: „Die Salvation Army erteilt uns manche nützliche Lehre: Erstens verfolgt sie ein ideales Evangelisierungsziel; sie gehorcht dem Gebote Christi: „Durchwandert die Straßen und Hecken und zwinget sie, hereinzukommen.“ Zweitens strebt sie die moralische Besserung ihrer Bekehrten an; thäte sie nichts als so viele Trunkenbolde zu retten, so würde sie schon Großes leisten. Drittens ist ihr Verfahren kühn und ungezwungen; in dieser Richtung hat sie neue Pfade gefunden. Ihre Fehler und Absonderlichkeiten sind groß; vieles muß gesichtet und

verworfen werden, aber der Kern ist wertvoll und wir thäten gut, darüber nachzudenken."

Diese und ähnliche Worte sind da und dort von Geistlichen beherzigt worden und an manchen Orten wurden nach dem Muster des „Erlösungsheeres" „Kirchen-Armeen" ins Leben gerufen, welche die Booth'schen Zwecke verfolgen sollten, ohne sich auf die Extravaganzen seiner wunderlichen Heiligen einzulassen; allein diese Versuche mißlangen jedesmal sofort, vielleicht weil die militärische Maschinerie zu oberflächlich und ungenügend war und weil der die Salvation Army durchwehende Geist fehlte. Für die Kirche lag der Gedanke nahe, sich mit einer Organisation, welche Bekehrungserfolge erzielt, die sie selbst nicht erzielen kann, zu verbünden und dieselbe offen und direkt zu unterstützen; allein sie wurde im großen Ganzen abgeschreckt durch die Unabhängigkeit der Bewegung von jeder Sekte und durch die Aufdringlichkeit ihres Treibens; namentlich die mächtige anglikanische Staatskirche kann die grellen, vulgären Taktiken des Booth'schen Erlösungsapparates nicht mit der ihr eigenen Würde und „Respektabilität" vereinbaren. Momentan läßt sich im allgemeinen behaupten, daß die Geistlichkeit sich der „Armee" gegenüber kühl verhält, so sehr sie auch deren Ziele und Bestrebungen billigen mag.

Die Zahl der der Salvation Army von verschiedenen Seiten gemachten Vorwürfe und der gegen

sie erhobenen begründeten und unbegründeten Einwendungen ist nicht gering. Wir können hier nur einen Teil derselben vorbringen; die übrigen sind ohnehin nicht von Bedeutung. Zunächst seien die Punkte erwähnt, an denen die Geistlichkeit und die anderen „achtbar-“religiösen Elemente Anstoß nehmen.

1) Die militärischen Allüren, das kriegerische Drum und Dran; man beruft sich darauf, daß die Apostel die Lehre Christi ohne Prozessionen, ohne blutrote Fahne, ohne lärmende Musik, ohne excentrische Plakate verkündigten. Dagegen bezieht sich Booth darauf, daß David vor der Bundeslade tanzte, daß die Armee Krieg führe und daher martialische Dinge thun müsse; wolle man Vögel fangen, müsse man sie erst anlocken. Er fragt, welcher Unterschied im Prinzipe zwischen dem „zum Lobe des Herren“ ertönenden Glockengeläute und dem Schlagen einer Trommel zu demselben Zwecke vorhanden sei. „Wenn die niedrigen Klassen die Trommel vorziehen oder ihr eher folgen als der Glocke, warum sollte sie nicht benutzt werden? Auch kann nicht gesagt werden, daß das Waldhorn minder heilig ist als die Orgel.“ Ohne Spektakel und Sensation lasse sich die Aufmerksamkeit der ins Auge gefaßten Kreise nicht erregen. In dieser Beziehung sagt die Frau des Generals in einer Broschüre: „Man ist, wo es sich um weltliche Unternehmungen handelt, längst zur Einsicht gekommen, daß nur durch Lärmschlagen

etwas auszurichten sei. Namentlich in großen socialen und philanthropischen Fragen hält jedermann es für gerechtfertigt, daß agitiert werde. Warum sollte dasselbe nicht auch von der Religion gelten? ..... Ist's nicht besser, alle erlaubten harmlosen Mittel anzuwenden, um das Interesse der Leute zu erwecken, als sie im Zustande der Sünde und Verkommenheit zu belassen? Es ist gleichgültig, ob jemand durch ein weißes — wie gewöhnlich — oder durch ein rotes Plakat bewogen wird, das Evangelium anzuhören; auch ist es gleichgültig, ob auf dem Plakat der Teufel oder ein Halleluja-Mädchen oder dieser oder jener Geistlicher abgebildet ist. Die Kirchen treiben Sensation, indem sie prächtige Gebäude mit Türmen, Glocken, Chören u. s. w. erbauen, um die besseren Klassen anzuziehen; warum sollten wir nicht angemessene Mittel gebrauchen dürfen, um die niedrigen Klassen anzulocken? Diese Dinge sind Geschmackssache ..... Gewöhnliche gottesdienstliche Ankündigungen würden solche Leute nur abschrecken; sie bedürfen auffallender Plakate, in denen freilich zuweilen Dinge vorkommen werden, die dem feinern Geschmack oder den religiösen Vorurteilen gebildeter Menschen mißfallen mögen ..... Übrigens haben wir hie und da Plakate, die selbst uns zu weit zu gehen schienen, möglichst bald abbestellt. Bei einer so großen Anzahl von Offizieren, die zumeist den rohen, unwissenden Schichten entnommen sind, kann

es nicht gänzlich ohne verfehlten Eifer ablaufen. Wir sind nicht verantwortlich für die Vulgarität und Unbildung der Kreise, denen wir Gutes zu thun suchen. Dasselbe gilt von der Sprache des „War Cry“; durch dieses Blatt lehren wir Tausenden Religion, die sich nie herbeilassen würden, gewöhnliche religiöse Litteratur zu lesen.“

2) Im Zusammenhange mit dem Vorwurfe der Sensationssucht steht der der Burschikosität, Irreverenz oder Profanität der in den Predigten, Zeitungen, Hymnen und Büchern des Erlösungsverbandes gebrauchten Phraseologie. Wir selbst können hierin zwar keine sonderliche Gefahr für die Religion oder die „Soldaten“ sehen, die Geistlichkeit jedoch ist ganz anderer Ansicht. Der bekannte Domherr und theologische Schriftsteller Farrar nennt diesen Punkt „die schlimmste Gefahr“ und sagt, derselbe „sei geeignet, unnützerweise anzuwidern und abzustoßen“. Kardinal Manning meint: „Die Auflösung der Salvation Army wäre ein viel kleineres Übel als die aus der grotesken Sprache, in der oft die heiligsten Dinge behandelt werden, hervorgehende Entsittlichung. Es ist ein gewaltiger Irrtum, zu glauben, daß die Anwendung einer gemeinen Sprache auf Gott und göttliche Dinge die Wahrheit dem Geiste Ungebildeter näher bringen kann . . . . . Niedrige Worte erzeugen niedrige Gedanken; unehrerbietige Worte führen zum Aufhören der Verehrung. Leichtfertigkeit

oder Roheit der Ausdrucksweise in Gebeten, Gesängen oder Predigten wird bei manchen die Ehrfurcht ertöten, andere zur Blasphemie herausfordern." Einige Londoner Stadtmissionäre behaupten denn auch, daß in den Wirtshäusern — wo früher bei aller Gemeinheit und Unsittlichkeit der daselbst geführten Gespräche religiöse Dinge aus dem Spiel geblieben seien — die „Heils-Armee" die Zielscheibe endlosen Gelächters und Hohnes bilde, wobei alle in der Regel „für heilig geltenden Namen und die besten menschlichen Gefühle und Hoffnungen verspottet werden". „Natürlich", fügt Miß Cobbe in einem Artikel („Contemporary Review" 1882) hinzu, „sind die Wirte den Seligmachern wegen des Krieges gegen den Alkohol gram und es freut sie, dieselben in Gesellschaft ihrer Kunden lächerlich machen zu können. Die Religionsfreunde meinen, es sei ein großes Unglück, wenn der Gottesdienst parodiert und dadurch Reue und Buße zu Gegenständen frivoler Schenkenwitze gemacht werden." Die Leiter der Bewegung fühlen sich von diesen Anklagen nicht getroffen. Sie weisen immer wieder darauf hin, daß die üblichen milden Missionsmittel nicht den erwünschten Erfolg haben, daß der gute Geschmack beim Straßengesindel nicht verfängt, daß Revolutionen nicht mit Rosenwasser gemacht werden, daß daher starke Maßregeln mit Außerachtlassung des „Dekorums" angezeigt seien, daß es, wo „Ewig-

keitsinteressen“ auf dem Spiele stehen, lächerlich wäre, in den Mitteln wählerisch zu sein, daß überdies die „Soldaten“ und „Offiziere“ außer stande seien, eine minder „volkstümliche“ Sprache zu führen, weil sie diese von früher her gewohnt sind, weil sie in ihrer Redeweise nie die Tugend der Selbstbeschränkung geübt haben und weil es ihnen schwer fällt, den „vertraulichen Mangel an Respekt“, der ihnen von ihrem alten Lebenswandel her eigen ist, abzulegen. Das ist aber nicht alles; Mrs. Booth leugnet in ihrer Schrift „Einige Kritiker der Salvation Army“, geradezu, daß das, was der letzteren als Unehrerbietigkeit vorgehalten werde, wirklich so genannt werden könne. Sie fragt: „Was ist echte Reverenz? Sie besteht keineswegs in gewissen Körperbewegungen, in scheinheiligen Blicken oder im Schweigen. Sie ist ein Ausfluß des Herzens und ihr sichtbarer Ausdruck hängt von dem Temperament, dem Bildungsgrade und den Verhältnissen einer Person ab. Daß jemand seine Andacht laut äußert oder sie in ungewöhnliche Formen kleidet, stempelt seinen Vorgang nicht zur Unehrerbietigkeit. Überdies billigt die Bibel eine geräuschvolle Gottesverehrung eher als das Gegenteil. Gott weiß nichts von einer verschämten, schüchternen Hinterstiegen-Religion, die sich im Winkel versteckt. Die Religion der Bibel ist durchweg demonstrativ und ostentativ. Erst die konventionellen Begriffe der Neuzeit haben alle naturgemäßen Religionskundgeb-

ungen in Verruf gebracht. Die Gottesdienste der Salvation Army übertreffen an wahrer Andacht alle anderen im ganzen Lande. Viele Ausländer waren von der Haltung unserer Leute beim Gebet überrascht; sie knieen nieder, beugen das Haupt und schließen die Augen, statt herumzugaffen, wie es sonst zu geschehen pflegt. Kunstgerechter, tadelloser Gesang ist kein Beweis von Andacht; ein freudiger Lärm aus vollem Herzen ist gottgefälliger als der schönste Wohlklang, wenn dieser von unreinen Lippen angestimmt wird und von einem bösen Lebenswandel begleitet ist." Diese Argumente zeichnen sich nicht durch strenge Logik aus, allein sie enthalten manches Wahre. Übrigens rührt der Vorwurf der Profanität zumeist von Personen her, die sich mit der Lektüre von Stellenauszügen begnügen, ohne die Erlösungsversammlungen zu besuchen oder Zusammenhängendes zu lesen. Was sich in Zeitungsberichten unehrerbietig ausnimmt, erscheint bei näherem Zusehen nur als Ausfluß übermäßiger Ehrfurcht. Eine lehrreiche Erklärung der „Salvationists" — zugleich ein Milderungsgrund für das vielen abstoßend dünkende burschikose Element in ihrer Art, zu beten und zu predigen — finden wir in dem Kalkuttaer Blatte „The Indian Witness": „Die Vertraulichkeit, mit der diese Leute die Gottheit ansprechen, ist wahrscheinlich das Ergebnis ihrer außerordentlich lebhaften Vorstellung von ihrer (der Gottheit) fortwährenden An-

wesenheit. Gewöhnliche Gottesanbeter nähern sich dem Herrn nur in gewissen Zwischenräumen, und wenn sie es thun, so werden sie von seiner Gegenwart in eine feierliche Stimmung versetzt; sie fühlen, daß bei solchen Anlässen ein würdevoller Ernst am Platze ist. Die Seligmacher dagegen scheinen unablässig von dem Bewußtsein erfüllt zu sein, daß sie sich in der unmittelbaren Gegenwart der Gottheit befinden, ... sie fangen daher in jedem beliebigen Augenblick ohne Umstände zu beten an, benutzen dabei die gewöhnliche Umgangssprache und brechen ebenfalls ohne Umschweife wieder ab, um die Zuhörer anzusprechen. Matthew Arnold meint, die Dissidenten reden zu Gott als wäre er ihr Hausnachbar. Die „Erlöser" gehen weiter; sie verkehren mit Gott, als wäre er ihr Stubengenosse; sie fühlen zwar einigermaßen die Feierlichkeit seiner Anwesenheit, allein dieselbe hat durch Gewöhnung aufgehört, auf die Ausübung der Andacht beschränkend einzuwirken."

3) Die Vernachlässigung der Bibel bei den Gottesdiensten; die Geistlichkeit mißbilligt, daß die „Armee" sich offiziell nur um eine kleine, mit ihren Zielen zusammenhängende Gruppe von Bibelstellen kümmere. Die Antwort des Generals lautet: „Besser ein bischen Bibel als gar keine." Übrigens wird die Lektüre der Bibel, wie wir bereits früher bemerkten, den „Erlösern" empfohlen.

4) Mr. Davis schreibt in der „Contemporary Review“: „Nie zuvor hat eine christliche Körperschaft danach gestrebt, ihr ganzes Leben ununterbrochen dem vollen Tageslicht auszusetzen, ohne genügende Pausen für den geheimen innern Verkehr des Individuums mit seinem Gotte. Das Beten, das Bekennen der Sünde und der Seligkeit, das Lob des Herrn, alles ist öffentlich und unverhohlen. Die Macht der von Genossen des Büßers angehörten „Zeugenschaft“ ist sehr groß, aber der ungezügelte Gebrauch dieses Mittels birgt ernste Gefahren. Selbst das schüchternste Mädchen muß in Gegenwart einer gottlosen Menge die intimsten Geheimnisse ihres neuen Lebens in Christo laut verkünden . . . . . Weder in den Veröffentlichungen der Armee, noch in dem Kadettenschulungssystem, noch in den auf den Erlösungs- und Heiligkeitsversammlungen erteilten allgemeinen Ratschlägen findet sich eine direkte Ermahnung zu einsamem Gebet. Das widerspricht dem Beispiel der Apostel . . . . .“ Auch Kardinal Manning wendet sich entschieden gegen die „Zeugenschaft“. „Diese Methode öffnet dem direkten Betrug und der Selbsttäuschung Thür und Thor. Wer am wenigsten richtige Vorstellungen von sich selbst, von der Sünde und von der Erhabenheit Gottes hat, wird am rascheſten geneigt sein, sich für erlöst zu halten.“ Er meint, daß die Aufrichtigkeit, die christliche Demut und die echte Erlösung unter diesem

Vorgang leiden müssen und daß die „Salvationists“ durch denselben selbstgefällig werden. Wir glauben ebenfalls entschieden, daß es verfehlt ist, alten Sündern einzureden, sie könnten ihre Sündhaftigkeit plötzlich ablegen und über Nacht Heilige werden; wer sich als Heiliger fühlt, wird leicht zum Pharisäer; viele sind auf ihre Entsagungsfähigkeit eitel und werden dann anmaßend; an die Stelle der Bescheidenheit und Demut treten oft Stolz und Verachtung Nicht-Erlöster, d. h. nicht durch die Salvation Army Erlöster. Die Lenker der „Armee“ leugnen freilich, daß dem in Wirklichkeit so sei; lassen wir dem General das Wort („Das Drum und Dran der Heils-Armee“, London, Ende 1882): „Die Zeugenschaftsablegung ist nicht nur gefahrlos, sondern übt auf den Frischbekehrten eine vortreffliche Wirkung aus; a) im Vollgefühl der ersten Gottesliebe überwindet er die den meisten Menschen gemeinsame Scheu vor der öffentlichen Besprechung religiöser Dinge; b) das öffentliche Bekenntnis verpflichtet ihn moralisch in Gegenwart seiner Bekannten und Angehörigen zu einem besseren Leben; c) hat er einmal die Glückseligkeit des Wohlthuns gekostet, so sehnt er sich danach, noch mehr Gutes zu thun; d) der Einfluß auf andere ist vorzüglich, indem das Anhören vieler Zeugenschaften mehr Sünder zur Reue treibt als irgend ein anderes Mittel.“ Ob durch diese Argumente die angeführten Bedenken gründ-

lich widerlegt sind, möge jeder Leser für sich beurteilen.

Anderer Natur und zahlreicher sind die sonstigen Einwendungen, die teils von Geistlichen, teils von Laien erhoben werden; sie sind verschiedenartigen und allgemeinen Charakters. Obenangestellt wird gewöhnlich:

5) Der mit 4) im Zusammenhange stehende Vorwurf der Oberflächlichkeit der Bekehrung, der Erzielung der schleunigen „Erlösung" durch die bei den Gottesdiensten herrschende Aufregung. Eine solche Seligwerdung sei unwirklich und führe zu unbewußter Heuchelei. Die schweizerische Gräfin De Gasparin sagt: „Das ist eine Gaukelei. Ihr appelliert nicht an die Seele, sondern an die Empfindungen; ihr greift nicht das Gewissen an, sondern die Nerven." Sie giebt in ihrem Buche „L'armée du salut (soi-disant)" zwei oder drei Beispiele von Proselytenmacherei durch Aufregung: „Ein sehr weltlich gesinntes Mädchen besteigt die Plattform und erklärt sich erlöst. Tags darauf fragt sie jemand: „Was haben Sie am letzten Abend gesagt?" — „Wer? Ich?" — „Ja, Sie, auf der Plattform." „Ich entsinne mich nicht mehr; ich wiederholte, was man mir sagte." . . . . Ein Christ der ohnehin längst ein Diener Jesu war, läßt sich hinreißen und in die Salvation Army einreihen; befragt, was er dadurch gewonnen, antwortet er: „Ich brauche nur zu thun,

was mir befohlen wird." Die Gräfin betont auch den Umstand, daß die bei den Meetings herrschende Aufregung viele hysterisch und bewußtlos macht. Booth und sein Generalstab machen kein Hehl aus der Aufregung und entschuldigen sie damit, daß kein Krieg ohne Aufregung möglich sei. Dagegen leugnen sie die Heuchelei; sie behaupten, daß allerdings viele, die sich für erlöst halten, rasch wieder abfallen, weil sie entweder alte Gewohnheiten schwer aufgeben oder den Spott ihrer Haus- und Arbeitsgenossen nicht vertragen können, daß aber diejenigen, welche im Verbande bleiben, keine Heuchler sind: „Die Proben, auf die wir unsere Leute stellen, sind Heuchlern wahrscheinlich zu stark; unsere Strenge erschwert das Heucheln gar sehr."

6) Die Störung der öffentlichen Ruhe. Selbst Leute, die die Bestrebungen der Heils-Armee billigen, halten sich über den Lärm auf, den dieselbe in den Straßen macht, teils direkt, teils durch Heraufbeschwörung von Angriffen und Schlägereien. Verdrießt einen friedliebenden Bürger das Spiel eines Leierkastenmannes, so muß dieser sich auf dessen Geheiß entfernen; vor dem Anhang Booth's jedoch kann sich nicht einmal ein Kranker schützen, denn im freien England sind die Begriffe von der unbeschränkten Duldung religiöser Übungen sehr weitgehend. Hier sorgt man ängstlich dafür, daß jedermann nach seiner Façon selig werde, ohne sich über

die geringsten Fesseln beklagen zu können; aber die „modernen Erlöser“ gehen manchmal so weit, daß — wie wir schon in einem früheren Abschnitt angedeutet — die öffentliche Meinung vor einigen Jahren anfing, die Geduld zu verlieren. Doch nahm der Skandal wieder ab, da der General vorsichtig genug war, einen Teil der Straßenumzüge vorderhand einstellen zu lassen. (Vgl. „Mittel und Wege.“)

7) Förderung der Unsittlichkeit. Das Unternehmen, das doch bezweckt, die Sittlichkeit zu heben, wird vielfach beschuldigt, zum Gegenteil zu führen, und zwar hinsichtlich des Geschlechtslebens der „Salvationists.“ Die auf den Versammlungen herrschende Aufregung, die späten Abendstunden der Meetings, das fortwährende Beisammensein beider Geschlechter sollen zahlreiche Verbandmitglieder zu unmoralischem Verkehr miteinander verleiten, sollen ferner die Folge haben, daß die häusliche Behaglichkeit gestört und die elterliche Autorität untergraben wird. Ob diese Vorwürfe begründet sind, läßt sich natürlich im großen Ganzen nicht entscheiden, da es unmöglich ist, in dieser Beziehung statistische Daten zu sammeln; Thatsache bleibt, daß einzelne solcher Fälle wirklich vorkommen, und das gesteht auch die Leitung der Bewegung zu; allein sie leugnet entschieden, daß die Anzahl der Fälle groß oder daß das Übel gar allgemein sei. Frau Booth äußerte

sich in einer öffentlichen Ansprache folgendermaßen: „Allerdings haben wir Rückfällige und schwarze Schafe; allein das kommt bei jeder religiösen Körperschaft vor, und bei uns ist die Zahl der Räudigen verhältnismäßig sehr gering. Im allgemeinen ist der Charakter der Verbandsmitglieder ein trefflicher. Viele geben gute Stellungen auf, weil ihnen dieselben mit den Grundsätzen der Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit unvereinbar dünken; ein Hauptmann erwähnte vier Modewarenhandlungsgehilfen, die ihre Stellen kündigten, weil sie von ihren Brotherren gezwungen wurden, schlechte Waren anzupreisen." Der General hat zu wiederholtenmalen Kritiker, die von der angeblich en gros betriebenen Unsittlichkeit in den Reihen der „Armee" sprachen, öffentlich aufgefordert, ihre Verleumdungen durch Beweise zu Thatsachen zu stempeln, allein die übereilten Gegner konnten niemals solche Beweise erbringen, wogegen die Verbandsverwaltung mit Zeugnissen vieler Bezirksbehörden ausgerüstet ist, welche darthun, daß jene Behauptungen, wie die praktische Erfahrung zeige, wirklich nur Verleumdungen seien. Es wäre auch gar zu traurig, würde die Unsittlichkeit in einem Missionsverbande eine so große Rolle spielen, wie von manchen leichtsinnig erklärt worden ist.

8) Noch unbegründeter ist die von Unwissenden, welche die Organisation der Bewegung nicht kennen, aufgestellte Behauptung, es handle sich bei dieser nur

um die Zusammenscharrung von Geld für den General und seine Familie. Diese unverantwortliche Verleumdung fügt der „Armee“ in den Augen vieler, die sonst mit ihr sympathisieren würden, beträchtlichen Schaden zu. Unsere Mitteilungen im Abschnitt „Organisation und Finanzen“ widerlegen die Anschuldigung, daß die riesigen Einnahmen nicht verrechnet werden. In dem mehrfach angezogenen Jahresbericht „Der Erlösungskrieg 1882“ heißt es in dieser Hinsicht: „Unsere sorgfältig geprüften und bescheinigten Bilanz-Ausweise zu veröffentlichen, war leicht, vergeblich aber war es, unsere Feinde aufzufordern, unsere Bücher zu prüfen und einen einzigen Fehler zu bezeichnen. Es schien eine ausgemachte Sache zu sein, daß die Rechnungen in Verwirrung sind, sein müssen; ob die Unordnung sich nachweisen lasse oder nicht, war gleichgültig. Die Verleumdung wurde in einer oder der andern Gestalt immer von neuem wiederholt und wahrscheinlich werden wir noch nach Jahren selbst von achtbaren und intelligenten Personen zu hören bekommen, daß wir niemals Bilanzen veröffentlichen.“

9) Die Öffentlichkeit, der sich Weiber aussetzen; das Predigen, Kommandieren, Musizieren u. s. w. von Frauen und Mädchen bei den Prozessionen und auf den Versammlungen könne zur Immoralität führen und führe bestimmt zur Unweiblichkeit, Un-

bescheidenheit u. dgl. Dieser Punkt läßt sich unsererseits weder bestätigen noch entkräften.

10) Die Autokratie der Regierungsform, der mechanische, reinmilitärische, blinde Gehorsam der Untergebenen gegen den Vorgesetzten. Dieses System erzeugt Schablonenhaftigkeit und Unselbständigkeit des Geistes. Die Strenge der Disciplin kann allmählich zum Überdruß, zum Rückschlag führen. Es kommt denn auch zuweilen vor, daß einzelne Offiziere dem General abtrünnig werden, aus der „Heils-Armee" austreten und sich dem Seelenrettungsberuf auf eigene Faust zu widmen beginnen. Im großen Ganzen ist die Anhänglichkeit jetzt freilich noch sehr stark, aber es bleibt dahingestellt, ob sie es immer sein wird.

11) Die Verdummung der Proselyten. Diese mögen auch vor ihrer Bekehrung nicht sehr intelligent oder gebildet gewesen sein; allein gerade deshalb bedürfen sie des geistigen Fortschritts, der Anleitung zur Verbesserung ihrer mangelhaften Kenntnisse. Daß man ihnen das Saufen und Rauchen, den Luxus und die Lasterhaftigkeit verbietet, ist recht schön; wenn man ihnen aber auch einschärft, keinerlei weltliche Amusements mitzumachen, keine Klubs und Geselligkeitsvereine zu gründen, nichts zu lesen, als die Veröffentlichungen des Armee-Hauptquartiers und die Bibel, so müssen wir entschieden behaupten, daß das viel zu weit geht und die nachdrücklichste

Verurteilung verdient. Diese Schattenseite ist von unserem Standpunkte aus — der freilich nicht der geistliche ist — die schlimmste an der ganzen Bewegung. Es mag uns eingewendet werden, daß die Leute rückfällig werden könnten, wenn man ihnen Gelegenheit gäbe, mehr als nötig mit weltlichen Dingen in Berührung zu kommen; darauf antworten wir, daß eine Organisation, die den „Armen am Geiste“ nicht den gehörigen Halt bietet, der sie bei der Pflege harmloser oder belehrender weltlicher Lektüre, Unterhaltung und Geselligkeit von dem Verfallen „in Sündhaftigkeit“ bewahren könnte, am Ende doch nur recht armselig, einseitig und mangelhaft ist, also noch sehr viel zu wünschen übrig läßt. Die Angehörigen der Booth'schen Missionsanstalt sind Sklaven eines puritanistisch-fanatischen Steckenpferdes; sie müssen allen Annehmlichkeiten des irdischen Lebens entsagen, auf die Behaglichkeit des häuslichen Herdes verzichten, um für Christus Krieg zu führen und sich und andere auf das Jenseits vorzubereiten. Das ist vom Gesichtspunkte christlichen Glaubenseifers vielleicht recht löblich, aber wir können nicht glauben, daß es in Ordnung ist, den Kampf für Christus als den einzigen Daseinszweck und die Lektüre der Seligmacherlitteratur als die einzige erlaubte Zerstreuung (?) des Menschen hinzustellen.

12) Ähnliches gilt von einem scheußlichen Auswuchs der Bewegung, mit dem wir unsere Liste von

Ein- und Vorwürfen beschließen wollen und von dem wir bisher noch gar nicht gesprochen haben: wir meinen den „Kinderkrieg“. Ebensowenig wie Booth sich auf die Dauer damit begnügt hat, die „sündigen“ Elemente der Londoner Bevölkerung „erlösen“ zu wollen, sondern seinen weitreichenden Arm über ganz England und zahlreiche andere Staaten ausgestreckt hat, ebensowenig begnügte er sich mit der Bekehrung von Erwachsenen, sondern zog auch die Kinder in den Kreis seiner „Operationen“. Offenbar dachte er mit seinem Herrn und Meister: „Lasset die Kleinen zu mir kommen.“ Vor vier bis fünf Jahren begann er, die Abhaltung von „Erlösungsmeetings“ für Kinder zu ermutigen; anfänglich fanden dieselben unter der Leitung von Erwachsenen statt; bald jedoch gab es ganz jugendliche „Offiziere“, welche Gottesdienste abhielten und noch abhalten, die denen der „Großen“ aufs Haar gleichen. Kleine Kinder — von vier Jahren aufwärts — legen „Zeugenschaft“ ab für ihre eingebildete Befreiung von ihrer vermeintlichen „Ungnade vor Gott“; winzige „Büßer“ knieen in der „Sünderbank“ und erklären dann, zur Überzeugung gekommen zu sein, daß sie gewaltige Sünder seien. Jetzt ist man schon so weit, daß für den „Kinderkrieg“ — der auch seine Prozessionen hat — eigene „Kasernen“ errichtet werden. Zur raschern Förderung dieses ekelhaften Treibens wurde schon im Herbst 1881 ein Wochenblatt unter dem

Titel „Der kleine Soldat“ gegründet, eine unglaublich kühne Abweichung von den üblichen Arten der Kindererziehung. Selbst die besten Freunde der Salvation Army ärgern sich über dieses abscheuliche Blatt und wünschen, daß es entweder eingehe oder anders redigiert werde; es bleibt aber wie es ist und sein Absatz steigt fortwährend; gegenwärtig dürfte er sich auf 100 000 Exemplare belaufen. Den Haupt-Inhalt bildet die Rubrik „Unsere Erfahrungen im Druck“, d. h. eine schier endlose Reihe von Briefen kleiner Kinder, die in nur wenig abwechselnden Worten die Mitteilung wiederholen, daß sie „gottlob erlöst“ sind und sich „auf dem glücklichen Wege zur Glorie“ befinden; sie zeichnen diese Zuschriften „Glücklicher Wilhelm“, „Ein bekehrter Lügner“, „Sara, 6½ Jahre alt“ u. dgl. Wir hätten nicht gedacht, daß ein so kluger Kopf wie Booth Kinder durch Druckerschwärze ermutigen könnte, Briefe zu schreiben, wie die beiden folgenden, die wir einer uns vorliegenden Nummer des „Little Soldier“ entnehmen:

„Ich vertraue noch immer auf Jesus. Ich gedenke, bis an mein Ende zu kämpfen und mein ganzes Leben Jesu zu widmen. Meine Eltern sind noch nicht erlöst. Hoffentlich findet sich in Ihrem Blatte Raum für meinen Brief. May, 8 Jahre alt.“ —

„Ich danke Gott, denn ich bin gerettet und auf dem Wege zum Himmel. Meine Brüder Georg und

Teddy sind ebenfalls erlöst, desgleichen das Bäby(!). Ich bedaure, daß bislang weder Papa noch Mama erlöst sind, hoffe aber, daß sie es bald werden. Mama liest dem Papa sehr gerne abends im Bette Romane vor. Bitte, beten Sie für ihre baldige Rettung. Beten Sie auch für mich, denn ich bin ein ausgelassenes Mädchen und ärgere Mama zuweilen. Ada, 10 Jahre alt."

Auch selbständige „Artikel" nimmt dieses wahrhaft alberne Blatt von seinem fingerkauenden Mitarbeiterkreis auf; wie blöde dieselben sind, geht aus dem folgenden, wie eine gelungene Satire klingenden, aber furchtbar ernst gemeinten „Aufsatz" hervor, den wir in einer andern Nummer finden:

„Eine Warnung.

„Das Theater zu L. ist für den Dienst des Teufels (!) eröffnet worden und das stimmt mich traurig (!!). Meine Mutter erzählte mir eine Geschichte, die sie in ihrer Jugend von ihrem Vater gehört hatte und die ganz wahr ist. Eine junge Dame war eine Zeitlang der Kirche treu gewesen, ließ aber später ihren Halt an Jesus fahren und fiel in Ungnade. Sie stürzte sich in weltliche Vergnügungen. Eines Tages sollte sie einen Ball besuchen. In der vorhergehenden Nacht träumte ihr, sie sei im Tanzsaal von einem Unwohlsein befallen,

nach Hause gebracht, in einen Lehnstuhl gesetzt worden und man habe ihr Wiederbelebungsmittel gereicht, allein sie sei

„Gestorben.

„Dieser Traum machte einen tiefen Eindruck auf sie. Ein Geistlicher riet ihr auf Befragen, vom Ball wegzubleiben (!), aber sie sagte: „Ich werde nicht so thöricht sein, wegen eines Traumes nicht hinzugehen.“ Sie ging, allein die Warnung erwies sich als wahr (!); sie wurde krank nach Hause gebracht und starb

„Ohne Erlösung (!!!).

„O, welch entsetzliches Ende! Vom Ballsaal in die Ewigkeit! (!!!!!) O liebe kleine Kinder, besuchet niemals diese sündhaften Orte (!). Mama sagt, daß sie dieselben nie besucht hat und daß sie hofft, ihre Kinder werden nie dahin gehen. — Philippa, 9 Jahre und 7 Monate alt.“

Welch haarsträubender, kindischer, blühender Unsinn! Sollte man derlei für möglich halten? Nicht genug daran, daß die Naivetät, Anspruchslosigkeit und Einfachheit des Kinderherzens durch den Abdruck jener „Briefe“ in Anmaßung, Eitelkeit und Pharisäertum verwandelt wird, lehrt man die Kleinen durch solche „Artikel“ auch noch geradezu Aberglauben. Wäre es nicht viel besser, sie zum fleißigen Schul-

besuch und zum Lernen ihrer Schulaufgaben zu verhalten, statt ihren Geist einseitig zu machen und die glückliche Sorglosigkeit der Jugendzeit durch das Eintrichtern von Dingen zu ersetzen, die für sie keinen Sinn haben können? Was kann ein kleines Kind von „Sünde“, „Erlösung“ u. dgl. verstehen? Die Kleinen sollten nicht verdummt werden, sondern dem Einfluß der Schule überlassen bleiben. Heutzutage, da in England jedes Kind schulpflichtig ist, hat Booth nicht einmal die Ausrede, daß er die Jugend vor dem Verkommen in den Straßen retten will. Sein einziger Zweck bei der Führung des „Kinderkrieges“ ist, die Kleinen zur Gewinnung der Erwachsenen zu benutzen. („Wir haben,“ schreibt seine Frau, „in der Salvation Army viele Väter, die nur dadurch für uns gewonnen wurden, daß ihre Kinder sich ihnen auf die Kniee setzten und sie baten, einem unserer Meetings beizuwohnen. Wenn ein Vater schlecht ist, sollten seine Kinder es wissen, für ihn beten und ihm zureden, sich bekehren zu lassen.“). Allein das heißt „Erlösung um jeden Preis“ und dieser Grundsatz kann keinem Gotte angenehm sein, am wenigsten, wenn der Zwang durch so verwerfliche Mittel angestrebt wird. Der Punkt, ob es besser, daß die Kinder wissen, ob ihre Eltern „gut“ oder „sündig“ sind, ist ein streitiger; es kommt sehr darauf an, wo die Grenze zwischen „gut“ und „sündhaft“ zu ziehen ist. Kinder dürften übrigens wohl

nur selten die Kompetenz besitzen, die richtige Unterscheidung zu machen.

9. Ergebnisse und Zukunft.

Wie die meisten außerhalb der Seligmacherbewegung stehenden Personen, finden auch wir, daß das Thun und Treiben der Salvation Army den guten Geschmack und den Verstand beleidigt. Wir speziell sind im Prinzipe auch noch gegen jede Missionsarbeit überhaupt eingenommen. Allein die praktische Wirklichkeit erfordert oft, daß man nicht zu doktrinär sei, sondern sich auf den Standpunkt anderer stelle, um deren Bedürfnisse es sich in einem gegebenen Falle handeln mag. Hier müssen wir unsere persönlichen Grundsätze beiseite lassen, die vom Erlösungsheer angewandten Mittel und Behelfe als Nebensache betrachten und uns auf die Frage beschränken, ob die Bewegung Nutzen stiftet oder nicht. Paul Leroy-Beaulieu, der bekannte Redakteur des französischen „Economiste“ und volkswirtschaftliche Mitarbeiter des „Journal des Débats“ bemerkte einmal in der „Revue des deux mondes“: „Ohne Übertreibung darf man konstatieren, daß bei einem großen Teil der Arbeiterbevölkerung jede Neigung zu einer positiven Religion, jeder noch so vage Glaube an die Unsterblichkeit der Seele und an ein Jenseits verschwunden ist. Wie aber die

Psychologie lehrt, ist ein solcher Seelenzustand beim großen Haufen gefährlich. Für diesen ist's notwendig, sich inmitten der Mühsal des Alltagslebens eine künftige Welt vorzustellen." Wir wissen nun zwar nicht, ob diese Notwendigkeit wirklich vorhanden ist, aber wir möchten unserem Zweifel nicht allzu starkes Gewicht verleihen, sondern annehmen, es sei immerhin möglich, daß dort, wo solche religiöse Vorstellungen mangeln, „die gesellschaftliche Ordnung vielleicht gestört werden, socialistische Schwärmereien platzgreifen könnten". Wir können uns demgemäß auch zur Billigung der Bestrebungen des Booth'schen Missions-Unternehmens verstehen, namentlich da Anzeichen genug vorhanden sind, daß dieselben auch gute, allgemein-sittliche Ergebnisse zur Folge haben. Wir verweisen in dieser Hinsicht auf unsern Abschnitt „Leistungen und Erfolge" und fügen noch zwei Citate hinzu. Mr. Davis, der im übrigen viele Elemente der Bewegung verwirft, schrieb im Jahre 1882: „Die Polizeileitungen dreier Großstädte haben sich in vertraulichen Briefen nachdrücklich dahin ausgesprochen, daß die Armee Änderungen zum Guten bewirkt. Mehr als ein Oberbeamter der Londoner Geheimpolizei hat bedingungsloses Zeugnis abgelegt für die von der Armee in den ärgsten Bezirken erzielten guten Resultate . . . . . Ein Geistlicher sagte mir, daß zwei ganze Straßen seines Sprengels, die wahre Diebs-

höhlen gewesen, seit dem Beginn der Armee-Operationen daselbst ruhig und verhältnismäßig anständig geworden sind." Der Bürgermeister von Newcastle-on-Tyne, seine Stellvertreter, sowie zwölf dortige Polizeirichter und vier Parlamentsmitglieder unterschrieben vor einigen Jahren die folgende Denkschrift: „Die vom Erlösungsheer bei seinem Bestreben nach Bekehrung der schlimmsten Bevölkerungsklassen zu Sittlichkeit, Mäßigkeit und Religion angewendeten Mittel billigen wir nicht durchweg; aber wir fühlen uns zur Aussage verpflichtet, daß es, wie wir wissen, demselben in dieser Stadt und deren Umgebung gelungen ist, nicht nur Leute zu versammeln, die nie vorher Gottesdienste zu besuchen pflegten, sondern auch im Lebenswandel vieler verworfener Menschen große, unbestreitbare Änderungen zu bewirken."

Dieses letztere Schriftstück ist wichtig und bezeichnend, und wir glauben, mit dessen Inhalt vollkommen einverstanden sein zu können. Wir geben zu, daß die Seligmacherbewegung in mancher Beziehung gute Ergebnisse erzielt, also praktischen Nutzen stiftet. Es handelt sich nun nur noch darum, ob es geboten ist, die im vorigen Abschnitte gerügten Schattenseiten — namentlich die Punkte 11 und 12 — mit in den Kauf zu nehmen, d. h. ob die Vorteile der Bewegung größer sind als ihre Nachteile, oder ob es nicht möglich wäre, die „Sünder" zu anständigen Menschen zu machen, ohne ihnen jeden

weltlichen Lebensgenuß zu entziehen, ohne sie in puritanistische, fanatische, routinenhafte Jesussklaven zu verwandeln, ohne ihnen fortwährend in kindischer Weise die Hölle heiß zu machen, ohne die Religion als den einzig würdigen Gegenstand aller Gedanken hinzustellen und namentlich ohne die kleinen Kinder in das Joch dieser düstern Lebensanschauung, dieser verdummenden Schablone zu spannen. Mit Ausnahme des letztgenannten Details ist die Frage vorderhand eine offene.

Darüber, welche Zukunft der Heilsarmee bevorsteht, sind die Meinungen geteilt. Ihr Begründer ist fest überzeugt, sie sei berufen, ein langes Dasein zu haben; er sagt: „Diese Organisation wird sich über die ganze Erde verbreiten und so lange dauern, als Gott überhaupt noch Feinde hat, die zu bekämpfen sind.“ Ähnlich heißt es in einem Seligmacherlied, das wir auf dem „Wand-Almanach für 1883“ finden: „Wir werden vorwärts marschieren und alles erobern; wenn wir auch wenig Freunde und viele Feinde haben mögen, wir werden im Besitze aller Nationen sein. Der Herr der Heerscharen hat uns berufen, die Erde und die Hölle zu besiegen. Wo Trunkenheit, Laster und Verbrechen vorhanden“ u. s. w. Man muß jedenfalls gestehen, daß Booth alles mögliche thut, um sein Ideal zu verwirklichen. Er verpflanzt die Bewegung nicht nur ins Ausland, sondern zieht auch hier zu Lande die Schnüre immer

fester zusammen, um seine Schöpfung nach Kräften zu konsolidieren. Eine der neueren Maßregeln ist, daß kein Offizier der „Armee“ ohne Erlaubnis des Hauptquartiers eine Person heiraten darf, die nicht bereits zur Armee gehört oder derselben in Zukunft anzugehören gedenkt. Das Hauptquartier hat demgemäß eine eigene „Seligmacher-Trauungs-Ordnung“ herausgegeben, die unter anderem die folgenden „Ehepakten“ enthält, welche offenbar auf die Ausstreuung einer reichen Seligmachersaat berechnet sind:

1) „Wir erklären feierlich, daß wir diese Ehe nicht bloß eingehen, weil wir an einander Gefallen finden, sondern auch, weil wir glauben, sie werde uns befähigen, Gott besser zu dienen und die Interessen der Salvation Army zu wahren. — 2) Wir versprechen, es nie dahin kommen zu lassen, daß unsere Ehe unsere Anhänglichkeit an Gott und das Erlösungsheer irgendwie verringere. — 3) Wir versprechen, nie den Versuch zu machen, andere zu verhindern, ihr möglichstes zu thun, der Army zu helfen. 4) Wir versprechen, eines beim andern unsern Einfluß geltend zu machen, um unsere unabläßige und vollständige Hingebung an die Army zu fördern. 5) Wir versprechen, unsere Wohnung stets als ein Erlösungssoldatenheim zu betrachten und einzurichten und jeden Insassen desselben zum treuen Dienste der Salvation Army anzuhalten. 6) Wir versprechen,

als Soldaten der Seligmacher-Armee stets unser Bestes zu thun; wir wollen nie zugeben, daß die Army durch irgendwen geschädigt oder gehemmt werde, ohne unser möglichstes zu thun, die Schädigung abzuwehren oder das Hindernis zu überwinden. 7) Sollte eines von uns infolge Krankheit, Todes oder einer andern Ursache aufhören, ein wirksamer Soldat zu sein, so verpflichten wir uns, daß der andere Teil fortfahren wird, nach besten Kräften die obigen Versprechungen zu halten."

Trotz aller Bemühungen wird vielfach bezweifelt, ob es gelingen kann, die „Armee" zu einer permanenten Institution zu machen, es sei denn, daß sie zur Sekte werde. Solche Bewegungen enden gewöhnlich entweder in einer Sekte oder sie verschwinden nach einiger Zeit. Nur wenn die Leiter Nachfolger finden, die ebenso klug, befähigt und energisch sind, wie sie selbst, kann das Heilsheer dieser Alternative entgehen. Nun schreibt der General allerdings: „Für den Fall meines Todes ist jede erdenkliche Vorkehrung getroffen; die in dieser Hinsicht gethanen juristischen und anderen Schritte dürften genügen, die Fortführung und Weiterentwickelung der Bewegung zu sichern. Stürbe ich morgen, so könnte mein Nachfolger ohne die geringste Zögerung meinen Platz einnehmen und wir halten es für unzweifelhaft, daß die ganze Maschinerie der Army ohne Stocken weiter arbeiten würde. . . . Sechs meiner Kinder — drei

Söhne, drei Töchter — stehen bereits gänzlich in den Diensten der Armee, und außerdem bilden sich fortwährend viele höhere Geister zur Leitung und Fortführung der Bewegung aus.“ Auch läßt sich, wie schon früher erwähnt, nicht leugnen, daß die Anhänglichkeit der Soldaten an die Booth'sche Familie eine recht starke ist. Allein trotz alledem und alledem müssen Zweifel gestattet sein. Es bleibt mehr als fraglich, ob der zum Nachfolger des Generals ausersehene älteste Sohn desselben oder irgend ein anderes Mitglied des „Generalstabs“ ebenso tüchtig sein wird wie Booth selbst — um so fraglicher als der zweite General noch größerer Geistesgaben bedürfen wird, denn der erste; er wird nicht mehr das Prestige haben, der Urheber des Unternehmens zu sein; unter ihm werden sehr viele Soldaten nicht mehr vom „Eifer der ersten Liebe zu Jesus“ erfüllt sein; er wird jedenfalls viel Scharfsinn brauchen, um die Zügel der Disciplin so straff zu halten wie sie es jetzt sind und die ansteckenden Folgen der gegenwärtig noch vereinzelten, später aber gewiß überhand nehmenden Fahnenflüchtigkeit abzuwehren. Kurz, nur ein wahrhaft starkgeistiger Mann von eiserner Willenskraft würde fähig sein, die dem Bestande des Verbandes drohenden Gefahren wettzumachen. Andrerseits ist die Autokratie des Oberhauptes, die eine Bedingung des Bestandes zu sein scheint — Booth selbst sagt dies ja ebenfalls —

auch eine Quelle der Gefahr für dessen Zukunft. Es ist nämlich äußerst schwierig, die Zügel der Disciplin auf die Dauer allzu straff angespannt zu halten; wahrscheinlich tritt früher oder später ein Rückschlag ein und eine solche „Revolution“ mag, einmal ausgebrochen, leicht so rasch um sich greifen, daß sie für die ganze Unternehmung verhängnisvoll werden kann, obgleich wir zugeben müssen, daß die bisher vorgekommenen Abtrünnigkeiten nicht sehr ansteckend gewirkt haben. Daß es wahrscheinlich in der Folge nicht gelingen wird, die Dinge in ihrer jetzigen Lage festzuhalten, dafür spricht die Unwahrscheinlichkeit, daß Booth, wie gesagt, einen ebenbürtigen Nachfolger finden werde. Die Hauptursache des Fehlschlagens der Pläne des Stifters des Jesuiten-Ordens werden voraussichtlich auch hier eintreten: der Mangel an bedeutenden Geistern. „Zur Ausführung großer Zwecke,“ sagt Littledale, „gehören große Männer und an solchen hat es dem Jesuitenorden seit dem Tode seines Stifters gänzlich gemangelt.“ Mr. Davis fügt hinzu: „Der General der Salvation Army hat das Recht, seinen Nachfolger selbst zu ernennen.*) Wenn das System des absolutistischen Generaltums, wie die Geschichte lehrt, für das Gemeinwohl gefährlich ist, so wird die Gefährlichkeit desselben in seiner Anwendung auf reli-

*) Das ist beim wirklichen Militär nicht der Fall. L. K.

giöse Organisationen durch die Einrichtung einer erblichen Führerschaft sicherlich nicht verringert."

Kardinal Manning ist überzeugt, daß die Booth'sche Schöpfung, falls sie nicht untergeht, sich zu einer Sekte krystallisieren wird: „Die Geschichte des Christentums lehrt vielfach, daß weder der Geist noch der Wille des Menschen imstande ist, irgend eine Doktrinengruppe für immer ohne Änderungen aufrecht zu erhalten; ebensowenig kann menschliche Gewalt oder menschlicher Gehorsam auf die Dauer bestehen, ohne von einer Organisation getragen zu werden; und was ist eine solche Verbindung anders als eine Sekte?"

Höchst interessant ist die folgende Darlegung eines Herrn Lewis über die voraussichtliche Zukunft der Seligmacher-Armee (in „Macmillan's Magazine"): „Manche Umstände lassen darauf schließen, daß ihr Bestand kein dauernder sein dürfte. Zunächst, daß sie der Natur entgegen ist, indem sie sich der komplizierten Beschaffenheit des menschlichen Wesens verschließt und ihn nur als geistliches Geschöpf betrachtet." (Vgl. Einwurf 11 im Abschnitte „Für und Wider".) „Als physisches und intellektuelles Geschöpf wird der Salvationist dem Zufall überlassen, in geistlicher Hinsicht aber ist er ein verhätscheltes Tier. Er wird auf allen Seiten künstlich „beschützt", d. h. reglementiert. Er darf mit seinen Genossen nicht über Religionsanschauungen sprechen, damit nicht etwa

Uneinigkeiten entstehen; er darf nicht trinken und rauchen, damit er nicht unmäßig werde. Die Weiber sollen eine häßliche Kleidung tragen, damit sie nicht eitel werden. Man darf sich nicht viel in Gesellschaft bewegen, um sich nicht den Lockungen eines weltlichen Sinnes auszusetzen. Jede höhere Bildung wird mit scheelen Augen angesehen, weil sie die Gedanken der Gottgefälligkeit ablenken könnte. . . . Herr und Frau Booth betrachten Prozessionen und Erlösungsmeetings als die allabendliche Beschäftigung des Zukunftarbeiters. Sie wünschen, daß dieser seine ganze freie Zeit dem Dienste Christi widme. Sie scheinen nicht zu befürchten, daß die Eintönigkeit der Armee-Gottesdienste zum Formelkram und zur Unwirklichkeit führen könnte*) und daß der annoch echte Eifer der Sprecher in eine Zurschautragung geheuchelter Gemütsbewegungen ausarten könnte. Um die Leute ans Unternehmen zu fesseln, verbietet man ihnen alle Amusements. . . . Wird das so fortgehen können? Werden die Soldaten nicht eines Tages fragen, mit welchem Rechte man ihnen diese schweren Opfer auferlegt? Kommt es einmal so weit, so steht dann bald die Durchbrechung nicht nur der künstlichen, sondern auch der wünschenswerten Schranken zu befürchten. . . . Vorderhand freilich

---

*) Dasselbe läßt sich übrigens auch von den Gottesdiensten aller Religionsgenossenschaften sagen. L. K.

dauert die Begeisterung noch an und die Soldaten lassen sich das Gängelband offenbar gerne gefallen; Booth's Gewissen ist auch ihr Gewissen, und zwar so sehr, daß man sagen kann, sie verzichten auf jedes Selbsturteil und jedes individuelle Verantwortlichkeitsgefühl."

Wir selbst glauben ebenfalls, daß die Bewegung keinen langen Bestand haben wird, wenigstens nicht in ihrer jetzigen Gestalt, und wir halten es auch gar nicht für wünschenswert, daß sie fortbestehe, ohne ihre puritanistischen Übertriebenheiten und ihre blöden Auswüchse aufzugeben. Aber selbst wenn sie nur noch 10 Jahre besteht — und daß sie nicht früher untergeht, ist wahrscheinlich — und in demselben Maße zunimmt, wie in den letzten Jahren, so muß sie nach Ablauf jener Zeit durchgreifende Veränderungen in der britischen Gesellschaft bewirkt haben. Die socialen, gewerblichen und kommerziellen Verhältnisse Englands müssen dann von ihr berührt werden. Schon sind die Folgen der halbasketischen Grundsätze des Verbandes vielerorten sichtbar; in dem ungeheuren London ist davon bislang freilich nur wenig zu verspüren, allein in mancher Provinzstadt ist der Wert gewisser Arten von Besitztum — wie Wirtshäuser, Musikhallen u. dgl. — bereits um die Hälfte gesunken.

* * *

Seit dem Dezember 1883 trifft die „Army" ziemlich energische Vorbereitungen, um „den Krieg

nach Deutschland zu tragen". Für diesen Zweck werden, namentlich seit dem Herbst 1884, separate Fonds gesammelt, und zwei deutsche Salutistenkorps üben sich durch die „Kriegführung" im Eastend zu London für eine künftige Thätigkeit bei uns ein. Auch das deutsche „Penny-Liederbuch" ist bereits gedichtet und gedruckt. Da angeblich die Booth'sche Invasion jeden Moment zu gewärtigen ist, so sei hier Nr. 1 des soeben erwähnten Gesangbuchs mitgeteilt, das „Kriegslied", mit dem das „gottlose", „philosophische" Land der Denker zum Kampf aufgerufen werden soll:

Der Ruf ans deutsche Vaterland.

Melodie: Die Wacht am Rhein.

Wach' auf, mein deutsches Vaterland,
Erkenne deines Schöpfers Hand;
Zum Krieg, zum Krieg, zum heil'gen Krieg!
Dein Jesus, er verleiht den Sieg.
Refrain: Lieb Vaterland, o wache auf!
Lieb Vaterland, o wache auf!
Jesus ruft, Jesus ruft: Ich komme bald!
Jesus ruft, Jesus ruft: Ich komme bald!

Kommt, ihr bluterkauften Kämpfer,
Jesus ist der große Helfer;
Greift an, greift an, greift mutig an,
Glaubt fest, der Heiland geht voran!

Die Feinde toben überall,
Sich wähnend Herr im Weltenall;

Zum Wort, zum Wort, zum Gotteswort
Sei, Brüder, euer Zufluchtsort.

Nur Kreuzesbotschaft, Gotteskraft
Die gläubigen Herzen selig macht;
O Geist, o Geist, o heiliger Geist,
Der Sünder zu dem Vater weist!

Laßt der Menschen Weisheit schweigen,
Gottes Geist euch unterweisen;
O Kraft, o Kraft, o Himmelskraft
Aus Sündern neue Menschen schafft.

Mein Deutschland, o mein Vaterland,
Ergreife schnell die Gotteshand.
Vorwärts, vorwärts zum heiligen Krieg!
Dein Jesus, er verleiht den Sieg.

Wir glauben nicht an eine baldige Heimsuchung Deutschlands durch Booth und seine Heerscharen. Dieser würde auf vertrauliche Erkundigungen hin erfahren, daß unsere Behörden wohl kaum geneigt wären, seine Pläne zu begünstigen. Kommen die Salutisten dennoch, so sind wir überzeugt, daß sie finden werden, die Deutschen im Reich seien nicht so leicht zu bewegen, das, was die modernen Erlöser „die Gotteshand“ nennen, „schnell zu ergreifen“.

Anglo-Deutsches.

I. Die deutsche Bevölkerung Londons.

Aus England wandern jetzt jährlich ungefähr 300 000 Personen aus. Allein die Einwanderung macht diesen Abgang reichlich wett. Die Söhne Albions, die nach allen Weltgegenden ziehen, werden durch einen Zufluß aus aller Herren Ländern ersetzt. England gewährt jedermann Aufnahme, ohne danach zu fragen, wer er ist oder woher er kommt. Die Mehrzahl der Einwanderer wendet sich nach London, welches demzufolge täglich an Ähnlichkeit mit dem Turmbau von Babel gewinnt. Man hört hier jede erdenkliche Sprache sprechen, denn jede erdenkliche Völkerschaft ist hier vertreten. Die Viermillionenstadt ist zu einer erstaunlich polyglotten Nationalitätenansammlung geworden, und es lag ein Körnchen Wahrheit in dem scherzhaften Ausspruch eines dort lebenden Deutschen: „In London giebt es doch noch verdammt viele Engländer."

Man wird in Deutschland gewiß mit Interesse vernehmen, was wohl nur wenigen bekannt ist:

daß nämlich der weitaus größte Teil des in der Hauptstadt Englands vorhandenen ausländischen Elements sich aus Deutschen rekrutiert. Das Zahlenverhältnis ist ein so hohes, daß es gewöhnlich auf nicht weniger als sechs Siebentel geschätzt wird. Während die übrigen fremden Kolonien Londons mehr oder minder auf einzelne Stadtteile beschränkt sind, verteilen sich die Deutschen auf sämtliche Viertel der Riesenstadt. Hier leben nach einigen 35 000, nach andern 70 000, nach manchen sogar doppelt so viele Deutsche, in ganz England wohl kaum weniger als eine Viertelmillion, wenn man die deutschsprachigen Österreicher und Schweizer mit einbegreift. Es läßt sich also mit Fug und Recht behaupten, daß die deutsche Kolonie Englands nach derjenigen Nordamerikas die größte deutsche Gruppe in irgend einem außerdeutschen Staate ist.

Eine so umfangreiche Ansammlung landsmännischer Elemente kann nicht verfehlen, manche Thätigkeits- und andere Äußerungspunkte zu bieten, deren Schilderung in der Stammheimat auf Interesse stoßen muß. Einen erwünschten Anlaß, dem letzteren entgegenzukommen, giebt das im Laufe der letzten Jahre erfolgte Erscheinen dreier Werke von Dorgeel (Dr. H. Geehl *). An ihrer Hand wollen

*) 1. „Die deutsche Kolonie in London" (1881).
2. „Jahrbuch der Deutschen in England" (1882).
3. „Deutschlands Pioniere in London" (1883).

wir, unsere eigenen Beobachtungen zu Hilfe nehmend, das Wissenswerteste aus dem Leben und Treiben der deutschen Bevölkerung Londons mitteilen.

Schon vor mehr als 700 Jahren nahmen unter allen Ausländern, die den gastfreien Boden Englands betraten, um Erwerb zu suchen oder dem Arme der Gerechtigkeit zu entrinnen, die Deutschen die erste Stelle ein. Bereits im 12. Jahrhundert gab es hier eine eigene deutsche Ansiedelung, die sich nicht nur der offiziellen Anerkennung seitens des Gesetzes erfreute, sondern geradezu Vorrechte besaß, wie sie weder vorher noch nachmals irgend einem Volke in fremden Landen gewährt worden sind. Und sie haben die ihnen erwiesenen Freundschaftsdienste dadurch gelohnt, daß sie zur großartigen Entwickelung des englischen Handels, dem das britische Weltreich seine Macht verdankt, erheblich beitrugen und beitragen.

Die Geschichte des Welthandels weiß gar viel zu erzählen von der Zweigniederlassung des Hansabundes im Londoner Stapelhof oder Stahlhof und von der Bedeutung derselben namentlich im 14. und 15. Jahrhundert. Der mittelalterliche Glanz erblich angesichts des grellen Scheines des großen Citybrandes im Jahre 1666, und an der Stelle des vom dankbaren Richard Löwenherz seinen kölnischen Rettern um zwei Schilling überlassenen Steel-yard erhebt sich seit 1855 ein Riesenbahnhof. Allein die Ver-

nichtung der hanseatischen Vorrechte kann nicht bedauert werden, denn wenn sie die materiellen Interessen der Deutschen auch zeitweilig schädigte, so zog sie größern moralischen Nutzen nach sich. Die gewiß nicht unbegründete Unzufriedenheit der Eingebornen ob der ausgedehnten Privilegien der Fremdlinge wurde gegenstandslos; die Beziehungen zwischen diesen und ihren Gastherren besserten sich; dadurch, daß die beiden einander gleichgestellt wurden und daß die Deutschen nicht mehr auf ihre Begünstigungen pochen konnten, mußte der im Sinken begriffene Teil zu größern Anstrengungen angespornt werden, und das konnte für die Erhöhung seiner Tüchtigkeit nur förderlich sein. Dadurch ist es ihm gelungen, sich über Wasser zu halten und sich für immer eine hervorragende Rolle im Gebiete des britischen Welthandels zu sichern. Das berühmte Geschäftsviertel „City" hat nicht mehr sein eigenes „deutsches Quartier"; dafür ist es vollständig von Deutschen durchsetzt. „Keine Straße", schreibt Dorgeel, „ja, kein Haus in der City, wo nicht Deutsche thätig wären und die die Welt mit London verbindenden Handelsfäden mit lenken würden." Man kann in der City kaum eine Minute irgendwo sitzen, gehen oder stehen, ohne den Klang unserer Muttersprache zu vernehmen.

Aber nicht nur in den Handelskreisen ist das deutsche Element reichlich vertreten. In der That, es giebt wohl keinen einzigen Berufszweig, der in London

nicht von Deutschen ausgeübt wird. Diese sind im Parlament, in der Armee, an den Volks-, Mittel- und Hochschulen, auf der Bühne, im Konzertsaal, auf der Predigerkanzel oder in der Kunstakademie ebenso zu finden wie in der Schreibstube, der Fabrik, der Werkstätte, dem Kaufladen oder in der Verbrecherwelt, in der City und dem fashionablen Westen ebenso wie in dem behaglichen Nordwesten und Südwesten oder dem anständigen Norden und Nordosten oder dem ärmlichen und schmutzigen Osten und Südosten. Die Zunahme der deutschen Bevölkerung ist eine äußerst rapide; bedenkt man, daß diese sich unter Elisabeth auf kaum 4000 belief, so muß man zugeben, daß ihr Wachstum mit dem der Gesamteinwohnerzahl Londons mehr als gleichen Schritt gehalten hat.

Die moderne deutsche Kolonie Londons verdankt ihren Aufschwung und ihre starke Vermehrung zum großen Teil dem Umstande, daß die selber einem deutschen Herrscherhause entstammende Königin Viktoria, gleich ihrer Vorgängerin Anna, einen deutschen Prinzen zum Gatten nahm. Albert brachte direkt und mittelbar viele Landsleute herüber. Er verschaffte der deutschen Sprache unter seinen neuen Landsleuten größere Verbreitung und dem deutschen Namen einen bessern Ruf. Ihm und den Ereignissen von 1870 und 1871, sowie dem patriotischen Wirken eines Kinkel, Blind, Freiligrath u. s. w. ist

es zuzuschreiben, daß die Deutschen Englands sich zumeist als Deutsche fühlen. Wer einmal auswandert, dessen Nationalität ist in der Regel gefährdet; namentlich der deutsche Emigrant streift gewöhnlich sehr rasch den alten Adam ab und geht in seiner neuen Umgebung auf. Gerade dieses Anpassungsvermögen führt ein gut Stück des Erfolgs herbei, den er in der Fremde zu erringen pflegt. Den Londoner Deutschen jedoch gebührt das Lob, daß sie im großen Ganzen ihre Abstammung nicht verleugnen und sogar manchen energischen Schritt gethan haben, um ihr Deutschtum zu bekunden. Es ist ihnen im allgemeinen gelungen, sich ihre nationale Eigenart zu erhalten. Sie nehmen an den geistigen Bestrebungen und dem politischen Leben des Vaterlandes lebhaften Anteil. In augenfälliger Weise zeigte sich dies z. B. anläßlich der Schillerfeier im Jahre 1859, während des letzten deutsch-französischen Kriegs, in Sachen Schleswig-Holsteins u. s. w.

Da nichts so sehr geeignet sein kann, die Nationalität zu erhalten und das Zusammengehörigkeitsgefühl zu fördern, wie das häufige Beisammensein von Landsleuten, darf es nicht Wunder nehmen, daß in London das deutsche Vereinswesen eine große Rolle spielt. Die Ereignisse des Jahres 1848 führten bekanntlich einige der besten Männer Deutschlands und Österreichs dahin; einige dieser Patrioten begründeten den „Nationalverein“, in welchem die Vater-

landsliebe eifrige Pflege fand und der unter anderm auch eine Schillerfeier (1859) veranstaltete, an der sich über 10000 Londoner Deutsche beteiligten. Außerdem entstanden ein „Deutscher Rechtsschutzverein“ und mehrere andere. Doch lösten sich in den sechziger Jahren infolge einer eingetretenen Erschlaffung die meisten wieder auf, und von diesen ältern Gesellschaften bestehen jetzt nur noch zwei. Dagegen wurden einige andere ins Leben gerufen und nach 1870 mehr als je zuvor. Unter den gegenwärtig bestehenden deutschen Vereinen Londons ragen besonders hervor: das „Deutsche Athenäum“ und der „Turnverein“.

Der in englischen Kreisen als „German Athenaeum“ bekannte „Deutsche Verein für Kunst und Wissenschaft“ ist die vornehmste und exklusivste aller landsmännischen Gesellschaften in der Viermillionenstadt. Im Jahre 1860 begründet, konnte er es nicht weit bringen und fusionierte sich daher drei Jahre später mit der „Londoner Deutschen Gesellschaft für Wissenschaft“. Bald zählte er in seinen Reihen die Elite der deutschen Bevölkerung. Seither hat er viele bedeutende Landsleute, die sich in London vorübergehend oder dauernd aufhalten, in seinen gastlichen und gemütlichen Hallen bewirtet oder zu Ehrenmitgliedern gemacht. „Wissenschaftliche Vorträge“, heißt es in einem der Dorgeel’schen Bücher, „Konzerte, Kunstausstellungen und seit dem

Jahre 1880 auch gewählte dramatische Vorstellungen wechseln miteinander ab. Die für die einzelnen Fächer bestehenden Sektionen haben in neun Jahren 243 derartige Abende nebst zwölf größern Ausstellungen veranstaltet.“ Die Anzahl der Mitglieder beträgt ungefähr 400, der Jahresbeitrag für Gelehrte, Künstler und Schriftsteller 4, für andere Mitglieder 6 Guineen (84, beziehungsweise 136 Mark), die Eintrittsgebühr sogar 15 Guineen (315 Mark)! Das Athenäum hat vieles gethan, was dem deutschen Namen Ehre macht und zur Höherhaltung desselben seitens John Bull's beiträgt; allein jene Gebühren sind denn doch etwas zu hoch. Sie sichern dem Verein die erwünschte und recht löbliche Gewähltheit, aber sie sichern ihm dieselbe gar zu sehr, indem sie viele — vielleicht die meisten — in England lebenden deutschen Künstler und Autoren am Beitritt verhindern. Wenn die Vereinsleitung ihr Ideal — sämtliche anglodeutsche Geisteszierden zu Mitgliedern zu haben — verwirklichen will, so wird sie mit ihrem Finanzminister ein ernstes Wort reden müssen.

Ebenso wichtig, wenn auch in anderer Richtung, ist der deutsche Turnverein, der in englischen Kreisen bekannter und beliebter ist als irgendein anderer deutscher Verein. Zu seiner Begründung führte die bei der erwähnten Schillerfeier herrschende Begeisterung. Das mit einem Kostenaufwande von 210 000 Mark erbaute Vereinsgebäude, das 1861 bezogen wurde,

enthält unter anderm eine große Turnhalle und einen sehr geräumigen Konzertsaal. Unter den beiläufig 1000 Mitgliedern befinden sich nur etwas über 300 Deutsche; die übrigen rekrutieren sich vornehmlich aus Engländern, wie denn das fremde Element schon anfänglich das numerische Übergewicht hatte, ein Verhältnis, das den Hauptzwecken des Vereins — „der deutschen Gymnastik in England Anerkennung und Eingang zu verschaffen und durch nähern Verkehr ein besseres Verständnis der beiden stammverwandten Nationen für einander zu erzielen“ — am besten entsprechen muß. Der Verein ist übrigens nur der Mitgliederzahl nach vorwiegend englisch, in jeder andern Beziehung aber ausschließlich deutsch: in der Amtssprache, in der Zusammensetzung des leitenden Ausschusses, in der Gesinnung und in seiner ganzen Thätigkeit. Neben der Leibesübung wird auch das geistige Deutschtum eifrig gepflegt. Die „Litterarische Abteilung“ veranstaltet alljährlich 45 bis 50 dramatische Leseabende — Lektüre größerer Dramen mit verteilten Rollen —, die durchschnittlich von drei Vierteln sämtlicher Mitglieder besucht werden. Jedem Stück wird von einem Mitgliede eine Erläuterung vorangeschickt. Diese Abteilung bringt auch eigene Dichtungen von Mitgliedern zum Vortrag und sorgt für die Abhaltung wissenschaftlicher Vorlesungen. Ferner arrangiert sie hie und da deutsche Theatervorstellungen, während eine andere

Abteilung, der „Dramatische Klub“, englische Theaterstücke zur Darstellung bringt. Die 2600 Bände umfassende Vereinsbibliothek steht den Mitgliedern für einen Penny wöchentlich zur Verfügung. Der Verein feiert jedes Jahr im Krystallpalast sein Stiftungsfest und zu Weihnachten ein „Christbaumfest“, bei welchem in der Turnhalle Hunderte armer deutscher Kinder Geschenke erhalten. Jeden Sonnabend versammelt sich eine große Anzahl von Mitgliedern zu einer gemütlichen Kneipe, bei der es recht lustig hergeht. Einmal im Jahre ist damit ein „Narrenabend“ verbunden, an dem ein humoristisches „Karnevalsschornal“ ausgegeben wird. Der Verein hat außer den bereits erwähnten noch zwei Unterabteilungen: den Gesangverein, der zuweilen Konzerte veranstaltet, und den „Singsangklub“, der es, um mit Dorgeel zu reden, „mit der Kunst jedoch ernster nimmt, als man nach seinem Namen vermuten sollte“. Herren erhalten täglich Unterricht im Turnen, Fechten und Boxen, Damen zweimal wöchentlich im Turnen. Der Jahresbeitrag ist auf 30, die Aufnahmegebühr auf 5 Schilling festgesetzt.

Ein dritter feiner Verein, der „Liederkranz“, entstanden im Jahre 1860, zählt fast 400 Mitglieder und genießt den Ruf, die besten deutschen Konzerte in London zu geben. Rechnet man noch den „Camberweller Gesangverein“, den „Nachtwächter-Gesangverein“, die „Liedertafel“ und den „Zitherklub“ hin-

zu, so muß man bekennen, daß der deutsche Gesang und die deutsche Musik von den Londoner Deutschen nicht gerade vernachlässigt werden.

Im Jahre 1859 wurde in der City ein „Deutscher Jünglingsverein“ und bald darauf ein ebensolcher im Zusammenhange mit der Deutschen Evangelischen Gemeinde in der nördlichen Vorstadt Islington begründet. Sonst aber mangelte es lange an einer Klasse von Gesellschaften, die Dorgeel als „kleinere Vereine für kleinere Leute“ bezeichnet. Die bessern Kreise hatten verschiedene Sammelpunkte; die Handwerker, Handlungsgehilfen, Fabrikarbeiter u. s. w. jedoch, also die große Mehrheit, waren ohne solche. Seit 1871 ist in dieser Richtung ein ebenso erheblicher wie erfreulicher Umschwung eingetreten, so daß die Zahl kleinerer Klubs gegenwärtig etwa 20 beträgt und die ihrer Mitglieder beiläufig 4000, was freilich noch lange nicht so viel ist wie es sein könnte; man muß aber eben mit dem Vorhandenen zufrieden sein und hoffen, daß die Zukunft eine weitere gedeihliche Entwickelung des Londoner deutschen Vereinswesens bringen wird.

Die kleinern Vereine sind, gleich den größern, vorwiegend geselliger Natur. Die meisten betrachten die Aufführung von Bühnenstücken als den wichtigsten Behelf der Zerstreuung und Erholung; mehrere sind ausschließlich der Pflege des Liebhabertheaters gewidmet, wie schon die Namen „Deutsche Drama-

tische Gesellschaft", „Vereinigter Dramatischer Klub" u. dgl. andeuten. Andere veranstalten auch Konzerte, Tanzkränzchen u. s. w. Die Beitrittsgebühr bewegt sich zwischen 3 und 10½ Mark, der Jahresbeitrag zwischen 12 und 18 Mark. Leider gehört zu den „gemütlichen Abendunterhaltungen" einiger jüngerer deutscher Klubs auch das in etwas allzu großem Maßstabe betriebene Kartenspiel, das manches Mitglied in schlimme Geldnot bringt. Sonst aber läßt sich diesen Vereinigungen nur Gutes nachsagen. Sie fördern nicht nur die Geselligkeit und die patriotische Gesinnung, sie gewähren auch solide materielle und moralische Vorteile, die namentlich für Neuankömmlinge in London recht wertvoll sind: Lesezirkel, gutes und wohlfeiles Essen, unentgeltlichen Unterricht in der englischen Sprache, Arbeitsnachweis, Stellenvermittelung, Vermeidung des Besuches der ebenso teuern wie unangenehmen englischen Schenken, Schutz vor der Langeweile des berüchtigten Londoner Sonntags, Anknüpfung von Bekanntschaften u. a. m.

Wir müssen mit dem Verfasser der in Rede stehenden Werke bedauern, daß diesen Vereinen von seiten der höhern Klassen der londoner deutschen Gesellschaft so wenig Interesse geschenkt wird. Eine lebhafte Förderung derselben durch thatkräftige, materielle und moralische Teilnahme reicher Landsleute würde manchen Übelstand verringern. So z. B. den Einfluß des „Kommunistischen Arbeiterbildungs-

vereins", in Bezug auf welchen Geehl im „Jahrbuch" höchst lesenswerte Aufschlüsse giebt. Er sagt, die deutsche Arbeiterfrage gehöre zu den wenig erfreulichen Seiten im Buche der londoner landsmännischen Kolonie. Die größere Hälfte der in London zu findenden deutschen Arbeiter steht im sozialdemokratischen Lager, und zwar sind die meisten überdies Anhänger der extremsten Umsturzpartei. Doch wollen wir unserm Gewährsmann das Wort lassen:

„London ist namentlich während der letzten Jahre zum Hauptlager der deutschen Nihilisten geworden. Es ist der Centralpunkt dieser gesellschaftsfeindlichen Elemente, die Hochschule, an der die Jünger herangebildet werden, die nach überstandener Lehrzeit als Apostel des neuen Evangeliums nach Deutschland zurückkehren, um dort neue Anhänger zu werben und die Verbindung mit der Centralstelle aufrecht zu erhalten . . . Wie die Verhältnisse jetzt liegen, sind alle Chancen dafür, daß sich der in London ankommende Arbeiter binnen kürzester Zeit im Schoße der kommunistischen Partei befindet. Was auch immer man gegen diese einzuwenden haben mag, so kann man ihr doch nicht die Anerkennung versagen, daß sie dem Geschick des hieher einwandernden Arbeiters gegenüber nicht teilnahmlos bleibt. Der kommunistische Arbeiterbildungsverein pflegt den Arbeitsnachweis und bietet jedem Mitgliede gute, billige Kost,

sowie wohlfeile Wohnung. Durch Unterricht im Englischen und Französischen, ferner durch geschichtliche, naturwissenschaftliche und sociale Vorträge wird für die Ausbildung gesorgt, und in keinem andern Verein geschieht so wenig für die gesellige Unterhaltung und so viel für die geistige Anregung wie in diesem. Kann man sich also darob verwundern, daß der zuwandernde Arbeiter sich dorthin wendet, wo ihm mit Rat und That beigestanden wird, wo man sich seiner annimmt, wo er teilnehmende Standesgenossen findet, die es ihre Sorge sein lassen, ihm möglichst rasch zu einem Erwerb zu verhelfen?"

In den meisten Fällen bleibt ihm in der That kein anderer Ausweg, denn anderweitige Vorsorge ist für ihn kaum getroffen. Ohne Kenntnis des Englischen und ohne Geld, ohne Bekanntschaften und ohne einen Begriff von den herrschenden Verhältnissen, gerät der Neuankömmling bald in Not. Die Teilnahmslosigkeit der angesehenen, maßgebenden deutschen Kreise Londons gegenüber dem Geschick des londoner deutschen Arbeiters führt diesen dem Socialismus in die Arme. Seine kommunistisch gesinnten Brüder helfen ihm, und da ihre Lehren überdies für ihn, den Ungebildeten, viel Verlockendes haben, auch von keiner Seite etwas geschieht, um ihn eines Bessern zu belehren, so verfällt er dem roten Gespenst mit Haut und Haaren. Niemand bemüht sich, Aufklärung zu verbreiten; obgleich London das

Hauptquartier der gesellschaftsfeindlichen, die Ruhe der Stammheimat bedrohenden Bewegung beherbergt, wird nichts gethan, um derselben entgegenzutreten. Die Abhilfe, die Dorgeel vorschlägt, besteht in der durch die wohlhabenden Kreise zu bewerkstelligenden Einführung von Centralbureaus für unentgeltlichen Arbeitsnachweis an deutsche Arbeiter, Handwerker u. dgl., von Arbeiterlogierhäusern, in denen auch wohlfeile Verpflegung, Lesezimmer, Bibliotheken und nützliche Ratschläge zu finden wären, von Asylen für Obdachlose u. s. w.

Was nun die Obdachlosen betrifft, so sieht in dem Straßenmeer London jede hereinbrechende Nacht eine erschrecklich große Anzahl von Personen, namentlich Ausländern, die nicht wissen, wohin das Haupt legen, nachdem sie tagsüber nicht gewußt, woher Nahrungsmittel nehmen. Dem Eingebornen steht im Notfall das Armenversorgungshaus offen: was aber soll z. B. der elend gewordene Deutsche anfangen, wenn es mit ihm einmal so weit gekommen? Nicht nur arme Arbeiter oder Handwerker sind obdachlos; unter den leider stets sehr zahlreichen obdachlosen Deutschen Londons befinden sich immer auch Personen von Bildung, die früher ein behagliches Leben führten. Da wäre es nun freilich eine Wohlthat, eines Bettes, eines Stückes Brot oder einer Tasse Thee sicher zu sein und sich dem Hausvater des Asyls anvertrauen zu können. Mancher

Leser wird fragen, wie es komme, daß arbeitswillige Menschen in dem reichen London in solche Not geraten können, und ob sie denn nicht Arbeit finden. Darauf antworten wir energisch: Nein, in unendlich vielen Fällen gelingt ihnen dies nicht. Die Konkurrenz ist auf allen Arbeitsgebieten, in allen Berufszweigen eine so ungeheure, daß es fortwährend viele Tausende von In- und Ausländern giebt, geben muß, die außer stande sind, ihre starken Arme oder ihre Kenntnisse zu verwerten.

Was wir oben vom physischen und mechanischen Arbeiter gesagt, gilt in noch höherem Maße von dem geistigen. Die deutsche Wanderlust, der Wunsch nach Erweiterung des Gesichtskreises, die Anhoffnung einer Verbesserung der persönlichen Lage oder gar eines Glückfalls, bei vielen die Sucht nach Abenteuern, oder die Absicht, Schwindel zu treiben, oder sonstige leichtsinnige oder unlautere Beweggründe, verleiten jährlich viele Tausende von Deutschen, sich ohne Empfehlungen und mit wenig Geld nach London zu wenden. Den Schwindlern gelingt es zumeist, ihren Zweck zu erreichen. Allein die ehrlichen Leute, die aufs Geratewohl herüberkommen, erfahren oft gar bald, daß selbst in der so reichen Stadt, wo angeblich „das Gold auf der Gasse liegt und man sich nur danach zu bücken braucht“, Fortuna nicht jedermann hold ist. Solchen unbedachten Pechvögeln bleibt eine harte Entbehrungs- und Enttäuschungsschule nicht er-

spart, ehe sich ihre Erwartungen, wenn überhaupt, erfüllen. Wie vielen aber schlagen sämtliche Versuche zur Erlangung eines noch so bescheidenen Erwerbes fehl! Den Fabrikarbeitern, Handwerkern, Dienstboten u. dgl. gelingt es verhältnismäßig weit öfter, sich ihr Brot zu verdienen — obschon auch sie anfänglich gewöhnlich in einen Zustand „weißer Sklaverei" verfallen, von dem sie daheim sicherlich keine Ahnung hatten — als den viel zahlreichern Einwanderern, die kein Handwerk erlernt haben, sondern nur mit geistigen Kenntnissen ausgerüstet sind. Ehe ein Privatzimmer bezogen und die Suche nach Beschäftigung begonnen werden kann — vorher muß man sich ja erst einigermaßen mit den Lokalverhältnissen bekannt machen — wird ein beträchtlicher Teil der in der Regel recht geringfügigen Barschaft für Hotels, Fahrten u. s. w. verausgabt. Das übrige wird von Zeitungsinseraten, Vermittelungsbureaus, Antwortfrankaturen, Quartier- und Kostrechnungen verschlungen. Der Markt ist, wie gesagt, so überladen, daß in überaus vielen Fällen die Geldmittel erschöpft sind, ohne daß etwas gefunden worden wäre. Was dann? Nun denn, dann kommen die Leiden und Kämpfe an die Reihe. Wer es nicht vorzieht, an Erfahrung reicher ins Vaterland zurückzukehren, oder wer nicht gänzlich verzweifelt und zu Grunde geht, wendet sich an die Wohlthätigkeitsvereine, später an wohlhabende Einzellandsleute. Personen, denen zu Hause nie der

Gedanke an die Möglichkeit aufstieg, daß sie um etwas betteln könnten, werden zu berufsmäßigen Bettlern. Die bitterste Not zwingt sie, Unterstützung zu verlangen, und die lange Beschäftigungslosigkeit wirkt mit der Gewohnheit, sich von andern erhalten zu lassen, zusammen, viele zu ewigen Müßiggängern, schamlosen Bettelbrüdern und verkommenen Subjekten zu machen. Sie schreiben zahllose, in flehentlichem Ton gehaltene, lügnerische Pumpbriefe an reiche Deutsche. „Je nach Bedarf", sagt unser Gewährsmann von ihnen, „sind sie überall zu Hause; würde man ihnen nachrechnen, so müßte es sich zeigen, daß sie mindestens hundertmal geboren worden sind. Bruder Straubinger ist auch ein Allerweltsgenie; bald ist er Lehrer, bald Commis oder Schneider, Schuster, Buchdrucker. Immer ist er unverschuldet ins Unglück gekommen, immer hat er seit drei Tagen nichts gegessen und nie weiß er, wo sein Haupt hinlegen. Des Morgens ist er Junggeselle, mittags Gatte eines kranken Weibes und Vater zweier Kinder, abends Witwer mit drei Waisen. Sein armseliger Anzug dient seinen Angaben zur Bestätigung."

Übrigens giebt es auch elegant gekleidete Berufsbettler, die als angebliche „verarmte Gentlemen aus guten Familien" leichtgläubigen Landsleuten viel Geld entlocken. An einer der im östlichen Whitechapel bestehenden deutschen „Bettelei-Hochschulen" wird ihnen begutachtet, für welche Rolle sie sich

am besten eignen; dort wird ihnen auch gelehrt, wie und wo sie betteln sollen. Gegen Erlag von 1—3 Pence pro Namen erhalten sie hektographierte Adressenlisten aller hiesigen als freigebig bekannten Deutschen. In vielen Fällen müssen der „Universität“ 25 Proz. der empfangenen Gelder überlassen werden, namentlich wenn sie auch das Schreiben von Bettelbriefen besorgt.

Überhaupt giebt es unter den Londoner Deutschen ganz erstaunlich viele Schwindler und Betrüger. Je mehr die Einwanderung quantitativ zunimmt, desto ärger wird sie qualitativ. Die große Themsestadt übt auf alle Arten dunkler Existenzen eine starke Anziehungskraft aus. Den zweifelhaften Menschen, denen der heimatliche Boden unbehaglich wird, fällt die „Zurückziehung“ nach England leicht. Das Überschreiten der deutschen Grenze bietet keine Schwierigkeiten, die Reisekosten sind geringfügig, die hierzulande Fremden gegenüber beobachteten Polizeivorschriften sind gleich Null, das Meldezettelwesen ist unbekannt. Kein Wunder daher, wenn die meisten der Heimat aus guten Gründen entfliehenden Catilinarier sich nach London wenden. Der Fang, den die dortige Polizei thäte, wenn sie die ganze deutsche Kolonie auf einen Platz zusammentreiben könnte, wäre ein überraschend reicher. Wer zu Hause schwindelte, schwindelt hier weiter. Selbstverständlich leidet der deutsche Name gar sehr unter dem Eindruck des

Treibens der zweifelhaften Elemente. Besonders zahlreich und verhaßt sind die „long firm swindlers", d. h. deutsche Commis u. s. w., die unter verschiedenen falschen Namen den Fabrikanten Muster und möglichst auch Waren herauslocken und sie nie bezahlen, sondern ohne weiteres versetzen.

Doch es ist Zeit, daß wir unser unterbrochenes Thema, den im Gefolge der übermäßigen und leichtsinnigen Zuwanderung einherschreitenden Jammer, wieder aufnehmen. Das Übel der Bettelei ist so sehr angewachsen, daß an den Thüren vieler City-bureaus die deutsche Inschrift angebracht ist: „Das Betteln ist verboten und wird polizeilich bestraft."*) Wer einigemal darauf kommt, daß er von Betrügern gefoppt worden, wird geneigt sein, auch wirklich Bedürftige und Unterstützungswürdige abzuweisen und

*) Hier sei erwähnt, daß unter der Ägide der Deutschen Herberge seit 1883 ein Unternehmen besteht, das geeignet ist, einem Teil des Elends zu steuern und die Unterdrückung des Vagabundentums bei den armen Deutschen Londons zu fördern. Zahlreiche dortige deutsche Geschäftsfirmen überlassen nämlich der „Herberge" die sich in den Kontoren ansammelnden Papierabfälle unentgeltlich; bittet nun in der Herberge oder einem Kontor ein Deutscher um Almosen, so wird er — statt es zu bekommen und dadurch in der Bettelei ermutigt zu werden — angewiesen, von da oder dort Papierabfälle abzuholen, sie zu sortieren und an die geeignete Stelle abzuliefern; dafür erhält er in der Herberge Kost und Nachtlager. Die Sache bewährt sich recht gut.

erzeugt dadurch bei den Betreffenden eine gegen die „unlandsmännische Teilnamslosigkeit“ gerichtete Erbitterung, die sie in ihrer Verzweiflung leicht auf Abwege führen kann. Viele Jünglinge, und noch mehr Mädchen, die mit den besten und löblichsten Absichten und Erwartungen herüberkommen, versinken im Abgrunde der Schmach oder des Verbrechens. Welchen Gefahren ist namentlich ein alleinstehendes, mittelloses Mädchen in diesem Menschenocean ausgesetzt! Nicht wenige Deutsche gehen an Entbehrungen zu Grunde. Andere zwingt die Macht der Verhältnisse zu einem Wechsel in ihrer Berufsthätigkeit, von dem sie sich daheim nie etwas hätten träumen lassen. Dorgeel meint sogar, daß diejenigen, die ihrem ursprünglichen Berufe nicht treu zu bleiben vermögen, in der Majorität sind. Lehrer werden zu Bäckern, Buchhalter zu Friseuren, Kaufleute und Studenten arbeiten als Tagelöhner in den Docks, Künstler müssen sich zur Bänkelsängerei bequemen. Unser Autor erzählt haarsträubende Dinge von einem mit den besten Zeugnissen versehenen jungen Lehrer, der nach langen entsetzlichen Leiden froh war, in einem Haarschneidesalon als Barbier angestellt zu werden, und von einem Kontorbeamten, dem in Berlin ein Salär von 2500 Mark zu wenig war, den aber in London nach einjähriger Erwerbslosigkeit und Not eine Anstellung als Bäckergeselle mit einem Gehalt von 1000 Mark überglücklich machte. Wir selbst wissen

von einem Buchhändler, der Abschreiber, von einem Mathematiker, der Straßenzeitungsverkäufer, von einem Juristen, der Färber geworden u. s. w. Es giebt wohl in keiner deutschen Stadt, selbst der größten nicht, eine solche Menge hungernder, verkommener, zerlumpter Deutscher, wie in der Metropole Englands. Die verhältnismäßig wenigen Deutschen, die es dort zu Reichtum und Ansehen oder zu Wohlstand bringen, bilden Irrlichter, welche viele Motten anziehen, die sich an ihnen verbrennen oder durch sie mittelbar in den Sumpf des Mißerfolges geführt werden. Würden die Auswanderungslustigen, statt an die wenigen Glücklichen, doch lieber an die weitaus zahlreichern Opfer der Geldjagd denken!

Bei dieser Gelegenheit wollen wir nicht unterlassen, zu thun, was wir für unsere ernste Pflicht halten: wir wollen, was auch der Verfasser der „Deutschen Kolonie“ mit anerkennenswerter Energie thut, alle Deutschen, sei es im „Reich“, sei es in der Schweiz oder in Österreich-Ungarn, dringend vor der unbedachten Auswanderung nach England warnen. Nur wer besonders heroischer Natur ist oder wer über eine anständige Summe Geldes verfügt, mache den Versuch aufs Geratewohl. Jeder andere „bleibe im Lande und nähre sich redlich“; selbst mit Empfehlungen und Sprachkenntnissen ist es nicht gethan. Hoffentlich wird diese unsere menschenfreundliche, wohlgemeinte, eindringliche Warnung

von der gesamten deutschsprachigen Presse beachtet und verbreitet — einen bessern Dienst könnten die Zeitungen ihren Lesern unmöglich erweisen. Will man durchaus seiner Heimat den Rücken kehren, ohne genügend vorbereitet zu sein, so gehe man nach Amerika oder Australien. Die Neue Welt hat angesichts ihres Reichtums an unerschlossenen Hülfsquellen noch viel Raum für Ansiedler, während England dicht bevölkert ist und sein Grund und Boden sich in festen Händen befindet, so daß für die Zuwanderung nur in den Städten Platz bleibt. Hierdurch wird das Proletariat vermehrt; jenseits des Oceans jedoch lassen sich die Emigranten vornehmlich auf dem Lande nieder oder sie begründen neue Städte, so daß die Gesellschaft eine immer größere Stabilität erlangt. Wer sich in der Neuen Welt nicht auf die Stadt steift, wird sich ziemlich sicher anständig forthelfen können, während im britischen Mutterlande der Arbeitsmarkt bereits so sehr überfüllt ist, daß die Einwanderung jedes einzelnen die Existenz eines andern Erwerbsbedürftigen gefährdet.

Manche verlassen sich, wenn sie sich zur Reise nach London entschließen, geradezu auf die eventuelle Hülfe der Wohlthätigkeitsvereine und der reichen Landsleute, die dort leben. Aber sie täuschen sich nicht selten, denn so großartig viel auch in dieser Richtung gethan wird — es hat Grenzen. Der Wunsch, unglücklichen Landsleuten beizustehen, beseelte die besser

situirten Deutschen Londons schon vor langer Zeit. Bereits 1817 trat der „Deutsche Wohlthätigkeitsverein“ ins Leben. Derselbe wird bei der Gewährung seiner Unterstützungen von den liberalsten Grundsätzen geleitet und hat seit seinem Bestande über eine halbe Million Mark verteilt. Er gewährt jetzt jährlich ungefähr 2000 Personen Geldhülfe und in mehr als hundert Fällen freie Rückreise in die Heimat. Jedes Mitglied, das ein- für allemal 210 oder jährlich 21 Mark einzahlt, hat das Recht, jedes Jahr dem Verein vier Personen zur Unterstützung zu empfehlen. Die letztern Bestimmungen gelten auch von der noch ältern „Gesellschaft der Freunde notleidender Ausländer“, die trotz ihres allgemein gehaltenen Titels ein vorwiegend deutsches Gepräge trägt. Schon 1806 von Deutschen begründet, hat sie größtenteils deutsche Mitglieder und unterstützt zumeist Deutsche. In der Direktion sitzen außer den Pastoren sämtlicher deutschen Kirchengemeinden Londons noch zehn andere Deutsche, während der Exekutivausschuß zu zwei Dritteln aus Deutschen besteht. Diese Gesellschaft nimmt jährlich etwa 4000 Pfd. St. ein und hat bisher insgesamt in 170 000 Fällen Beistand geleistet; davon entfielen 95 000 auf Angehörige des Deutschen Reichs. Außerdem gewährt sie jetzt 214 alten, arbeitsunfähigen Personen Jahrespensionen von 100—400 Mark. Leider hat die Freigebigkeit der beiden Wohlthätigkeitsvereine Mißbräuche

im Gefolge, indem die Mitglieder oft Leute dahin empfehlen, ohne die Berechtigung ihrer Ansprüche zu kennen oder zu prüfen; dies geschieht teils aus Bequemlichkeit, teils um Bittsteller loszuwerden. So kommt es, daß viele Unwürdige, die sich ein Geschäft daraus machen, unterstützt werden; aber ohne Mißbräuche kann es ja kaum bei irgend einer Wohlthätigkeitsanstalt ablaufen.

Von noch größerer Bedeutung ist das 1845 von dem vor einigen Jahren verstorbenen Dr. F. Freund aus Prag begründete, in der nordöstlichen Vorstadt Dalston gelegene Deutsche Hospital. Der genannte Prediger bemühte sich erfolgreich, die Elite der deutschen Kolonie für seine Idee zu stimmen, deren Verwirklichung man die wichtigste der deutschen Wohlthätigkeitsanstalten Londons zu danken hat. Die dem neuen Krankenhause entgegengebrachte Teilnahme verhalf demselben bald zu gedeihlicher Entwickelung. Statt des bescheidenen Häuschens, aus dem es vor kaum vier Decennien bestand, sehen wir jetzt ein imposantes Gebäude mit schönen Gartenanlagen und 125 Betten, großen, hellen Sälen, einem geräumigen Vorhof und einem neuen Sanatorium. Das Hospital, das zu den besteingerichteten dieser an vorzüglichen Krankenhäusern so reichen Weltstadt gehört, hat ferner drei Filialen für die Behandlung von auswärtigen Leidenden; in denselben erhielten 1882 weit über 28 000 Patienten unentgeltlich ärztlichen

Rat und Medikamente. Im Hospital selbst fanden in derselben Zeit 1700 Personen Aufnahme. Das angelegte Stammkapital beläuft sich auf 40 000 Pfd. St. mit einem Zinsengenusse von 26 000 Mark, das Ausgabenbudget seit einiger Zeit auf durchschnittlich ungefähr 200 000 Mark per Jahr; gedeckt wird dasselbe größtenteils durch ständige Subskriptionen und reiche Spenden, sowie durch die Sammlung, welche bei dem nach englischer Sitte alljährlich stattfindenden Stiftungsbankett vorgenommen wird und 80—100 000 Mark zu ergeben pflegt. Der deutsche Kaiser spendet jährlich 4000, der Kaiser von Österreich 1000 Mark; außer diesen beiden Monarchen hat das Hospital noch zwei „Protektoren“: die Königin von England und den Prinzen von Wales. Überhaupt muß man sagen, daß die Engländer zur Erhaltung der Anstalt mindestens ebensoviel beitragen wie die Deutschen. Dieser Umstand hat zur Folge, daß in dem Krankenhause halb so viele Engländer behandelt werden wie Deutsche; doch stehen dessen Pforten auch Angehörigen aller übrigen Nationalitäten offen. Immer aber genießen deutschsprechende Patienten den Vorzug. Seit dem Bestande haben neben 22 000 Deutschen 15 000 Nichtdeutsche interne Aufnahme gefunden, während extern mindestens dreiviertel Millionen Leidende behandelt wurden.

Die neueste Wohlthätigkeitsanstalt ist die „Kaiser-Wilhelm-Stiftung“, ein Ergebnis der Beratungen

einflußreicher Londoner Deutscher über die beste Art, die goldene Hochzeit des greisen Kaiserpaares zu feiern. Man entschied sich für ein deutsches Waisenhaus, und binnen wenigen Tagen nach Veröffentlichung des Aufrufes liefen 80 000 Mark ein. Man konnte das erworbene Gebäude schon im August 1879 einweihen und mit 6 Kindern beginnen. Seither floß das Geld so reichlich, daß 1883 bereits 15 Waisen in der Anstalt, der mit Genehmigung des erfreuten Herrschers jener Name gegeben wurde, untergebracht waren. Vielleicht fühlt sich — und wir wünschen es aufrichtigst — mancher reiche Leser im Vaterlande durch die Lektüre dieser Zeilen bewogen, diesem segensreichen Waisenhause eine erkleckliche Spende zuzuwenden.

Die genannten vier Wohlthätigkeitsvereine und -Anstalten verausgaben für ihre schönen Zwecke gegenwärtig jährlich 250—280 000 Mark. Auch an kleinern Vereinen, die dieselben Ziele verfolgen, fehlt es nicht. Nun gelangen wir zu drei Institutionen, die nur halb und halb als Wohlthätigkeitsanstalten bezeichnet werden können, denn wenn sie auch höchst segensreich wirken, so gewähren sie doch nicht unentgeltlichen Beistand.

Zunächst sei des von der „Association of German Governesses in England“ ins Leben gerufenen „Heim für deutsche Gouvernanten“ gedacht. Deutsche Gouvernanten und Lehrerinnen, die entweder im

Vertrauen auf betrügerische Vorspiegelungen hinübergehen oder eine drüben innegehabte Stellung verlieren, geraten oft in eine bedauernswerte Lage; wenn sie nicht moralisch ruiniert werden, so geht es ihnen doch materiell schlecht. Die größte Gefahr droht ihnen seitens der Stellenvermittelungsbureaus, von denen sie grausam ausgebeutet werden, ob ihnen nun wirklich zu einer Stellung verholfen wird oder nicht. Der genannte Schutzverein deutscher Gouvernanten hat sich bemüht, dem Übel durch Begründung (1880) der erwähnten Anstalt einigermaßen abzuhelfen. In derselben können stellensuchende Damen zeitweilig gegen niedriges Entgelt Wohnung und Verpflegung erhalten. Stellen besorgt der Verein nur für seine Mitglieder, und er berechnet dafür bloß zwei Prozent, die er der „Krankenkasse deutscher Gouvernanten" überweist. Die Aufnahme in den Verein ist an den Nachweis der Lehrbefähigung gebunden; der Jahresbeitrag beläuft sich auf 7½ Mark. Das „Heim" befindet sich in einem sehr guten, central gelegenen Stadtviertel, ist vortrefflich eingerichtet und enthält außer einer Reihe von Schlafzimmern Bibliothek- und Speisesäle, die den Vereinsmitgliedern wie den zeitweiligen Insassen zur Verfügung stehen. Mehrere weibliche Mitglieder der königlichen Familie, sowie viele andere hochstehende Damen interessieren sich aufs lebhafteste für das Gedeihen des Heim, wie nicht minder für das in demselben Jahre entstandene

„Gordon House“ oder „Heim für deutsche Dienstboten“, das für die letztere Klasse ähnliche Zwecke verfolgt wie das vorerwähnte für die Gouvernanten und Lehrerinnen. Die Vorteile sind so ziemlich dieselben, nur daß es sich hier um keinen Verein handelt und Insassinnen unentgeltlich mit Stellen versorgt werden, sofern solche frei sind; hat ein Mädchen eine Stellung gefunden, die es nur tagsüber beschäftigt, so kann es dauernd im Gordon House schlafen und zu Abend essen, wofür sehr wenig berechnet wird. Für Wohnung und volle Verpflegung — d. h. täglich vier Mahlzeiten — sind wöchentlich nur etwa 7 Mark zu bezahlen. Schon allein der Umstand, daß zahlreiche vornehme Damen das Institut protegieren, erhöht die Aussicht der Insassinnen auf gutes Unterkommen beträchtlich.

Was das Gordon House für deutsche Mädchen, ist die seit zwölf Jahren bestehende „Deutsche Herberge“, in der City äußerst günstig gelegen, für deutsche Männer, die nicht über große Mittel verfügen, aber bei aller Einfachheit anständig essen und behaglich wohnen wollen. Außer den Speisezimmern und den 13 geräumigen, nett ausgestatteten und mit 37 Betten versehenen Schlafgemächern ist ein für gemeinsame Zusammenkünfte bestimmter, sehr großer und schöner Saal vorhanden. In den Schulferien halten sich hier viele hinüberkommende Lehrer auf, denen eine zur Herberge gehörige Agentur die Er-

langung von Stellen an englischen Schulen zu erleichtern sucht. Auch sonst wird diese Agentur von Londoner deutschen Arbeitgebern vielfach zur Besetzung von erledigten Posten benutzt. Der Hausvater erteilt den Gästen allerlei nützliche Aufschlüsse über die englischen Verhältnisse u. s. w. Im ersten Jahre arbeitete die Anstalt mit einem Verlust von 5150 Mark, doch ist seither das Gleichgewicht im Budget so ziemlich hergestellt.

Auch für das „Seelenheil" der deutschen Kolonie ist Vorsorge getroffen. Die Deutschen sind als schlechte Kirchenbesucher verschrieen, und sie scheinen auch in London ihren Ruf zu rechtfertigen, denn sonst würden die vorhandenen 14 Gotteshäuser für fromme Landsleute bei dem großen Umfang der deutschen Bevölkerung nicht genügen, während es Thatsache ist, daß selbst diese wenigen Gebetplätze nicht ganz voll zu sein pflegen. Der Natur der Dinge nach würden sie noch leerer sein, wäre es nicht ebenfalls Thatsache, daß viele Deutsche, die als religiös Indifferente hinüberkommen, in diesem Lande der heuchlerischen Bigotterie „fromm" werden, d. h. es in ihrem Interesse finden, sich in der Kirche zu zeigen. Man hat uns sogar versichert, daß es in London große Firmen deutschen Ursprungs gebe, die keinen Deutschen anstellen, der nicht allsonntäglich in die Kirche gehe; doch können wir uns für die Richtigkeit dieser Mitteilung nicht verbürgen.

In den deutschen Kirchengemeinden äußerte sich das deutsche Leben in London zu allererst im Sinne einer Zusammengehörigkeit. Durch Cranmer's Einfluß gelang es dem Prediger Johann Alasko 1550, die erste deutsche Kirchengemeinde zu gründen, die jedoch schon nach drei Jahren auf Befehl der „blutigen" Maria aufgelöst wurde; 1560 unter Elisabeth wieder gestattet, ging sie später, gleich der 1730 ins Leben gerufenen Johannisgemeinde, von selbst ein. Gegenwärtig giebt es da eine katholische Kirche, eine israelitische Synagoge mit deutscher Gebetsprache, zwölf protestantische Kirchen und Kapellen. Die deutsche lutherische („Hamburger") Kirchengemeinde wurde 1669 von norddeutschen Kaufleuten und schwedischen Offizieren begründet. Die alte Kirche mußte vor kaum 20 Jahren der unterirdischen Eisenbahn weichen; die neue grenzt unmittelbar ans deutsche Hospital. Von der Pfarrei sagt Dorgeel: „Sie ist wohl die schönste aller deutschen, vielleicht auch sämtlicher Pfarreien Londons überhaupt; ihre prachtvolle Konstruktion, sowie die das imposante Gebäude umgebenden Gartenanlagen lassen erkennen, daß die älteste der jetzigen deutschen Kirchengemeinden sich in guten Umständen befindet." Lutherisch sind ferner die „St.-Martinskirche in der Savoy" (seit 1694), die im Eastend stehende St.-Georgskirche (1763) und die königliche Hofkirche im St.-Jamespalast, dem ehemaligen Wohnsitze der englischen Monarchen (1700); diese Hofkirche

verdankt ihre Entstehung dem Gatten der Königin Anna, Prinzen Albert, der zahlreiche Landsleute nach London brachte. Noch jetzt gehören mehrere Mitglieder der Regentenfamilie zu der mit diesem Gotteshause verbundenen Gemeinde. Evangelisch sind: die im Osten befindliche, seit 1697 bestehende Kirche auf dem Hooperplatze; die Camberweller Kirche im Südwesten, deren Einweihung vor etwa drei Jahrzehnten erfolgte; die 1857 begründete Gemeinde im nördlichen Islington; endlich die jüngste, die ihren Sitz in Sydenham und Foresthill hat. Diese neueste Gemeinde hielt ihren ersten Gottesdienst 1875 in einem Privatsaale ab, traf aber sofort Anstalten zu einer Sammlung für eine eigene Kirche, und diese wurde im April 1883 eingeweiht. Innerhalb dieser Gemeinde besteht seit 1878 ein „Frauenverein“, der für arme Deutsche im Bezirke sorgt, ferner eine Kinderklasse für deutschen Gesang und eine Volksbibliothek.

Die deutsche wesleyanische Methodistengemeinde im Eastend ging 1862 aus sehr kleinen Anfängen hervor und hat seither einen großen Aufschwung erfahren. Die vor wenigen Jahren vollendete schöne und geräumige Kirche hat volle 110 000 Mark gekostet, die gänzlich durch freiwillige Spenden gedeckt wurden. Zu dieser Gemeinde gehören noch drei in verschiedenen Gegenden der Hauptstadt gelegene Kapellen mit wöchentlich zweimaligem Gottesdienst.

Nur ein Sechstel der Londoner Deutschen ist römisch-katholisch, und den religiösen Bedürfnissen der Betreffenden scheint die eine vorhandene Kirche, der wir ebenfalls in dem östlichen Armenviertel Whitechapel begegnen, zu genügen. Wenn man in Betracht zieht, daß die Gemeindemitglieder mit irdischen Gütern nicht sehr gesegnet sind, so muß deren Opferwilligkeit eine höchst achtungswerte sein; sonst hätte es wohl kaum geschehen können, daß innerhalb der letzten Jahre eine neue schöne Kirche, eine große Schule, ein Pfarrhof samt Nebengebäuden und ein Waisenhaus errichtet wurden. In dem letztern sind bereits 15 Kinder untergebracht, also ebensoviele wie in der Kaiser-Wilhelm-Stiftung. Auch eine Volksbibliothek, ein Gesellenverein und einige andere ähnliche Dinge sind mit der katholischen Gemeinde verbunden. — Vor kurzem hat sich in dem Vorort Blackheath eine neue, „liberale" Gemeinde aus Anhängern aller drei Hauptbekenntnisse gebildet; näheres ist uns noch nicht bekannt geworden.

Für das geistige Wohl der heranwachsenden deutschen Jugend ist durch mehrere deutsche Schulen Sorge getragen, deren Erhaltungskosten nur zum geringern Teile aus den Schulgeldern, der Hauptsache nach aus menschenfreundlichen Spenden gedeckt werden. Die mit der St. Georgskirche zusammenhängende Volksschule in Whitechapel war ursprünglich in einem im Jahre 1805 aus einem für diesen

Zweck hinterlassenen Legat bestrittenen Hause untergebracht; das neue Gebäude ist ein hübscher, großer, zweistöckiger Ziegelrohbau und legt ein ehrendes Zeugnis ab von dem deutschen Sinn der Deutschen-Kolonie. Die Schule hat drei Abteilungen — für Knaben, Mädchen und kleine Kinder — mit je zwei Klassen. Die Anzahl der Schüler beläuft sich auf 500, darunter 70 Freischüler, die überdies mit Schulbüchern und Schreibmaterialien, von dem Gemeinde-Frauenverein auch mit Kleidung unentgeltlich versehen werden. Hierbei ist dafür gesorgt, daß sie äußerlich durch nichts sich von den bezahlenden Zöglingen unterscheiden. Die letztern entrichten in der Kleinkinderschule 17, in der Hauptanstalt 51 Pfennige wöchentlich.

Auf ähnlicher Grundlage beruht die zwar viel kleinere, aber von ebenso guten Ergebnissen begleitete Volksschule auf dem Hooperplatze, deren neues, ebenfalls recht hübsches Gebäude im Jahre 1881 eingeweiht wurde. Die Volksschule in Islington ging aus einer Strickschule hervor und wurde im Mai 1872 mit 20 Schülern eröffnet; seither ist der Besuch auf etwa 70, darunter 20 Freischüler, gestiegen. Die von der katholischen Gemeinde erhaltene Volksschule zählt bei 250 Zöglingen 70 Freischüler. Seit 1879 besteht auch innerhalb der Sydenham-Foresthiller evangelischen Gemeinde eine deutsche Volksschule.

Die meisten deutschen Eltern schicken ihre Kinder in englische Schulen, teils weil es nicht genug deutsche Unterrichtsanstalten giebt, teils weil sie wollen, daß ihre Sprößlinge sich von Jugend auf an die englischen Verhältnisse gewöhnen. Vom deutschpatriotischen Standpunkte aus beklagt Dorgeel diese Thatsache. Mit Recht meint er, daß nur der Besuch deutscher Schulen im stande sei, den Kindern das Deutschtum zu wahren, abgesehen davon, daß deutsche Schulen in der Regel einen bessern und gründlichern Unterricht gewähren als englische. Ohne das Gute zu verkennen, das bisher geschehen, verhehlt er sich nicht, daß dem Gegenstande trotz seiner Wichtigkeit noch lange nicht die ganze Teilnahme entgegengebracht wird, die derselbe verdienen würde. Die höhern deutschen Kreise trifft kein Vorwurf; was gethan wurde, ging zumeist von ihnen aus. Wohl aber haben sich bislang die gebildeten Mittelklassen der deutschen Bevölkerung dieser Sache gegenüber ziemlich gleichgültig verhalten.

Das in nationaler Beziehung minder wichtige höhere Schulwesen ist denn auch nicht sonderlich entwickelt, wozu unter anderm der Umstand beitragen mag, daß fast jeder besser situierte Deutsche, namentlich wenn er im Vaterlande Verwandte hat, seine Söhne in der Heimat weiter ausbilden läßt. Wie Dr. Geehl glaubt, thun sie das, weil hier der höhere deutsche Unterricht nicht genügend viele Stätten hat;

wir aber glauben umgekehrt, daß der letztere Umstand nicht die Ursache, sondern die Wirkung des erstern sei; sonst würden die Deutschen gewiß für eine größere Anzahl höherer Unterrichtsanstalten in London sorgen. Eine Schule nach Art der deutschen oder österreichischen Gymnasien oder Realschulen giebt es überhaupt nicht; doch nähert sich diesem Vorbild die deutsch-englische Knabenschule in Brixton, einem wohlhabenden, vielfach von Deutschen bewohnten Bezirk Südlondons. Dieselbe zerfällt in fünf Klassen und fordert, außer einer Einschreibegebühr von 105 Mark (!), ein Jahreshonorar von 252—504 Mark (!). Natürlich kann bei so horrenden Ansprüchen und angesichts der nicht centralen Lage der Besuch kein sehr lebhafter sein; immerhin zählt die Anstalt, die in mancher Hinsicht unsern Bürgerschulen entspricht, 70 Zöglinge. Erleichtert wird die Frequenz dadurch, daß entfernt wohnende Schüler gegen mäßiges Entgelt an der Tafel des Oberlehrers zu Mittag speisen können.

In derselben Gegend befindet sich eine von unserm Gewährsmann und anderen als vorzüglich gerühmte Mädchenlehranstalt (privat, einer Frau Gilligan gehörig) mit 60 Schülerinnen. Seit 1862 besteht auch eine erste deutsche höhere Töchterschule in Islington, ebenfalls Privateigentum. Das ist alles. Dorgeel empfiehlt jenen, die da Lust haben, in London ihre deutsche Gesinnung durch eine großartige

Schöpfung zu bethätigen, die Gründung eines großen deutschen Gymnasiums in centraler Lage. Vielleicht veranlaßt die Lektüre dieser Zeilen irgendeinen reichen deutschen Patrioten in der Heimat, zur Verwirklichung dieser beachtenswerten Idee ein Erkleckliches beizutragen!

Doch es ist an der Zeit, ein Wort über das Verhältnis zwischen Deutschen und Engländern in London zu sagen. Zunächst muß bedacht werden, daß, wie der Verfasser des „Jahrbuchs“ sich ausdrückt, „der stabile Teil unserer Kolonie höchstens aus einem Drittel der sich hier aufhaltenden Deutschen besteht, während die andern zwei Drittel das ab- und zuströmende Element darstellen“. Insofern die Deutschen drüben überhaupt geachtet werden, bezieht sich die Achtung nur auf den stabilen Kern. Dieser ist im großen Ganzen recht gesund; die vorübergehende Flut aber weist gar viele Schattenseiten auf, die den Ruf der Gesamtheit empfindlich schädigen. Nur den dauernd oder auf längere Zeit Verweilenden ist im allgemeinen der gute Name zu danken, dessen sich die Deutschen jenseits des Kanals ihres Fleißes, ihrer Mäßigkeit, ihres Ernstes und ihrer Kenntnisse halber erfreuen, seien es nun Kaufleute oder Künstler, Gelehrte oder Handwerker, Schulmeister oder Kontorbeamte. Die Achtung vor den Deutschen unterliegt noch einem andern Kriterium, einer Einteilung in Klassen. In den höhern Kreisen der englischen Ge-

sellschaft ist sie nämlich im allgemeinen größer als im philiströsen Mittelstand und bei der urteilslosen Menge, die alles Ausländische mit Mißtrauen zu betrachten pflegt, mit Ausnahme der Pariser Moden und der französischen Theaterstücke. Die großen Erfolge, die von vielen deutschen Kaufherren, Künstlern u. s. w. hier errungen werden, bringen die vorurteilsfreien Elemente zur Einsicht, daß diese Erfolge nur die Ergebnisse tüchtiger Leistungen sein können. Die minder intelligenten Elemente haben keinen sonderlichen Respekt für die aus armen Schluckern bestehende große Mehrheit der deutschen Kolonie, für die Scharen von schwach entlohnten Commis und Schreibern, stundensuchenden Sprach- und Musiklehrern und andern mittellosen Neuankömmlingen, sowie Schwindlern und Bettelbrüdern. Die höhern Klassen kommen eben mehr mit den stabilen, die andern fast ausschließlich mit den fluktuierenden Bestandteilen der Deutschen Kolonie in Berührung.

So weit die Achtung. Nun zur Beliebtheit. Zwischen beiden besteht ein Unterschied. Viele Engländer, die die Deutschen a c h t e n wegen ihrer Tüchtigkeit, l i e b e n dieselben n i c h t, und zwar ebenfalls wegen ihrer Tüchtigkeit. Dieser scheinbare Widerspruch erklärt sich sehr einfach. Es greift hier dasselbe Verhältnis Platz, wie zwischen den Chinesen und den Kaliforniern. Der leidige Brotneid spielt in beiden Fällen die gleiche Rolle. Die Tugenden

der Fremdlinge werden zu Fehlern, weil sie den Eingeborenen Konkurrenz machen. Die deutsche Zuwanderung macht sich in allen Abteilungen des englischen Arbeitsmarktes fortwährend empfindlich fühlbar. Die deutschen Bäcker, Schneider, Kellner, Friseure, Uhrmacher, Commis, Citybeamten, Musiklehrer, Schulmeister u. s. w. bilden den Schrecken der diesen Erwerbszweigen obliegenden Einheimischen, denn die Germanen sind arbeitsamer, nüchterner, sparsamer, geschickter und gebildeter, und sie begnügen sich mit geringerer Bezahlung, werden daher begreiflicherweise nicht nur von landsmännischen, sondern ungemein häufig auch von englischen Brotherren vorgezogen. Jeder ist sich eben selbst der Nächste, in England wie in Kalifornien und sonstwo. Ebenso begreiflich aber ist es, daß diese Umstände die Eindringlinge in vielen Kreisen recht mißliebig machen.

In höherm Grade als in allen andern Gebieten kommt Darwins Naturgesetz vom „Sieg des Geeignetern", auf die Deutschen in England angewandt, mit Bezug auf die Bäcker, Kellner, Friseure, Kontoristen und Musiker zur Geltung. So z. B. giebt es dort mehr deutsche Bäcker als in Berlin, vielleicht mehr deutsche Kellner als englische, und die Zahl der in London zu findenden deutschen Friseure, Schneider u. s. w. würde für die Bedürfnisse der größten deutschen Provinzstädte genügen. Und vollends die Künstlerwelt des Themsebabels ist gänzlich von deut-

schen Elementen durchsetzt; hier leben viele deutsche Maler, und in der Musik — sei es die ausübende oder die lehrende — sind die Deutschen durchaus tonangebend. Die hervorragendsten der dauernd im Lande weilenden Musiker sind Deutsche, und fast alle bedeutenden deutschen und österreichischen Musiker und Sängerinnen treten alljährlich in Konzerten oder auf der Bühne hier auf. Die einzige Truppe, welche Opern in englischer Sprache — zumeist deutsche Opern, oder solche von englischen Komponisten — darstellt, steht unter der Leitung eines Deutschen (Karl Rosa). Der Musikunterricht ist zum allergrößten Teile in den Händen von Deutschen. Der beliebteste britische Musiker unserer Tage, Sullivan, hat seine Studien in Deutschland gemacht. Wagner's Opern wurden im Jahre 1882 in London fast gleichzeitig von einer englischen, einer italienischen und zwei deutschen Gesellschaften aufgeführt, 1884 ebenfalls englisch, deutsch und italienisch. Selbst die Straßenmusik ist größtenteils in den Händen Deutscher, nämlich der truppweise umherziehenden uniformierten „German Bands“, die wegen der scheußlichen Mißtöne, die sie ihren verstimmten Blasinstrumenten entlocken, der Schrecken aller empfindlichen Ohren sind und die noch tief unter den italienischen Leierkästen stehen. Wir müssen Dorgeel's Gutmütigkeit bewundern; er ist nämlich rücksichtsvoll genug, diese Banden „harmlos“ zu nennen!

Nach demselben Autor ist „mindestens ein Fünftel aller großen Cityfirmen in den Händen Deutscher oder ihrer Abkömmlinge“. Es giebt kein größeres englisches Blatt in London, das nicht auch deutsche Mitarbeiter, zuweilen sogar Mitredakteure hätte. Alle höhern Lehranstalten im ganzen Lande stellen gern deutsche Kräfte an. Das British-Museum und andere wissenschaftliche Institute zählen unter ihren hervorragendsten Beamten viele Deutsche. Der bedeutendste Sprachforscher Englands ist der Deutsche Max Müller. Der erste britische Elektriker war der Deutsche C. W. Siemens († 1883). Die Meininger Hofschauspieler konnten sich vor einigen Jahren rühmen, in London glänzende Geschäfte zu machen. Die Zahl der deutschen Buchhandlungen ist eine ganz erkleckliche. Das deutsche Lager- und Bockbier erfreut sich einer von Jahr zu Jahr steigenden Beliebtheit und wird seit einiger Zeit sogar schon an der Themse erzeugt. Auch die deutsche Litteratur wird immer besser gewürdigt, wie wir alsbald sehen werden.

Der Leser wird gewiß meinen, daß es in einer Stadt, in der das deutsche Element eine so große Rolle spielt, auch eine angemessene deutsche Zeitungspresse geben müsse; aber in Wirklichkeit ist dem keineswegs so. Es giebt nur wenige deutsche Blätter, und diese sind weder besonders gut, noch auch sehr verbreitet. Dies mag teils daher rühren, daß fortwährend neue Blätter kommen und gehen und die

Erwartungen des bessern Publikums täuschen, wenn sie nicht direkt auf Prellereien abzielen; teils von der Vorzüglichkeit der englischen Blätter, die für das halbe Geld weit mehr bieten; teils von der raschen Verbindung mit der Heimat, welche die vaterländischen Zeitungen in 24—36 Stunden hierher sendet. Übrigens ist Paris hinter London noch sehr weit zurück, denn dort erscheint nur ein einziges, recht ärmliches deutsches Wochenblättchen, während hier doch noch 2—3 weit bessere Wochenblätter herauskommen; der Versuch, ein Tageblatt zu begründen, ist erst Mitte 1884 gemacht worden.

Das erste deutsche Blatt Londons wurde 1845 vom Buchdrucker Cahn ins Leben gerufen und nach zwei Jahren an den exilierten Herzog Karl von Braunschweig verkauft, der in eigenhändigen Artikeln gegen seine frühern Fürstenkollegen und seine Landsleute überhaupt, namentlich aber gegen seine Exunterthanen wütete. Nie hat irgend ein Blatt einen so vornehmen Redakteur gehabt, so hochfliegenden Plänen gedient und in einer solchen Geldfülle gelebt wie die „Deutsche Zeitung", welche übrigens ungelesen blieb und kurz nach dem Napoleon'schen Staatsstreich einging. Dann kamen der Reihe nach der „Kosmos" (von Ruge und Kinkel begründet), der „Telegraph", die „Londoner Korrespondenz", eine zweite „Londoner Deutsche Zeitung", der „Hermann" (dem Kinkel, Beta, Blind, Faucher u. a. Paten

standen), die „Thusnelda“, eine dritte „Deutsche Zeitung“, der Karl Blind’sche „Eidgenosse“, die „Post“, der „Bote aus Whitechapel“, das „Vaterland“, das „Londoner Journal“, die Most’sche „Freiheit“ und das Joachim Gehlsen’sche Jammerblättchen „Glocke“. Aber sie gingen sämtlich nach ganz kurzem Bestande den Weg aller abonnentenlosen Blätter, mit zwei Ausnahmen: der seit einem Vierteljahrhundert bestehende „Hermann“ erscheint unter dem moderneren Titel „Londoner Zeitung“ noch immer, und auch das 1878 entstandene „Londoner Journal“ weilt annoch unter den Lebenden. Das Ende März 1883 begründete „Londoner Sonntagsblatt“, das für einen Penny zu leisten versprach, was die übrigen für zwei Pence — nicht leisten, existiert nicht mehr. Das von Dr. Heinr. Geehl (Dorgeel) gemachte Experiment, ein täglich erscheinendes deutsches Blatt in London herauszugeben, mißglückte schon nach wenigen Monaten; dieses kurzlebige Journal hieß „Londoner Tageblatt“.

Wir glauben unsere Mitteilungen über deutsches Leben und Treiben an der Themse nicht besser schließen zu können als mit einem Auszug aus dem „Typen“ betitelten 11. Kapitel der „Deutschen Kolonie in London“:

„Wenn auch die Deutsche Kolonie als Gesamtheit ihre Nationalität zu wahren wußte, so giebt es leider unter unsern Landsleuten noch immer viele,

die etwas besseres zu sein sich dünken, wenn sie ihre Abstammung verleugnen und in die erborgte englische Haut fahren, in der sie freilich dennoch bleiben, was sie sind. Durch den äußern Anstrich, der gewöhnlich sehr mangelhaft ist, guckt der alte Adam hervor und den Engländern kann nichts erbärmlicher und lächerlicher erscheinen als diese Nachäffung. Der anglisierte Deutsche „schbieks de Inglisch langwisch only“: er liest grundsätzlich nur englische Zeitungen; er vermeidet es, mit Landsleuten zusammenzukommen oder gar in ihrer Gesellschaft gesehen zu werden. Er behauptet, das Deutsche verlernt zu haben. Andere machen sich lächerlich, indem sie den Teutonen hervorkehren. Namentlich unter Neuangekommenen herrscht die Unsitte, sich über vieles, was ihnen ungewohnt, lustig zu machen, alles mit deutschem Maße zu messen und dabei . . . in sehr ungerechtfertigter Weise über England und die Engländer zu urteilen. Wir können von den Engländern noch manches lernen, und wir haben wahrlich keine Ursache, über sie zu spotten. Auch ist es undankbar, sich gegen ein Volk zu wenden, das jeden freundlich aufnimmt und das bisher alle deutschen Institutionen in London thatkräftig unterstützt hat. Das Deutsche Hospital, die Wohlthätigkeitsvereine, die Schulen u. s. w. wären heute nicht, was sie sind, wenn die englische Hülfe ausgeblieben wäre.“

Im Anschlusse an die vorstehende Schilderung der deutschen Kolonie dürften einige Mitteilungen über:

am Platze und von Interesse sein.

Während die Zahl der Deutschen, welche sich mit dem Studium der englischen Litteratur befassen, sehr erheblich ist, läßt sich Ähnliches von der Zahl der Engländer, die die deutsche Litteratur ihrer Aufmerksamkeit würdigen, nicht behaupten. Nur wenige Söhne Albions unterziehen sich der Mühe, mit den Früchten des Schaffens des verwandten deutschen Geistes Bekanntschaft zu machen oder gar intime Freundschaft zu schließen. Allerdings nimmt die Zahl der deutschlesenden Engländer seit neuester Zeit zu, aber das will nicht viel heißen, und überdies wird in der Regel nur leichte Litteratur gelesen oder die Schätze deutscher Gelehrsamkeit werden zu speciellen wissenschaftlichen Zwecken durchstöbert. Am allerseltensten wird es vorkommen, daß eine Gestalt der deutschen Litteratur ihrer ganzen Bedeutung nach gewürdigt wird, wie etwa in Deutschland Shakespeare, Byron, Dickens, Bulwer oder Scott gewürdigt werden. Dieser nationalen Selbstbeschränkung kann nur dann in etwas abgeholfen werden, wenn eine solche Gestalt einen Kommentator findet, der sie mit Klarheit, Wärme und Fleiß, vor allem aber mit geschickter Darstellungsgabe, den Herren Briten so anschaulich hinstellt, daß sie dieselbe sehen müssen. Das ist aber keine leichte Aufgabe und die englischen Kommentatoren deutscher Klas-

siker sind keineswegs so dicht gesäet wie die deutschen Erläuterer der britischen Litteratur-Heroen. Vor etwa sechzig Jahren hat Carlyle den Anfang gemacht mit seiner Schiller-Biographie, seiner „Wilhelm-Meister"-Übersetzung, seinen Essays über Jean Paul, Tieck, Schlegel u. s. w. Dann kam G. H. Lewes mit seinem berühmten „Life of Goethe". Dann — —, nun, dann kam gar nichts mehr.

Erst Heine sollte wieder einen Anstoß geben.

Drei Jahre nach dessen Tode trat Edgar Alfred Bowring — nachdem er vorher Schiller's und Goethe's Gedichte übersetzt hatte — mit einer Übersetzung von Heine's sämtlichen Gedichten auf (erschienen in der bekannten Sammlung „Bohn's Library of foreign classics", 1859), die wirklich nicht übel gelungen war. Doch konnte diese Veröffentlichung keine nachhaltige Wirkung hervorbringen, weil sie, nur von einer ganz kurzen Vorrede begleitet, dem Publikum nahezu unvermittelt gegeben wurde. Immerhin muß bemerkt werden, daß Bowring dem deutschen Poeten höchst sympathisch gestimmt war; er bezeichnete ihn als „einen der hervorragendsten Sänger nicht nur Deutschlands, sondern der Welt" und als „ohne Frage den größten Poeten Deutschlands seit Goethe's Tode".

Ein halbes Decennium später veröffentlichte der berühmte Professor der Poesie an der Oxforder Universität, Matthew Arnold — selbst ein hervor-

ragender Dichter — in seinen „kritischen Essays“ auch einen Aufsatz über den „Märtyrer von der Rue d'Amsterdam“. Arnold wirft Carlyle vor, er habe für die romantische Schule eine allzugroße Vorliebe gehegt und darüber ganz die Heine'sche Schule vergessen oder vielmehr sie absichtlich übergangen; es läßt sich in der That nicht leugnen, daß Carlyle hieran nicht wohlgethan hat. Bekanntlich schrieb Heine, er halte nichts auf litterarischen Ruhm, doch verlange er, man möge ihm ein Schwert auf den Sarg legen, da er einer der bravsten Soldaten im Kriege für die Befreiung der Menschheit gewesen. Hierzu meint Arnold, Heine habe sehr viel auf litterarischen Ruhm gehalten und sei als Vorkämpfer der Freiheit nicht eben unter die „bravsten“ zu rechnen; aber er war „einer der glänzendsten und wirksamsten“ jener Soldaten und zwar „der wichtigste und bedeutendste seit Goethe's Tode“. Ganz besonders begeistert ist unser Essayist davon, daß Heine „den modernen französischen Witz und Geist mit deutschem Gefühl, deutscher Bildung und deutschen Gedanken verband“. Von Heine's persönlichem Charakter sprechend, hat Arnold weit weniger Sympathien. Nur die achtjährige Krankheitsperiode entlockt ihm Worte des Lobes; im übrigen aber meint er: „Seine Fehler waren schreiend. Unmäßige Empfindlichkeit, unbegreifliche Angriffe auf Feinde und noch unbegreiflichere auf Freunde, Mangel an Edelmut, unaufhör-

liches Spotten. Mir scheint seine Schwäche nicht so sehr ein Mangel an Liebe — wie Goethe sagte — als ein Mangel an Würde und Selbstachtung zu sein. Er hätte viel größere Resultate erzielt, wäre sein moralischer Gehalt größer gewesen.“ Das litterarische Schicksal Heine's mit dem Byron's und Shelley's vergleichend, sagt Arnold, daß „Heine's litterarisches Glück größer war als das der beiden britischen Dichter,“ und zwar weil das deutsche Philistertum nicht wie das englische an Ideen Mangel leidet oder gar für Ideen unzugänglich ist, sondern weil es nur in der Anwendung moderner Ideen auf das praktische Leben schwach und zögernd sei.

Aber der Arnold'sche Essay war erstens ebenfalls nur sehr kurz und dann auch zu versteckt, um allgemein gelesen werden zu können. Daher gab auch er dem englischen Publikum nicht das volle Bild Heine's, das zu geben notwendig gewesen wäre. Es mangelte an einem Buche, das „eine verständliche und deutliche Übersicht von Heine's lichtem, klarem und vielseitigem Geiste“ biete, wie Carlyle und Lewes sie von ihren Helden geboten hatten. Ein solches Buch — diesem Zwecke allein gewidmet — war Bedürfnis. Ein Londoner Blatt schrieb: „Wenigen Litteraturfreunden würde eine gute Biographie eines Mannes unwillkommen sein, der Werke von so hohem Werte hinterlassen, umsomehr als sein persönlicher Charakter Probleme darbietet, die an Seltsamkeit

keinem seiner Gedichte nachstehen." Es entging manchen Engländern nicht, daß die Beliebtheit von Heine's Werken in Deutschland und Frankreich im Steigen begriffen ist, und so unternahm es denn ein Herr William Stigand, diesen Dichter auch seinen Landsleuten näherzubringen. Ende 1875 ließ Stigand zwei starke Bände unter dem Titel „The life, works and opinions of H. Heine" erscheinen. Dies hatte zur Folge, daß einige Monate hindurch Heine in der gesamten englischen Presse an der Tagesordnung war. Die allgemeine Stimmung war für Heine eine unendlich günstige, besonders was seine Stellung als Poet betrifft. Es ist sehr schade, daß er diesen glänzenden, ihm von den gehaßten Engländern bereiteten Triumph nicht erlebt hat. Stigand's Werk hat einige Vorzüge, aber sehr viele Fehler an sich. Löblich ist vor allem schon die Absicht, den „foreign" Poeten in England bekannter zu machen und daher ist das Schreiben dieses Werkes schon an sich nicht zu bedauern. Ein weiterer Vorteil ist, daß Stigand's Biographie nicht zu den leider nur allzuzahlreichen gehört, die als reine Kompendien eines übertriebenen „Heroen-Kultus" — wie sich unter anderen auch Carlyle dessen zuweilen schuldig machte — gelten können. Ferner thut der Autor gut, langweilige Trivialitäten und unnütze Details zu vermeiden, was das persönliche Thun und Lassen seines Helden betrifft. In der Bewunderung für diesen ist er nicht eben hitzig, sondern „ehrlich" und trachtet

keineswegs, dessen Fehler zu bemänteln. Leider aber liegen auch seine eigenen gar klar zu Tage und sie überwiegen die Vorzüge bei weitem. Sein Stil ist von dem des Dichters, den er behandelt, so weit als möglich entfernt, seine Erzählungsweise trocken und weitschweifig, seine Übersetzung Heine'scher Gedichte jämmerlich, sein Ton in der Polemik äußerst heftig. Er spricht stets im Superlativ, wenn ihm etwas nicht recht ist. Das Höchste leistet er aber, wenn er auf Deutschland und die Deutschen zu sprechen kommt; dann verliert er die Gewalt über seine Feder vollends. Während seiner Analyse von Heine's politischem und philosophischem Wesen ergreift er jede Gelegenheit, um einen maßlosen Deutschenhaß, eine ganz unsinnige Verachtung Deutschlands zur Schau zu tragen. Man weiß, wie Heine über England und alles Englische dachte. „Schließlich war Shakespeare doch nur ein Engländer und gehörte also zur abstoßendsten Nation, die Gott in seinem Zorn je schuf," oder „sie nehmen ein Dutzend einsilbiger Wörter in den Mund, kauen sie, verdrehen sie und speien sie wieder aus, und das nennen sie sprechen." Derlei Bemerkungen und allerhand persönliche Erlebnisse scheinen Herrn Stigand schrecklich zu ärgern und er rächt sein Vaterland — oder glaubt es zu rächen — indem er in denselben Fehler verfällt und den Deutschen ihre Mängel ganz „unumwunden" vorhält, wobei oft geradezu gemeine Persönlichkeiten mit unterlaufen. Nur Heine's Haß

alles Englischen kann Stigand's Haß alles Deutschen gleichen. Die Germanen sind nach ihm grob, borniert, dumm, plump und all' diesen Fehlern haben sie keine einzige Tugend entgegenzustellen. Wie anders Carlyle und Lewes! Während aber Heine's Angriffe so fein und witzig sind, daß ein gescheiter Brite sich beim Lesen derselben ganz gut amüsieren kann — umsomehr, wenn er bedenkt, daß Heine seine eigene Muttersprache, die er mit so hoher Meisterschaft handhabte, auch nicht nachsichtiger behandelte — können die langweiligen Angriffe Stigand's für niemand interessant sein. Es gereicht uns zur Genugthuung, bemerken zu dürfen, daß Stigand's skandalöse Schimpfereien von der englischen Presse auf das heftigste gerügt wurden. Ein Blatt nannte sie „ohnmächtige, läppische Feindseligkeiten“, ein anderes „mürrischen Groll“, ein drittes „wahnsinnig“ u. s. w. Der Protest gegen den Deutschenhaß war ein allgemeiner. Gleichsam um seine Wut zu beschönigen, behauptete Stigand, Heine habe sein Vaterland ebenfalls gehaßt; dem gegenüber nahm sich eine Zeitung die Mühe, das Gegenteil zu beweisen und sie citierte viele Stellen, welche zeigten, daß Heine, wenn er Deutschland auch oft bitter schmähte, dies nicht aus Haß that; im Grunde des Herzens sei er seiner Heimat sehr zugethan gewesen und thatsächlich hat er dem „Michel“ ja stets eine große Weltstellung prophezeit. Ein anderes Blatt gab zu, daß Heine's böser Leumund, der seinen Ruf

am meisten geschädigt, den Punkt betreffe, daß er „ein Verräter Deutschlands“ gewesen; aber darauf folgte die Entschuldigung, daß es unbillig wäre, von ihm Patriotismus zu verlangen, denn erstens sei er als Jude geboren und seine Familie habe all das Unrecht und all die Demütigungen erduldet, die im vorigen Jahrhunderte in den deutschen Kleinstaaten auf die Juden gehäuft wurden, und zweitens mußte ihm die französische Occupation Düsseldorfs, die gerade während seiner empfänglichsten Kinderjahre stattgefunden hatte, als sociale und geistige Emancipation erscheinen. — So sehr Stigand die Deutschen mit Füßen tritt, ebenso hoch hebt er die Franzosen in den Himmel. Zwischen den Zeilen dieser ungemessenen Bewunderungsausdrücke und Lobeserhebungen liest man, daß der Autor jeden, der die Franzosen nicht für die civilisierteste, freieste, poesievollste, tugendhafteste, tapferste, sittlichste, fehlerloseste, ja vollkommenste Nation auf Erden hält, sich als Barbar seiner Verachtung versichert fühlen möge.

Trotz alledem und alledem muß das Stigand'sche Buch willkommen geheißen werden. Hat es auch nicht den Wert der Lewes'schen und Carlyle'schen Arbeiten, so leistet es doch gute Dienste, indem es dazu beiträgt, Heine im Inselreiche jenseits des Kanals bekannter zu machen. Es ist zwar weit entfernt, das zu sein, was es hätte sein sollen, wird aber vielleicht dennoch bewirken, daß „die Engländer Heine den

Platz einräumen werden, der ihm als litterarischem Künstler ersten Ranges, sowie als schöpferischer Kraft in der Bewegung europäischer Ideen gebührt.“ Stigand's Werk ist nicht vortrefflich, es ist sogar unbefriedigend; aber es hilft schlecht und recht einem Bedürfnisse ab und muß daher vorläufig als ein verdienstliches Unternehmen anerkannt werden.

So schlecht die Stigand'schen Übersetzungen Heine'scher Gedichte waren, so gute veröffentlichte Sir Theodore Martin, der bekannte Biograph des Prinzgemahls Albert, im Jahre 1877, einen ganzen Band voll. Einzelne Gedichte hat auch Emily Pfeiffer ausgezeichnet übertragen.

Nach Heine kam Schopenhauer an die Reihe. 1876 ließ Helen Zimmern ein biographisches Werk unter dem Titel „Arthur Schopenhauer, his life and his philosophy“, erscheinen. 1853 war in der „Westminster Review“ ein Aufsatz über „Ikonoklasmus in der deutschen Philosophie“ von John Orenford erschienen. Es war dies der erste Versuch eines Engländers, über Schopenhauer zu schreiben. Viele glauben, dieser Abhandlung sei es zu danken gewesen, daß zu jener Zeit Deutschland angeregt wurde, sich um den damals noch wenig gewürdigten heimatlichen Denker etwas mehr zu kümmern. Seither hat man diesem in seinem Vaterlande wohl ziemlich viel Aufmerksamkeit geschenkt, in England dagegen war von ihm wenig mehr zu hören. Erst 1875 kam es

vor, daß die englische Presse oft den Namen Schopenhauers erwähnte, aber in einer Weise, welche beim englischen Publikum eine Kenntnis seiner Philosophie voraussetzte, die gar nicht vorhanden war. Aus diesem Grunde that Fräulein Zimmern gut daran, die Engländer mit Schopenhauer's Leben und Ideen bekannt zu machen. Sie faßte sich viel kürzer als Stigand und machte ihre Sache äußerst geschickt. Sie hatte die Genugthuung, daß alsbald viele englische Zeitschriften sich mit Schopenhauer recht eingehend zu beschäftigen begannen. Zwei Jahre später folgte James Sully's Buch über „den Pessimismus", welches naturgemäß Ausführliches über den berühmten Frankfurter enthält. Während Miß Zimmern für die Person und die Lehre desselben ein gleich hohes Interesse an den Tag legt, findet Sully die Person weit bemerkenswerter als die Lehre. Im Jahre 1883 hatte Schopenhauer in England bereits so sehr Boden gefaßt, daß eine Übersetzung von „Die Welt als Wille und Vorstellung" erscheinen konnte. Schopenhauer hatte dieses sein Hauptwerk selber ins Englische — das er vollkommen beherrschte — übertragen wollen, aber keinen Verleger finden können, der auf den Vorschlag eingegangen wäre. 1884 wurde auch das Hauptwerk von Schopenhauer's Nachfolger — Eduard v. Hartmann's „Philosophie des Unbewußten" — in die Sprache Shakespeare's übersetzt, und Kant ist im Laufe des letzten Lustrums sogar durch mehrere

englische Bücher in der Heimat John Bull's bekannt gemacht worden: durch eine Biographie, durch Übersetzungen mehrerer seiner Werke und durch eine Auswahl aus seinen Werken.

Aber kein deutscher Geistesheld ist dem britischen Publikum in neuerer Zeit so sehr vor Augen gehalten worden wie Lessing. Von diesem waren früher nur der „Laokoon" und die „Erziehung des Menschengeschlechts" in englischen Ausgaben vorhanden — Werke, die in England nur in ungemein engen Kreisen bekannt wurden —; im übrigen begnügte man sich damit, den Gründer der neudeutschen Prosa zu ignorieren. Allein Ende 1877 brach plötzlich eine wahre Lessingwut aus. In ganz kurzen Zwischenräumen erschienen zwei biographische Werke, eine Übersetzung des „Nathan" (von A. Wood), eine ebensolche der „Hamburgischen Dramaturgie" (von Helen Zimmern) und schließlich eine der sämtlichen dramatischen Werke unter Redaktion von Ernest Bell, in vortrefflicher Weise besorgt von Verschiedenen; doch nennt sich nur der Übersetzer des „Nathan" und der „Emilia Galotti": Dillon Boylan, ein Autor, der schon früher Schiller's „Don Carlos" und Goethe's „Wilhelm Meister" vorzüglich übertragen hatte, und zwar für dasselbe Unternehmen, innerhalb dessen die vorstehend angeführten Bearbeitungen der „Hamb. Dramat." und der dramatischen Werke Lessing's erschienen: die schon erwähnte, bereits etwa siebenhundert Bände umfassende

„Bohn's Standard Library“. Herr Bell bemerkt in seiner Vorrede: „Lessing hat kaum etwas geschrieben, das nicht auf die eine oder die andere Weise auf die Sympathien der Engländer Anspruch hätte.“ Die von Fräulein Zimmern geschriebene, der „Hamb. Dramat.“ vorangehende biographische Skizze ist ein Kabinetsstück von einem „memoir“ und konnte, in jener so beliebten und verbreiteten Sammlung erschienen, nicht verfehlen, den großen Deutschen in weiteren nebelländischen Kreisen bekannt zu machen.

In noch höherem Maße waren hierzu die beiden vorhin erwähnten biographischen Werke geeignet: das eine war ebenfalls von Helen Zimmern und beschränkte sich unter dem Titel „G. E. Lessing, his life and his works“ auf Einen Band, während das andere („Lessing, his life and writings“) von James Sime war und den doppelten Umfang hatte. Beide Bücher erfreuten sich der denkbar günstigsten Aufnahme seitens der englischen Kritik und gaben nicht nur großenteils den Anstoß zu den genannten Übersetzungen, sondern auch dazu, daß Lessing in Aller Munde kam. Beide Werke sind so gut, daß sie trotz des Vorhandenseins so vieler deutscher Lessing-Biographien der Übertragung ins Deutsche würdig erachtet wurden. Begreiflicherweise war das Zimmern'sche Buch als das kürzere für ein tieferes Eindringen ins Publikum geeigneter als das Sime'sche, das vermöge seines Umfanges für die Mehrheit der

Lesewelt Kaviar bleiben mußte. Daß die englische Presse Lessing anläßlich des Erscheinens all der genannten Werke mit höchster Anerkennung behandelte, ist selbstverständlich. Die „Pall Mall Gazette" erinnerte — nebenbei bemerkt — daran, „daß Lessing als Dramatiker gänzlich unter englischem Einfluß stand, was schon durch den Titel „Miss Sarah Sampson" zur Genüge (?) dargethan werde. Als dramatischer Kritiker wies er immer wieder auf das große Beispiel der elisabethinischen Epoche hin. . . . Herder's „Völkerstimmen" wurden durch Percy's „Reliques" inspiriert. . . . Walter Scott's litterarisches Debut war eine Übersetzung von Bürger's „Lenore"."

Frl. Zimmern zeichnet sich auch sonst vielfach durch Vermittelung deutscher Litteraturkenntnis bei den Engländern aus. Dasselbe Verdienst erwirbt sich fortwährend in hohem Grade der wackere Karl Blind. Eine eigenartige Stellung nimmt in dieser Beziehung der englische Dichter Richard Garnett ein, der seit Jahrzehnten Vorstand des Lesezimmers im Britischen Museum ist. Er bespricht nämlich in der angesehenen „Saturday Review" allmonatlich in einem größeren Artikel die meisten bemerkenswerteren Erscheinungen des zeitgenössischen deutschen Büchermarktes in ebenso wohlwollender wie objektiver Weise. Die „Saturday" ist das einzige englische Blatt, das die deutsche Litteratur regelmäßig und systematisch beachtet. Recht

häufig werden deutsche Bücher aber auch in der „Academy“, oft im „Athenaeum“ und in der „Literary World“ besprochen; sonst verirren sich Besprechungen deutscher Litteraturerzeugnisse nur selten in englische Zeitschriften und noch seltener in die Tagespresse. Wie anders wird Englisches von der deutschen Presse beachtet!

Übersetzt werden in die Sprache John Bull's in neuerer Zeit namentlich Schiller und Goethe, die Romane der Werner, der Marlitt und der Hillern, sowie Ebers', die historischen Werke Mommsen's, Duncker's und Droysen's. Hartmann haben wir schon erwähnt; von sonstigen bedeutenden Einzelwerken seien noch genannt: Lange's „Geschichte des Materialismus“, Goldziher's „Mythologie der Hebräer“, Moltke's „Polen“, Düntzer's „Schiller“ und „Goethe“. Überhaupt wird jetzt bedeutend mehr Deutsches ins Englische übertragen, als vor dem „großen“ Kriegsjahre; allein die Zahl der der Beachtung englischer Verleger würdig befundenen deutschen Werke verschwindet noch immer gegenüber der Menge englischer Bücher, die der Verdeutschung wert gehalten werden.

Nachschrift. Mitte Januar 1886.

Seitdem Vorstehendes geschrieben (Anfangs Dezember 1885), sind Übersetzungen erschienen von: Heinr. Heines „Reisebilder“, Richard Leander's „Träumereien an französischen Kaminen“, Jeremias Gott-

helf's „Ulrich, eine Geschichte aus dem Berner Oberland" und Karl Gutzkow's „Uriel Acosta"; der von Henry Spicer besorgten Übertragung des letztgenannten Stückes ist eine von demselben Herrn herrührende biographische Skizze Gutzkow's beigegeben. Der berühmte Irving hat in der Weihnachtswoche einen Ziklus von glänzend ausgestatteten Aufführungen des Goethe'schen „Faust" (erster Teil) in der etwas allzu „freien" „Bearbeitung" von W. G. Wills im londoner Lyceumtheater begonnen, — ein Ereignis, das alle großen londoner Zeitungen zu vielspaltigen Berichten, Erörterungen und Leitartikeln begeistert hat. Endlich ist die bedeutsame Mitteilung nachzutragen, daß sich in der Themsemetropole im Anschluß an die neue Weimarer „Goethegesellschaft" ein „Englischer Goetheverein" unter der Ägide angesehener Schriftstellerkreise gebildet hat. Lauter Anzeichen eines erfreulichen Umschwungs!

Das moderne Zeitungswesen.

I. Die Tagespresse.

Eine der gesundesten und merkwürdigsten Blüten der modernen Civilisation ist die gegenwärtige englische Tagespresse. Wir sagen „gegenwärtige", denn so lange des Fiskus schwere Hand auf ihr lastete, war sie der kontinentalen nicht um vieles voraus, während sie diese jetzt an Ausdehnung, Absatz, Unternehmungslust, Wohlfeilheit, Inseratenfülle, Raschheit und Umfang der telegraphischen Nachrichten und — von einigen wenigen deutschen und österreichischen Tageblättern abgesehen — auch an allgemeiner Vortrefflichkeit weit überragen. Kein großes festländisches Tageblatt erfreut sich einer Auflage von 250 000 bis 300 000 Exemplaren wie der „Daily Telegraph" oder von 200 000 bis 250 000 wie der „Standard", oder von 150 000 bis 200 000 wie „Daily News", oder von 100 000 wie die „Times" und das „Daily Chronicle". Keine festländische Zeitung wirft ihren Eigen-

tümern einen jährlichen Reingewinn von dritthalb Millionen Mark ab wie der bereits genannte „Telegraph“. Keine hat eine afrikanische Expedition im Kostenbetrage von 320 000 Mark ausgerüstet oder eine teure assyrische Keilschriftenforschung veranstaltet, wie es ebenfalls die Besitzer des „Telegraph“ gethan; keine hat eigene Telegraphendrähte in anderen europäischen Hauptstädten, wie die „Times“ und der „Telegraph“ in Paris oder Berlin; keine steht, wie die Setzerei der „Times“, in direkter telegraphisch-telephonischer Verbindung mit dem Sitzungssaale eines Parlamentes. Keine erhält aus den übrigen Metropolen Europas täglich so ausführliche und daher so kostspielige Privattelegramme.

Nicht daß die Zahl der Tageblätter in England besonders groß wäre. Im Gegenteil, verhältnismäßig erscheinen nirgendwo so wenig tägliche Zeitungen wie dortzulande; das ganze Reich hat ihrer nur 180, also bloß dreimal so viel wie Paris allein; das volkreiche London produziert nur um zwei Tageblätter mehr als Wien und um fünfzehn weniger als Berlin! Es giebt dort im ganzen achtzehn täglich erscheinende Preßorgane und auch die werden nicht, wie fast alle Wiener und einige Berliner Zeitungen, zweimal täglich ausgegeben, sondern — mit einer einzigen Ausnahme — nur einmal, entweder bloß abends oder bloß morgens. Wenn dennoch in England mehr Zeitungen gelesen werden als sonstwo in

der alten Welt, so äußert sich das weniger in der Anzahl der Blätter als in der Höhe ihrer Auflage. Das gilt von der Provinz ebensosehr wie von der Hauptstadt.

Die meisten englischen Tageblätter erscheinen in ungeheurem Format (fast doppelt so groß wie die „Kölnische Zeitung") und zählen acht Seiten, deren erste und letzte in allen Fällen — bei den verbreitetsten Organen auch die vierte, sechste und siebente — mit Inseraten gefüllt sind. Der „Telegraph" hat oft eine Beilage von vier Seiten, davon drei voller Anzeigen. Die „Times" hat einen Umfang von 16—20 Riesenseiten, wovon stets die Hälfte Annoncen. In England, wo doch das Annoncenwesen so hoch entwickelt ist, sucht man vergeblich nach den auffälligen, fettgedruckten, oft kunstvoll angeordneten Anzeigen der kontinentalen Presse; hier bedarf es solcher Mittel nicht. Jede Art von Anzeigen hat ihren bestimmten Platz; alle sind klein gedruckt und dennoch äußerst wirksam. Die Anzahl der Leitartikel beträgt täglich drei bis vier; sie handeln nicht nur, wie anderswo, von politischen, sondern auch von volkswirtschaftlichen, religiösen, socialen, litterarischen, wissenschaftlichen und allen anderen erdenklichen Gegenständen; der dritte oder vierte „leader" bildet einen Ersatz für das mangelnde Feuilleton, ganz besonders im „Daily Telegraph", wo G. A. Sala — der auch Chroniqueur der „Illustrated London News" ist —

über alles mögliche in leichtem, plauderhaftem Ton zu leitartikeln pflegt. Übrigens finden sich oft auch in anderen Teilen der Blätter Aufsätze aller Art, die anderswo im „Feuilleton" oder der gleichwertigen „Sonntagsbeilage" veröffentlicht werden.

An dem Prinzip der Anonymität hält man in der englischen Tagespresse so streng fest, daß absolut gar keine direkten Beiträge unterzeichnet sind, nicht einmal die wissenschaftlichen und feuilletonistischen. Nur Beiträge in Briefform werden von den Verfassern gefertigt; sie sind aber freiwillig eingesandt und werden nicht honoriert. Und hiermit haben wir wieder ein hervorragendes Merkmal der englischen Tagespresse berührt: den engen Wechselverkehr, der zwischen Blatt und Leser besteht. Jede Nummer enthält zahlreiche Briefe aus dem Publikum, alle Tagesfragen, alle auf dem Tapet befindlichen Zeitprobleme betreffend. Hierin äußert sich die große Rolle, die die öffentliche Meinung im britischen Mutterlande spielt, der rege Anteil des Publikums an den Angelegenheiten des Staates, der Lokalverwaltung und der Menschheit im allgemeinen. Dadurch wird ein nützlicher Gemeinsinn, ein gesundes Interesse an öffentlichen Dingen gefördert, abgesehen davon, daß eine allseitige Durchsprechung den betreffenden Angelegenheiten in den meisten Fällen zu einer befriedigenderen Lösung verhilft, als sie vielleicht sonst gefunden hätten. Ein ähnlicher Charakter-

zug der britischen Presse ist das unausgesetzte Verzeichnen mündlicher oder brieflicher Äußerungen von Staatsmännern und anderen hervorragenden Persönlichkeiten über wichtige oder interessante Zeit- und Streitfragen.

Die Riesigkeit des Formates der Tageblätter ist in der erhöhten Leichtigkeit begründet, die es der Druckherstellung gewährt, namentlich wo die berühmten „Walter-Pressen“ zur Anwendung kommen; dasselbe gilt von den „Hoe-Pressen“; beide Maschinen leisten fabelhaftes. Die „Walter-Pressen“ werden im Gebäude der „Times“ erzeugt und gehen auch nach andern englischen Städten, sowie nach dem Kontinent; in Wien wird die „Presse“, in Deutschland das Morgenblatt der „Magdeburgischen Zeitung“ auf Timespressen gedruckt.

Dem Umstande entsprechend, daß es in England zwei politische Hauptparteien — konservative und liberale — giebt, ist die politische Presse in zwei Lager geteilt; natürlich sind auch die „unabhängigen“ und die radikalen Fraktionen journalistisch vertreten. Prononciert „liberal“ ist in erster Linie die „Daily News“, das bedeutendste Organ Gladstone's, sodann die „Pall Mall Gazette“, beide in London, der „Scotsman“ in Edinburg, der „Manchester Guardian“, der „Liverpool Mercury“ und der „Leeds Mercury“; prononciert „konservativ“ sind vornehmlich: in London der „Standard“ (das einzige englische

Blatt, das eine Morgen- und eine Abendausgabe hat), der „Globe“, die „St. James Gazette“, die „Evening News“; in der Provinz der „Liverpool Daily Courier“ und der „Manchester Courier“. Die bedeutendsten radikalen Blätter sind: „Echo“ (London), „Daily Chronicle“ (London), „Newcastle Daily Chronicle“. die angesehensten „unabhängigen“ die „Times“, der „Daily Telegraph“, der „Glasgow Herald“ und der „Sheffield Daily Telegraph“, während die hervorragendsten „liberal-konservativen“ Blätter der „Morning Advertiser“ und die „Morning Post“, beide in London, sind. Die „Times“ und der „Morning Advertiser“ sind die einzigen englischen Tageblätter, die drei Pence kosten; alle übrigen kosten entweder einen Penny (alle Morgen- und einige Abendblätter) oder bloß einen halben Penny (die meisten Abendzeitungen). Sechs der hauptstädtischen Tageblätter halten sich der Politik gänzlich ferne und dienen ausschließlich Berufsinteressen: eines dem Finanz-, eines dem Sportwesen, zwei dem Handel, zwei der Schiffahrt.

Jedes der Londoner politischen Morgenblätter zeichnet sich durch irgend eine Spezialität aus: die „Times“ durch die Ausführlichkeit ihrer Berichte aus Parlament und Gerichtssaal, der „Daily Telegraph“ durch seine zahllosen Schilderungen aus dem Londoner Leben, der „Standard“ durch die Fülle seiner telegraphischen Originalnachrichten aus aller

Herren Ländern, die „Daily News“ durch die Trefflichkeit ihrer Litteratur und Kunstkritik, die „Morning Post“ durch ihre beliebten Mitteilungen über Vorgänge in Hof- und Adelskreisen, das „Daily Chronicle“ durch seine Verfechtung der Interessen des „vierten Standes“, der „Morning Advertiser“ durch energische Wahrnehmung der durch die Mäßigkeitsbewegung bedrohten Interessen der Schenkenwirte, deren Genossenschaft das Blatt überdies als Eigentum gehört, ein Umstand, der auch zur Folge hat, daß es dem von den Wirten aus eigennützigen Ursachen außerordentlich begünstigten Sportwesen ganz besondere Aufmerksamkeit schenkt. Ein vor mehreren Jahren gemachter Versuch des Herausgebers der später zu erwähnenden „World“, ein Tageblatt nach dem Muster dieser „Gesellschafts-Wochenschrift“ beim Publikum in Gunst zu bringen, mißlang, — der „Cuckoo“ (Kuckuck) mußte trotz des packenden Titels und trotz der Geschicklichkeit des Redakteurs Yates bald wieder eingehen. Wahrscheinlich ist das Publikum angesichts des Ernstes des Weltenlaufs nicht geneigt, ein Plauderblatt, das alles leicht nimmt, alltäglich zu lesen; einmal wöchentlich kann man sich derlei eher gefallen lassen.

Eine der bemerkenswertesten Erscheinungen des großartigen Aufschwunges, den die Londoner Tagespresse seit fast drei Dezennien infolge der Abschaffung der Papiersteuer, des Zeitungsstempels und der An-

noncenabgaben, sowie infolge der starken Portoherabsetzungen allmählich genommen, sind die sogenannten „Zeitungszüge“. Die wachsende Bedeutung der Provinzpresse nach dem letzten deutsch-französischen Kriege machte die Eigentümer der hauptstädtischen Blätter besorgt; diese Besorgnis wurde von der weltberühmten Firma W. H. Smith, deren Inhaber im Disraeli-Beaconsfield'schen Kabinet Marineminister war und die das Zeitungsspeditionswesen der Viermillionenstadt monopolisiert, geteilt. Da kam der Leiter dieses Riesengeschäftes, Mr. Lethbridge, auf den Gedanken, mit den vier wichtigsten Eisenbahngesellschaften ein Abkommen zu treffen, wonach jede von ihnen täglich zwischen 5 und 5½ Uhr morgens einen „Blitzzug“ abgehen läßt, der zwar auch einige wenige Passagiere mitnimmt, dessen Hauptzweck aber die möglichst rasche und direkte Beförderung der Londoner Morgenblätter nach den bedeutendsten Provinzstädten ist. Aus den Druckereien gelangen die Zeitungen ins Smith'sche Geschäftslokal am Strand, wo sie von einer Unzahl von Beamten und Knaben gezählt, sortiert, zum Teil gefalzt und zu Heften von je 26 Exemplaren zusammengelegt werden. Für den Vertrieb erhält die Firma 25 Prozent des Preises; diesen Nutzen teilt sie mit den Zeitungshändlern — zumeist die Papierhändler — oder den Straßen-Zeitungsverkäufern — gemeiniglich kleine Jungen, deren Geschrei namentlich beim Verschleiß der Abend-

blätter recht lebhaft zu sein pflegt — die ihren Bedarf im Bureau am Strand selbst abholen oder abholen lassen müssen. Ein großer Teil der Auflagen wird von dort zeitig nach den zahlreichen Londoner Lokalbahnhöfen geschickt, um an den ebenfalls der Firma Smith angehörenden Stationsbuchläden verkauft zu werden. Diese Buden verleihen den Perrons Leben und Farbe und sind sehenswert; man kann daselbst außer den Morgen- und Abendblättern alle Wochen- und Monatsschriften, alle neuesten und viele gangbare ältere Romane, Kalender, Wörterbücher, Broschüren über Tagesfragen, sowie allerlei Humoristisches und andere leichte Lektüre ankaufen. Die „Zeitungszüge“ nun führen die Blätter den provinzialen Zeitungsverkäufern und Smith'schen Bahnbuchläden zu; um Zeit zu sparen, wird ein Teil der Pakete während der Fahrt sortiert. Diese Firma befaßt sich mit der Spedition sämtlicher Londoner Preßorgane und besitzt im ganzen Lande zahllose solcher Litteraturbuden; es läßt sich daher denken, daß der Umfang ihres Geschäftes ein ungeheurer ist.

Die 1876 erfolgte Einführung der Zeitungszüge hat in der That viel zur Steigerung der Auflagen der hauptstädtischen Tageblätter beigetragen; damit ist aber nicht gesagt, daß die Provinzpresse darunter gelitten hat. Im Gegenteil; das Verfahren ihrer Kollegen in der Metropole veranlaßte die Journalbesitzer in den

anderen großen Städten zu erhöhten Anstrengungen ihrerseits, und die Folge ist eine merkliche Verbesserung der Qualität der Provinzpresse und damit eine allseitige Hebung des Lesebedürfnisses. So hat sich denn auch in diesem Falle das Gesetz von der allgemeinen Nützlichkeit einer gesunden Konkurrenz bewährt. Die Londoner Blätter werden in der Provinz, die provinzialen in der Hauptstadt viel gelesen. Es giebt eine ganze Reihe von Zeitungen in Manchester, Liverpool, Newcastle, Edinburg, Glasgow u. s. w., die an redaktioneller Energie und inhaltlicher Vortrefflichkeit sich mit einigen der größten Preßorgane Londons messen können. Viele haben eigene Filialbureaux, sämtliche haben Korrespondenten und einige sogar Privattelegraphendrähte in der Hauptstadt. Auch im Gebiete der sogenannten „Spezialberichterstattung" — in Kriegen und anläßlich anderer wichtiger Vorgänge von öffentlichem Interesse — leistet jetzt manches Provinzblatt nahezu ebenso tüchtiges wie die Hauptstadt. Die Palme in dieser Richtung gebührt aber noch immer der „Daily News", die sich der Dienste eines Forbes, eines Macgahan und eines Donovan rühmen kann. Die „Times" besitzt an dem weltbekannten Krimkriegreporter Dr. Russell — dem Vater der modernen Kriegsberichterstattung — ein Genie von einem Spezialkorrespondenten. Wir glauben nicht, daß die festländische Presse sich der Mitarbeiterschaft auch

nur eines einzigen Journalisten solchen Kalibers erfreut.

Jedes politische Blatt bringt in jeder Nummer unmittelbar vor den am Ende der vierten Folioseite beginnenden Leitartikeln ein „Summary“, d. h. ein Resumé der wichtigsten und interessantesten der in allen Teilen der Nummer vorkommenden Tagesneuigkeiten. Es giebt außerdem eine kürzere, nur aus Schlagworten bestehende Zusammenfassung der packendsten Nachrichten in Gestalt von großen, mit speckfetten Lettern gedruckten Zetteln, die mit jeder Nummer den Zeitungshändlern, den Straßen-Zeitungsverkäufern und den Vertretern der Bahnhofsbuchläden ausgefolgt werden, um vor den Thüren der ersteren und vor den Pulten der letzteren ausgehängt, von den Straßenverschleißern um den Arm gewunden oder auf das Pflaster gebreitet zu werden, damit die Passanten sich, ehe sie kaufen, von der Wichtigkeit oder Unwichtigkeit der Tagesereignisse überzeugen können.

Seit einiger Zeit bildet die Journalistik des Inselreiches nicht nur eine Macht im Staate außerhalb des Parlaments, sondern auch in der Volksvertretung selbst, namentlich seit den 1880er Wahlen. Damals gelangten etwa zwei Dutzend Zeitungsschreiber und -besitzer ins Haus der Gemeinen; die bekanntesten sind Justin Maccarthy, Charles Bradlaugh, John Morley, Henry Labouchere, Joseph Cowen.

Einige Journalisten saßen im letzten Kabinett — wie Gladstone, Harcourt und Dilke — andere — z. B. Lowe und Disraeli — gehörten schon früheren Ministerien an. Die Besitzer der „Times“ gehören seit zwei Generationen der Gesetzgebung an.

II. Der „Donnerer“.

Ad vocem „Times“: Ehe wir zur Wochenpresse übergehen, wollen wir über dieses angesehenste und reichste Blatt der Welt näheres mitteilen.

Der englische Erzdiakonus Denison sagte vor Jahren in einer Predigt: „Wenn in England die Bibel etwas behaupten würde, die „Times“ aber das Gegenteil davon, so würden von 510 Personen 500 der „Times“ Glauben schenken.“

Und das will in dem frommen Albion viel heißen! Auf der ganzen Erde wird die „Times“ als eine Art journalistischen Orakels betrachtet und citiert. In Konstantinopel, in Kairo, in Kalkutta werden ihre Artikel über türkische, ägyptische, indische Angelegenheiten ins Türkische, ins Arabische, ins Hindostanische übersetzt und in den Bazaren mit demselben Interesse gelesen wie in den Klubnischen der Viermillionenstadt. Die Engländer selbst hegen für das Riesenblatt eine nicht geringe Achtung; in der Regel halten sie keine Zeit- und Streitfrage für erledigt, ehe dieses seine Meinung abgegeben, die dann gewöhnlich ausschlaggebend ist. Bei den meisten

anderen Blättern läßt sich vorhersagen, welcher Ansicht sie über diese oder jene Frage sein werden, nicht so bei der „Times“. Diese kennt keine Parteirücksichten, sondern nur ihre eigenen Anschauungen, die sie rücksichtslos zum Ausdruck bringt. Sie lobt und tadelt der Reihe nach alle Parteien und Stände, je nachdem es ihr gut dünkt. Natürlich geht dabei jede sogenannte Konsequenz verloren.

Woher rührt der große Einfluß der „Times“? Von ihrem Prestige. Es hat in London Blätter gegeben, die ebenso gut geschrieben und redigiert waren und mit noch größeren Mitteln arbeiteten, aber trotz der glänzendsten Mitarbeiter und Beiträge zu Grunde gingen. Es fehlte ihnen eben an dem alten Prestige der „Times“. Nicht als ob die letztere das älteste englische Blatt wäre; es giebt mehrere Zeitungen in London, die älter sind, und die „Times“ selbst besteht erst seit hundert Jahren. Aber die verschiedensten Umstände, Zufälle und Ereignisse haben es gefügt, daß ihr Ansehen ein unübertroffenes, von keiner andern Zeitung erreichtes geworden.

Das Prestige ist eben für eine Zeitung, was es für eine Armee ist: ein ungreifbarer Einfluß, eine magische Gewalt, zu deren stärksten Machtmitteln die Einbildungskraft des Lesepublikums gehört. Ein Artikel, der, in der „Times“ erschienen, als glänzender und kräftiger Ausdruck der öffentlichen Meinung

gilt, würde in einem Blatte ohne das Prestige der „Times“ vielleicht gar keine Wirkung erzielen. Das Prestige verlockt viele hervorragende Schriftsteller, für die Weltzeitung zu schreiben, und da es für eine Auszeichnung gilt, zu deren Mitarbeitern zu zählen, so streben auch die dii minorum gentium, von anderen Blättern hinweg zur „Times“ hinaufzugelangen.

Die Anzahl der Vertreter dieses Blattes in allen Weltgegenden ist Legion. Die Gehälter dieser Vertreter sowie der ständigen Mitredakteure und auswärtigen Mitarbeiter übersteigen alle festländischen Begriffe von journalistischer Finanzpolitik. Für einzelne Artikel im Umfang einer Spalte werden nicht selten 10 bis 20 Pfd. St. bezahlt. Mancher Korrespondent erhält eine Jahresbesoldung von 2000 Pfd. St. Die Spezial-(Privat-)Telegraphenleitungen nach Paris und Berlin verschlingen keine geringen Summen. Wenn schon der „Standard“ für Wiener Depeschen allein jährlich Telegraphengebühren im Betrage von mindestens 2400 Pfd. St. entrichtet, so läßt sich denken, daß die täglichen spaltenlangen Drahtberichte der „Times“ aus den Hauptstädten Frankreichs und Deutschlands ungeheure Kosten erfordern.

Die „Times“ wurde 1785 unter dem Titel „Daily Universal Register“ begründet und nahm erst drei Jahre später ihren jetzigen Titel an. Der Gründer war John Walter, der Großvater des

jetzigen Besitzers, der ebenfalls John Walter heißt und Parlamentsmitglied ist. Der alte Walter verschaffte seiner Schöpfung das Prädikat „Donnerer“, weil er in demselben kühne und unerschrockene Angriffe auf öffentliche und nationale Mißbräuche erscheinen, das Recht verfechten und das Unrecht bekämpfen ließ. Er verstand nicht viel von der Journalistik, allein er wußte genau, was das Publikum von einer Zeitung verlangte und besaß Entschlossenheit und Unternehmungslust, Vorbedingungen jedes geschäftlichen Erfolges. Besonderen Wert legte er einem neuen Gedanken im Druckwesen bei, durch dessen Ausführung er das Blatt viel billiger herstellen zu können glaubte, als dies bei irgend einer andern Zeitung der Fall war. Er wollte nämlich die Buchstabentypen zum großen Teil durch Abgüsse ganzer Wörter und Silben (derjenigen, die in der englischen Sprache am häufigsten vorkommen) ersetzen und dadurch den Setzern viel Zeit ersparen. Die Undurchführbarkeit dieser originellen Idee lag auf der Hand, denn kein Setzkasten kann groß genug sein, eine solche Masse von Typenstäben zu halten, abgesehen davon, daß es keinem Setzer möglich wäre, sich die topographische Lage all der Abteilungen zu merken. Aber es bedurfte vieler Jahre und erheblicher Geldverluste, um Walter zu überzeugen, daß die Schuld an dem Mißlingen seines

Planes dieser selbst trug und nicht, wie er lange glaubte, der böse Wille der Setzer.

Glücklicher als im Gebiete der Druckerei war er als technischer und geschäftlicher Leiter der „Times“. Erfolgreich im Druckwesen erwies sich sein Sohn, der den Verstand hatte, dem deutschen Erfinder der Schnellpresse, Friedrich König, vertrauensvoll entgegenzukommen und dadurch in die Möglichkeit versetzt wurde, sein Blatt schon zwei Jahre nach dem Tode seines Vaters, am 29. November 1814, mit Dampf zu drucken und so allen Nebenbuhlern den Rang abzulaufen. Denkwürdiger Tag! Was der große Isambert Brunel und andere hervorragende englische Ingenieure vergeblich versucht hatten, brachte Friedrich König fertig aus Deutschland mit. Bei den früheren Druckvorrichtungen konnten in der Stunde bestenfalls dreihundert Exemplare hergestellt werden; die „Times“ mußte daher mehrmals gesetzt und auf einer Reihe von Handpressen gedruckt werden. Die Nachfrage nach Zeitungen konnte unter einem solchen System kaum vollständig befriedigt werden; die wichtigen Zeitereignisse aber: die französische Revolution, die napoleonischen Kriege u. s. w. steigerten die Sehnsucht des Publikums nach Neuigkeiten. Nichts von allem, was versucht wurde, konnte dem Übelstand abhelfen; erst die König'sche Maschine verschaffte den Zeitungsbesitzern die langersehnte Erleichterung, und Walter war in England der erste,

der davon profitierte; der Umstand, daß er den Wert der Schnellpresse früher zu würdigen wußte als seine Kollegen oder Rivalen, machte sein Blatt zum bedeutendsten Englands, trug ihm selbst ein herrliches Rittergut ein und brachte ihn ins Parlament. Mit der Energie und dem Instinkt seines Vaters verband er einen scharfen Verstand, eine hohe Bildung und eine merkwürdige Beharrlichkeit, die sich durch nichts entmutigen ließ. Die Unabhängigkeitsliebe ging bei ihm so weit, daß sie in manchen Fällen einem Fehler gleichkam. Gegen Napoleon I. ließ er in der „Times“ mit so außerordentlicher Heftigkeit schreiben, daß der Kaiser ernstlich daran dachte, das Blatt zu verklagen. Seither hat die „Times“ den ersten Rang ununterbrochen behauptet, wenn auch ihr politischer Einfluß, namentlich im Auslande, in den letzten Jahren eine nicht unbeträchtliche Einbuße erlitten hat. Jetzt werden auf mehreren Walter-Pressen stündlich je 22—24000 Exemplare gedruckt.

Diese merkwürdigen, mit höllischem Lärm arbeitenden Maschinen sind eine Erfindung Walters des Dritten und werden im Gebäude der „Times“ erzeugt. Der am Printing House Square gelegene Riesenbau enthält Maschinenwerkstätten und Fabriken, abgesehen von den Redaktions-, Administrations-, Expeditions- und Druckereilokalitäten. Mit Ausnahme des Papiers wird alles, was im Hause ge-

braucht wird, im Hause hergestellt, sogar die elektrischen Lampen sowie die von anderen Zeitungen bestellten Walter-Pressen, von den Typen, den Setzmaschinen und den anderen Druckapparaten gar nicht zu reden. Wir finden hier eine Elektrotypie, ein elektrisches Laboratorium, eine Schriftgießerei, eine pneumatische Röhre zur Verteilung von Botschaften, Manuskripten und Bürstenabzügen, eine direkte Telephonverbindung zwischen dem Setzersaale und dem Hause der Gemeinen, eine andere zwischen der Administration und der Börse sowie den bedeutenden Annoncenbureaux in der City. Im obersten Stockwerk befinden sich Zeitungsmagazine; im nächsten stößt man auf zwei Küchen und zwei Speisesäle, für die Beamten des Etablissements einerseits, für dessen Setzer und sonstige Arbeiter anderseits bestimmt. Von dieser vortrefflichen Einrichtung wird der ausgedehnteste Gebrauch gemacht; hier erhalten die Angestellten zu möglichst geringen Preisen möglichst gut und billig zu essen. Eine Treppe tiefer liegen die großen, hohen, seit einigen Jahren elektrisch beleuchteten Setzerräumlichkeiten. Ein eigenes Zimmer ist dem Pariser Spezialdraht gewidmet; neben dem Telegraphenapparat steht ein Setzer, der die einlaufenden Depeschen sofort aufarbeitet; er setzt nach den blaugedruckten Streifen des Apparats. Die Verbindung mit der Volksvertretung ist seit der Erfindung des Telephons eine, wie schon erwähnt,

direkte. Der auf der Stenographengallerie sitzende Berichterstatter macht seine Notizen wie früher, und ein anderer spricht sie Blatt um Blatt ins Telephon der „Times“. in deren Setzerei sie empfangen und unmittelbar gesetzt werden. Später kommt das Originalmanuskript ins Korrektorenzimmer und wird mit dem Bürstenabzug des telephonischen Diktats verglichen. Die Redaktion nimmt das erste Stockwerk ein und steht durch einen eigenen Draht mit dem Reuter'schen Telegraphen-Korrespondenzbureau in direkter Verbindung. Das Erdgeschoß enthält die Administration, die Expedition, die Druckerei und die technischen Werkstätten. Ein Rundgang durch den Wohnsitz des „Donnerers“ ist höchst interessant. Als wir denselben gemacht hatten, wurden wir in unserer Meinung bestärkt, daß dieses Blatt mit all seinen von Printing House Square bis zu den äußersten Winkeln der Erde reichenden Verzweigungen und Einflüssen eines der modernen Weltwunder ist.

Das Einkommen des Hauptbesitzers der „Times“ muß ein fürstliches sein; wie viel muß diese Unternehmung einbringen, wenn schon der „Daily Telegraph“, der nur vier bis vier und einhalb Seiten Inserate hat, mindestens 120 000 Pfd. St. Reingewinn trägt, während das Walter'sche Blatt acht bis zwölf Seiten Anzeigen enthält, die höher im Preise stehen als die irgendeines anderen Tageblattes in Europa. Die Brutto-Einnahme eines Jahres

beläuft sich in neuerer Zeit auf ca. 1 1/4 Mill. Pfd. St. Schon 1830 bezahlte die „Times“ 70 000 Pfd. St. an Stempelgebühren; würde diese Abgabe noch bestehen, so hätte Walter jetzt das Siebenfache zu entrichten. Diese Ziffern mögen zur Beleuchtung der geschäftlichen Bedeutung der großartig organisierten Zeitung genügen. Dabei ist man in der Annahme von Inseraten wählerisch; was irgendwie zweifelhafter Natur, z. B. sogar die Ausschreibung einer Belohnung für die Vermittelung einer Stelle, wird zurückgewiesen; die „Times“ hat es „gottlob nicht nötig“.

III. Die Wochenschriften.

Vor etwa einem halben Jahrhundert zogen einige englische Philanthropen die Möglichkeit in Erwägung, die Gesellschaft durch Schaffung einer wohlfeilen Zeitungslitteratur — der sogenannten „Pennypresse“ — zu verjüngen. Diese Menschenfreunde bildeten sich ein, daß die Arbeiterklasse sich nach Kenntnissen sehne und daß der Befriedigung ihrer Sehnsucht nichts entgegenstehe, als die vom Fiskus geforderten Papier- und Zeitungssteuern. Diese Ansichten waren ein wenig zu rosig. Allerdings fand sich eine Anzahl von nach Fortbildung strebenden Arbeitern, aber dieselbe war unerheblich. In Anbetracht der anstrengenden Natur der Tagesarbeit kann die Zahl der wissensdurstigen Mitglieder des „vierten Standes“

stets nur eine kleine Minderheit vertreten, wenngleich diese seit Einführung des Schulzwanges in England (1870) wahrscheinlich stetig zunimmt. Kein Wunder, daß der von Lord Brougham und einigen Gleichgesinnten begründete „Verein zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse“ fehlschlug, und dasselbe gilt von den vielen im Laufe der letzten fünf Decennien ins Leben gerufenen, zumeist auch wieder eingegangenen „Mechanics' Institutes“ (Arbeiterbildungsvereine), deren Gründer ebenfalls voraussetzten, daß sich jeder Arbeiter leicht entschließe, gute Bücher zu niedrigen Preisen anzuschaffen.

Der wohlmeinende Brougham dachte an eine nichtpolitische Pennypresse. Die Erfahrung zeigt aber, daß die niedrigen Bevölkerungsklassen gerade die politischen Pennyblätter mit Vorliebe lesen, während die unpolitischen vom Mittelstand vorgezogen werden. Doch läßt sich da keine feste Regel aufstellen. Thatsache bleibt, daß der Absatz der überaus zahlreichen Organe, die um den Preis von 8½ Pfennigen verkauft werden, ein fabelhafter ist. In London allein werden wöchentlich sechs Millionen Exemplare nichtpolitischer Pennyzeitungen abgesetzt. Kaum eines dieser Preßerzeugnisse kann absolut korrupt genannt werden — dafür sorgt die energische Polizei; aber nicht wenige streifen hart die Grenzen des Erlaubten, während die übrigen sich zumeist einerseits durch greisenhafte Schwäche und kindische Wert-

losigkeit, anderseits durch unvernünftige Sensationshascherei auszeichnen und infolgedessen auf die Entwickelung der Denkkraft hinderlich einwirken. Gewöhnlich gilt das Lesen für eine geistige Beschäftigung, allein zur Lektüre und Verdauung der von den meisten unpolitischen Pennywochenblättern gebotenen Kost bedarf es keinerlei geistigen Anstrengung. Den betreffenden Lesern scheint es direkt darum zu thun zu sein, das Denken gänzlich zu vermeiden.

In einer Gruppe der Organe, die wir hier im Auge haben, spielt das religiöse Element eine ziemlich große Rolle; eine noch größere aber spielen darin die, der ungeheuern Verbreitung entsprechend, ungemein zahlreichen Inserate, namentlich Anzeigen von Geheimmitteln, deren nicht wenige von Dissidentengeistlichen — diese haben sich stets gerne auf den Arzt hinausgespielt — erzeugt und verkauft werden. Da begreift es sich leicht, daß Wesley schon im vorigen Jahrhundert es für notwendig hielt, seinen Predigern den „Verkauf von Pillen, Tränkchen und Balsamen“ zu verbieten! Drei dieser sogenannten „christlichen Zeitungen“ bringen neben frommen Erzählungen, politischen, litterarischen, kirchlichen Nachrichten 2c. allwöchentlich eine Predigt des bekannten Newyorker Geistlichen Dr. Talmage, andere zwei je eine Predigt des berühmten Londoner Baptisten-Seelenhirten Spurgeon, während ein sechstes die Kanzelreden Dr. Parkers, des freisinnigen Besitzers

einer „City-Temple“ genannten Kirche in der englischen Hauptstadt, veröffentlicht. Wie wirksam die Annoncen beim leichtgläubigen Publikum dieser halbreligiösen Blätter sein müssen, geht aus der Thatsache hervor, daß der Eigentümer eines Geheimmittels ein solches Blatt eigens zu dem Zwecke gründete, seinen Artikel regelmäßig und ausführlich anzeigen zu können, ohne sich in allzugroße Kosten zu stürzen. Eine der hieher gehörigen Zeitungen sucht durch sorgsame Pflege des Gebietes der Prophezeiung künftiger Ereignisse — auf Grund von Bibelstellen — zu glänzen.

Eine andere Gruppe von Penny-Wochenschriften ist in erster Linie der Verbreitung der Grundsätze der in England erfreulicherweise immer stärker um sich greifenden Mäßigkeitsbewegung gewidmet und beschäftigt sich erst in zweiter Linie mit der Befürwortung eines christlich frommen Lebenswandels; aber sie sind so langweilig geschrieben und redigiert, daß selbst diejenigen Arbeiter, denen sie von philanthropischen Vereinen oder Personen zum Geschenk gemacht werden, sie nicht lesen wollen. Die Arbeiter sind in gewisser Hinsicht die argwöhnischste, hochmütigste Bevölkerungsklasse. Sie wollen nicht offen gegängelt, nicht direkt belehrt sein; will man sie wie Kinder behandeln, so muß es mittelbar geschehen, so daß sie es nicht merken. Sehen sie, daß man mit hübschen Bildern und durchsichtig tendenziösen

Geschichten nach ihnen angelt, so werden sie leicht gegen die bezweckte Sache eingenommen.

Der größten Verbreitung erfreut sich zweifellos die belletristische Gruppe. Illustrierte Familienblätter vom Schlage der „Gartenlaube“, des „Daheim“ oder des „Über Land und Meer“ giebt es in England nicht und die guten, annähernd ähnlich redigierten nicht-illustrierten Organe kosten mehr als einen Penny. Von den Pennyblättern ist nur ein einziges halbwegs gut: der „Family Herald“, zugleich das älteste Mitglied dieser Gruppe. Die übrigen bieten nur Romane und Erzählungen der grellsten Art, die alle in den Kreisen der Aristokratie spielen. Schurkische Herzöge und Grafen wollen unschuldige Dienstmädchen, arme Künstlerinnen oder schöne Näherinnen verführen. Diese lassen sich aber nicht verführen und schließlich siegt die Tugend, während das Laster bestraft wird. Den Helden und Heldinnen werden die erstaunlichsten Fallen gelegt, blühendste Schilderungen aller Art und triviale Moralsprüche kommen haufenweise vor. Es wimmelt von Verbrechen, Lastern und Unglücksfällen. Jede Nummer enthält umfangreiche Fortsetzungen von zwei bis drei Romanen, sowie eine vollständige Novelle — außerdem werden häufig Extranummern mit abgeschlossenen größeren Erzählungen ausgegeben — ferner einen oberflächlichen Artikel über irgend einen Gegenstand von allgemeinem Interesse, dann Rätsel und schließlich

einige Spalten „Antworten der Redaktion". Dieser „Briefkasten" bildet der Hauptsache nach ein Heiratsvermittelungsbureau, denn das Publikum dieser Wochenschriften besteht zumeist aus Dienstmädchen, Lakaien, Commis, Arbeiterinnen und Handwerkern, die in dem Redakteur ihren Freund und Ratgeber sehen, der ihnen in allen Lebensverhältnissen — besonders aber bei der so wichtigen Suche nach Lebensgefährten und -gefährtinnen — an die Hand gehen muß. Die Verfasser der Belletristik, die sich in den Blättern dieser Gruppe findet, gehören zuweilen den niedrigeren Ständen an, und man kann sich leicht vorstellen, welch richtige Kenntnisse solche Dilettanten vom Wesen und Treiben der Aristokratie haben können. Hier und da erscheinen in einem oder dem andern dieser Blätter auch Aufsätze über die Mode.

Erheblich ist die Anzahl der Jugendzeitungen à 1 Penny. Es giebt ihrer etwa anderthalb Dutzend mit einem wöchentlichen Absatz von etwa 1 1/2 Millionen Exemplaren. Ein Drittel der Gruppe ist dumm und gemein, zwei bis drei sind geradezu schädlich. „Our Boys' Journal" z. B. ähnelt in nichts einem Blatte, das ein verständiger Vater seinen Söhnen ruhig in die Hand geben kann. In einer uns vorliegenden Nummer finden wir drei Erzählungen, deren erste eine ekelhafte Schilderung einer Rauferei im gemeinsamen Schlafzimmer einer Schule enthält. Die zweite beschreibt das Treiben eines

Leichendiebes und ist sogar mit einer bildlichen Darstellung dieses schönen Gegenstandes versehen. Die dritte ist ebenso blöd wie die zweite unschicklich ist. Noch mehrere andere für die Jugend bestimmte Preßorgane leben von Sensation und Schund, erfreuen sich „daher“ einer riesigen Verbreitung und richten viel Unheil an. Die Specialität des Blattes „The Young Men of Great Britain“ ist, daß ihre „litterarischen“ Lockmittel von einer Lotterie begleitet sind, in welcher Affen, Esel, Uhren, Velocipede, Papageien, Angeln, Bücher, Bilder u. s. w. gewonnen werden können. Die besten englischen Jugendblätter sind: „Union Jack“ (Die Nationalflagge), „Young Folks“, „Boys' Own Paper“ und „Girls' Own Paper“.

Oft genügt der Umstand, daß ein Pennyblatt sehr schlecht und wertlos sei, um demselben einen großen Absatz zu sichern. Am tiefsten stehen „Rag“ („Der Fetzen“, im Jargon der wandernden Fisch- und Obsthausierer geschrieben und fabelhaft blödes, sinnloses Zeug enthaltend), „Town Talk“ („Stadtklatsch“, sehr skandalsüchtig) und „Illustrated Police News“. Namentlich der letztgenannten Erscheinung begegnet man in jeder Ortschaft des Reiches. Diese Verbreitung bildet eine wahre Satire auf die berühmte „moderne Civilisation“. Die „Polizeizeitung“ bringt ausschließlich die peinlichsten Gerichtsfälle und Leichenschauberichte und giebt Bilder bei, die den Sinn der gedankenlosen Menge für das Gräßliche

und Abstoßende nähren; die Inserate sind geradezu sittenwidrig. Neben „Rag“ und „Town Talk“ — letzteres wird leider von einem Deutschen herausgegeben — zeichnen sich noch ein paar andere ähnliche Veröffentlichungen durch mehr oder minder versteckte Indecenz, durch Gedankenroheit und seichte Blödigkeit aus, ohne die geringste Belehrung zu bieten. So arg wie die französischen „pornografischen“ Zeitungen sind die englischen freilich noch lange nicht — dafür aber auch nicht so pikant — auch nicht so schädlich wie die frühere Penny-Raubritter-Kolportage-Schundlitteratur in Lieferungen — der technische Ausdruck dafür lautet „Penny Dreadfuls“ — die im Nebellande fast ausgestorben ist. Diese Romane zogen sich, je nach dem Absatz, in die Länge, waren trotz des niedrigen Preises sehr teuer, verdrehten ihrem stockunwissenden Leserkreis die Köpfe, hatten manches Verbrechen auf dem Gewissen und raubten, ohne über etwas zu belehren, die Zeit, die weit besser zum Spazierengehen oder Schlafen verwendet worden wäre. Tout comme chez nous, d. h. ebenso wie mancher deutsche „Kolportageroman“ es noch heutzutage thut.

Viel gesunder ist die politische Penny-Wochenpresse. Ein Teil derselben ist konservativ, die meisten jedoch stehen im Lager der Radikalen. Am verbreitetsten sind das hochdemokratische „Lloyd's Weekly London News“ (eine halbe Million Exemplare),

das freidenkerische „Weekly Dispatch“ und das wütend republikanische „Reynolds' Newspaper“. Der „Referee“ und die „Sunday Times“ zeichnen sich durch die große Aufmerksamkeit aus, die sie den Vorgängen auf der Bühne, in der Litteratur, in Sportkreisen und in der Musikwelt schenken. Hieher gehört auch der „Observer“, der allerdings drei Pence kostet und das vornehmste Organ dieser Art ist. Seine Specialität ist, daß er nicht — wie die übrigen ähnlichen Blätter — die Ereignisse der ganzen Woche rekapituliert, sondern sich auf die Nachrichten vom Sonnabend beschränkt. Er kann daher, statt ein Wochenblatt, eine Ergänzungsausgabe zu sämtlichen Tageblättern genannt werden. Diese erscheinen nur an Wochentagen, der „Observer“ (Beobachter), sowie die übrigen Blätter dieser Gruppe nur Sonntags. Hier wäre noch das Hauptorgan der britischen Atheisten, der ebenfalls Sonntags erscheinende „National Reformer“ zu nennen, der eine eigenartige Rolle spielt, in seiner Art vorzüglich ist und von dem berühmten „Eidverweigerer“ Charles Bradlaugh herausgegeben wird.

Unter den Wochenblättern, die mehr als einen Penny kosten und allgemeinen Inhalts sind, nehmen den höchsten Rang die Sixpenny-Organe „Saturday Review“ und „Spectator“, sowie die um drei Pence käuflichen Wochenausgaben der „Pall Mall Gazette“ und der „St. James's Gazette“ ein. Diese Blätter

ähneln inhaltlich der Berliner „Gegenwart“ und den Leipziger „Grenzboten“, sind aber weit umfangreicher und zur Hälfte mit ausführlichen Besprechungen der neuesten Bücher gefüllt. Sodann sind zu erwähnen die großen illustrierten Blätter „Graphic“, „Illustrated London News“ und „Pictorial World“; nach dem Muster des zweitgenannten wurden die Leipziger „Illustrierte Zeitung“, die Pariser „Illustration“ u. s. w. begründet. Die „Graphic“ und die „News“ erfreuen sich in den Ländern deutscher Zunge einer so großen Verbreitung, daß man sagen kann, die meisten deutschen Kaffeehaus- und Konditoreibesucher seien mit der Beschaffenheit dieser ebenso schönen wie verhältnismäßig wohlfeilen Journale vertraut. Wir brauchen daher nichts Näheres über sie zu sagen; wir wollen nur bemerken, daß die Unternehmungslust und Energie ihrer Leiter, die Schnelligkeit, mit der sie den Ereignissen folgen und die Höhe ihrer Auflagen gleich groß sind.

Der sich der „Gartenlaube“ nähernden, aber nicht illustrierten Blätter haben wir bereits gedacht; die bedeutendsten sind: das vor mehr als einem halben Jahrhundert als erstes Experiment dieser Art begründete „Chambers' Journal“ (Edinburg, 1 1/2 Pence) und das kurz darauf von Charles Dickens ins Leben gerufene „All the Year Round“ (London, 2 Pence). Sehr beliebt ist auch „Once a Week“ („Einmal Wöchentlich“).

Eine ganz neue Klasse von Zeitungen ist in London im Laufe der letzten zehn Jahre entstanden, die sogenannten „Gesellschaftsblätter“, die so heißen, weil sie für die „Gesellschaft“, d. h. die „höheren Kreise“ berechnet sind. Sie enthalten 8—16 Spalten kurzer Notizen — zumeist Nachrichten aus der Welt der „oberen Zehntausend“ — dann eine Reihe politischer, litterarischer, populärwissenschaftlicher, volkswirtschaftlicher, socialer und anderer Artikel in leichtem, plauderhaftem Ton, zuweilen pikante Pariser Korrespondenzen, Reiseschilderungen, Saisonbriefe von der Riviera u. drgl., endlich kurze Recensionen und Preischaraden. Das erste Blatt dieser Gruppe wurde im Frühling 1874 von dem Romanschreiber Yates unter dem Titel „World“ („Welt“) begründet und fand so großen Anklang, daß das bekannte Parlamentsmitglied Labouchere schon nach zwei Jahren die ganz ähnliche, oft etwas unverschämte, aber stets amüsante „Truth“ („Wahrheit“) ins Leben rief, die ihrerseits so erfolgreich war, daß bald eine ganze Reihe solcher Blätter entstand, deren jedes eine oder die andere Specialität kultiviert, im allgemeinen aber den übrigen gleicht. Der Preis dieser Zeitungen beträgt sechs Pence, nur „Society“ kostet bloß die Hälfte. Noch jetzt sind „World“ und „Truth“ die verbreitetsten und besten „Gesellschaftsblätter“. Von letzteren, sowie den illustrierten Sixpenny-Wochenschriften, den belletristischen Familienblättern und den leichteren

Monatsschriften erscheinen alljährlich je eine separate „Weihnachts-“ und eine „Sommer-“ oder „Feiertagsnummer“, die dann gewöhnlich doppelt so viel kosten wie die gewöhnlichen Nummern und oft in fabelhaften Auflagen abgesetzt werden. Der Verkauf der Weihnachtsnummer des „Graphic“ — an deren Herstellung, nebenbei bemerkt, jedesmal etwa zehn Monate lang gearbeitet wird — erreicht zuweilen eine halbe Million, im Jahre 1883 sogar 600 000 Exemplare. In Deutschland sind die „Illustrierte Frauenzeitung“ und die „Deutsche Illustrierte Zeitung“ unseres Wissens die einzigen Blätter, die den Versuch gemacht haben, die Sitte der „Weihnachts-Extranummern“ einzuführen, — mit welchem Erfolg, wissen wir nicht.

Jeder einzelne Bezirk Londons hat sein eigenes Lokalblatt, mancher Bezirk sogar zwei oder drei, und jedes dieser Sprengelorgane erscheint ein- bis zweimal wöchentlich. Aber es giebt keine einzige Zeitung, die die Lokalinteressen der gesamten Hauptstadt ausschließlich vertreten würde, während die englischen Provinzblätter den lokalen Nachrichten ebensoviel — sehr oft noch mehr — Aufmerksamkeit schenken wie die deutschen. Die Londoner Zeitungen beschäftigen sich vornehmlich mit den Angelegenheiten des Landes, des Reiches, der ganzen Welt; Lokalsachen müssen schon sehr wichtig sein, wenn sie Raum finden sollen. Von den zahlreichen Straßentragödien, von den vor den kleineren Gerichten verhandelten interes-

santen und seltsamen Fällen kommt nur selten etwas in die großen Blätter. Auch von den Verhandlungen der höheren Gerichtshöfe werden nur sehr spärliche Auszüge mitgeteilt und auch diese zumeist in der dem großen Publikum nicht sehr verständlichen Sprache der Lokalreporter; nur zu Verhandlungen von großen politischen oder socialen Skandalen oder sensationellen Verbrechen werden Special-Berichterstatter abgeschickt. Obwohl die Londoner Sprengelverwaltungen und die sogenannte „Hauptstädtische Bautenbehörde“ alljährlich über Summen verfügen, die dem Staatshaushalt manches deutschen Kleinstaates und manches europäischen Königreiches gleichkommen, findet sich in den dortigen Weltblättern nur selten eine karge Erwähnung über die Thätigkeit dieser Körperschaften. Gegenwärtig erscheinen 104 Lokalbezirksorgane; viele sind ausgezeichnet, die meisten anständig redigiert, was bei der großen Konkurrenz und der daraus folgenden Versuchung der Sensationshascherei und Skandalsucht viel heißen will. Neben der Mäßigung des Tones in der Besprechung lokaler Angelegenheiten sind diese Blätter auch wegen ihrer Ausschließung anstößiger Inserate zu loben.

Auffallend groß ist die Anzahl (fast 800) der wöchentlich erscheinenden Special- und Fachblätter, die meistens in den letzten vier Decennien entstanden und fast jede vorhandene Berufsklasse aller Gebiete vertreten; wie vollständig die Liste ist, geht daraus

hervor, daß es seit einigen Jahren sogar ein eigenes Organ („Centaur“) für die Interessen der Droschkenkutscher giebt. Eine große Rolle spielen natürlich die vielen Handels-, Finanz- und Gewerbejournale, die juridischen und medizinischen Fachblätter, die 24 Modezeitungen, die Organe der Theologen (45), der Temperenzler (38), der Sportsmen (18), die zahlreichen Litteraturblätter. Zu den letzteren zählt in erster Linie das weltbekannte „Athenaeum“, das Eigentum des Ex-Lokalverwaltungsministers Sir Charles Dilke, ferner dessen Konkurrenzblatt „Academy“ und die von sehr liberalen Dissidentengeistlichen geschriebene „Literary World“, welche hauptsächlich aus durch kritische Bemerkungen aneinander geknüpften Auszügen aus den neuesten Büchern besteht, also eine gewisse, wenn auch entfernte Verwandtschaft mit der Leipziger „Europa“ aufweist. Zu den Specialblättern gehören auch die Witzblätter, augenblicklich 36 an der Zahl; doch bildet diese Gattung von Preßerzeugnissen ein sehr schwankendes Element des Zeitungswesens; man hat berechnet, daß diese humoristischen Schöpfungen in England durchschnittlich acht Monate am Leben bleiben — mit sehr wenigen Ausnahmen, die die Regel bestätigen. In London selbst besteht bloß ein halbes Dutzend Witzblätter, von denen selbstverständlich der „Punch“ das beste und im Ausland bekannteste ist. Seine ständigen Mitarbeiter zeichnen sich durch freund-

schaftlichen Verkehr miteinander aus und bilden jetzt, wie zur Zeit der Begründung (1841), einen trauten intimen Kreis. Jeden Mittwoch kommen sie im Redaktionsbureau bei einem gemeinsamen Diner zusammen, um über den leitenden Karton für die nächste Nummer zu beraten. Jedes Mitglied dieses Zirkels schnitzt an seinem Platz seinen Namen in den Speisetisch, darüber thut nach seinem Austritt oder Tod sein Nachfolger dasselbe, so daß ein vollständiges Verzeichnis der Mitarbeiter entsteht. Als gut zu nennen sind neben dem „Punch“ noch „Judy“ und „Fun“.

Ehe wir von den Wochenblättern scheiden, müssen wir eines in London erscheinenden Unikums von einer Zeitung gedenken, über das im Ausland wohl noch nichts geschrieben worden sein dürfte. Dieses Blatt giebt nicht an, wieviel es kostet; es übt bei der Aufnahme von Nachrichten und Inseraten die strengste Umsicht, erscheint zweimal wöchentlich und nimmt keine Pränumeration entgegen, wenn die betreffende Person nicht das glaubwürdige Zeugnis beibringen kann, sie sei „zum Empfang des Blattes geeignet“. Diese Wunderzeitung heißt „Police Gazette“ („Polizeijournal“) und wird an die Leiter der Polizeiämter, sowie ans Hauptquartier jedes Militär- und Milizregiments gesandt. Der Inhalt ist kein sehr salonfähiger, aber ein nützlicher, wenn auch nicht fürs große Publikum direkt. Die für die Armee bestimmte

Ausgabe enthält eingehende Personenbeschreibungen von Deserteuren nebst allen erforderlichen Weisungen und Bemerkungen. Die Mitteilungen der anderen Ausgabe aus der Verbrecherwelt zerfallen in vierzig Abteilungen, die der Anzahl der „Verbrecherbewegungsbezirke“ entsprechen, in die das Land nach dieser neuen Polizeigeographie geteilt ist. In jedem einzelnen Falle wird ein Steckbrief samt Bildnis der „gesuchten Persönlichkeit“ gegeben, nötigenfalls detaillierte Schilderungen gestohlener, unterschlagener oder gefälschter Gegenstände, oft auch eine gedrängte Lebensgeschichte des betreffenden Zuchthauskandidaten. Dann kommen Rubriken mit „neuesten Nachrichten“, „Polizeikorrespondenzen“, Verzeichnissen von Verhaftungen, wiedererlangtem Gut, Ernennungen und sonstigen Veränderungen im Gebiete des Polizeiwesens. Ferner folgen Anzeigen von erledigten Stellen, Fragen und Antworten bezüglich der Rechte und Pflichten der Polizei, eine Liste von für die Auffindung verlorener Dinge und Tiere ausgeschriebenen Belohnungen, ebenfalls häufig von Illustrationen begleitet. Den Schluß bilden allgemeine Neuigkeiten und Inserate von polizeilichem Interesse. Bei dem Umstande, daß die englischen Gauner, Langfinger, Einbrecher, Mörder, Fälscher und Betrüger Anhänger der lykurgischen Lehre sind, es sei eine Schande, sich erwischen zu lassen, muß diese neuartige „Polizeizeitung“ hochwillkommen sein — freilich nicht denjenigen, die „darin stehen“.

IV. Eine „Skandal"—öse Parallele.

Vor einigen Jahren wurde vor einem Londoner Gerichtshof der bekannt gewordene Fall „Baker-Dickinson" verhandelt. Zwar ist diese Affaire von der gesamten englischen Presse sehr ausführlich besprochen und noch viel wichtiger gemacht worden als sie wirklich war, aber das verschwindet gegen den Spektakel und die Sensation, welche die Sache hätte machen können; und sie hätte es auch gethan, wenn nur, nun — wenn das britische Preßgesetz anders beschaffen wäre. Ungefähr zur selben Zeit ging auch in Amerika ein Prozeß zu Ende, ein großer Skandal zwar, aber kein größerer als der Baker'sche; und dennoch, wie ganz anders stellte er sich uns dar, — welche ungeheure Bedeutung ist ihm durch die Newyorker Presse verliehen worden! Wir meinen die Affaire des Pfarrers Beecher, für welche das Schlagwort „Beecher-Tilton" war. Als wir die Londoner Berichte über den Bakerfall lasen, fielen uns unwillkürlich die Berichte der Blätter der Yankee-Metropole über den Beecherfall ein und wir fanden es interessant, die Londoner und Newyorker Presse in diesem Punkte zu vergleichen. Und da muß vor allem sofort konstatiert werden, daß in den Augen der Gebildeten die Manier der englischen Blätter unbedingt den Vorzug vor der ihrer nordamerikanischen Kollegen verdient.

Wir thun am besten, im Laufe unserer Bemerkungen statt des Kollektivwortes „Newyorker Presse“ das wichtigste und in Bezug auf unser Thema — Skandal-Berichterstattung — bewundernswerteste aller transatlantischen Blätter zu substituieren, den „New York Herald“, der uns das Wesen der echten Yankee-Presse ganz vollkommen in sich zu verkörpern scheint. Nehmen wir nun an, die Affaire Dickinson hätte sich in den Vereinigten Staaten zugetragen. Würde der „Herald“ dieselbe löbliche, selbstverleugnende Diskretion und Schweigsamkeit beobachtet haben wie die britischen Zeitungen? Mit nichten; das würde dem Leiborgan Bruder Jonathan's ganz unmöglich gewesen sein. Alle an der Affaire beteiligten Personen wären äußerst genau „interviewt“ worden. Man hätte eine Liste der militärischen Heldenthaten des Obersten, sowie eine Aufzählung der Vereine und Klubs, deren Mitglied er ist, lesen können. Auch an einer erbaulichen Geschichte seines ganzen bisherigen Lebens hätte es nicht gefehlt. Und gar Miß Dickinson, die von ihm so schwer beleidigte Dame! Die wäre ein „fetter Bissen“ für die Herren Reporter gewesen! Ihre Familiengeschichte wäre bis ins kleinste Detail an die große Glocke gehängt, ihre persönliche Erscheinung nebst allem drum und dran Hängenden mit peinlicher Ausführlichkeit beschrieben, ihre vergangene und künftige sociale Stellung ganz ungeniert erörtert worden. Die Penny-a-Liner hätten auch dem Pro-

zesse fernerstehende Personen, z. B. die Freunde und Freundinnen der Klägerin und des Geklagten mit ihrem Besuche beehrt, um dann deren Ansichten und Erzählungen haarklein zu veröffentlichen. Wäre ihnen der Stoff eines Tages ausgegangen und eine Erschlaffung des öffentlichen Interesses an der Affaire zu befürchten gewesen, so hätten sie diese in scharfsinnigen, juristischen, kombinationsvollen Leitartikeln zu behandeln begonnen, bis wieder Pikanterien an die Reihe gekommen wären. Und wenn es an Thatsachen gemangelt hätte, würden die nie in Verlegenheit zu bringenden Herren die Lücke ganz einfach mit den lebhaften Gebilden ihrer so fruchtbaren Phantasie ausgefüllt haben.

Woher wir das alles wissen? Nun, es ist mit mathematischer Gewißheit zu schließen aus der ganzen Manier dieser Sensations-Süchtigen und speciell aus der Art und Weise, wie sie den Beecher-Skandal aufgegriffen haben: genau so wie wir soeben geschildert und noch weit staunenerregender. Diese Affaire wird überhaupt in den Annalen der Berichterstattungskunst mit goldenen Buchstaben glänzen. Was der „Herald“ darin geleistet, ist, wie die Wiener sagen, „schon das Höchste!“ An und für sich hat der ganze Fall nicht um ein Gran mehr Bedeutung als der Baker'sche, aber das Aufhebens, das damit gemacht wurde, bewirkte, daß er faktisch zu einer wichtigen nationalen Angelegenheit anschwoll. Schließ-

lich kam es so weit, daß die Jury nach der endlosen Schlußverhandlung ihr Beratungszimmer mehr denn acht Tage hindurch nicht verließ und dann erst zu dem Resultate gelangte, daß sie — zu keinem Resultate gelangen könne. Sie mußte unverrichteter Dinge auseinandergehen. Wenn man jedoch genauer zusieht, erkennt man sofort, daß die ganze Sache von A bis Z in einigen Tagen hätte erledigt werden können, ja vielleicht gar in einer Sitzung von der Dauer weniger Stunden. Das hätte aber den Herren J. G. Bennett und Konsorten schlecht gepaßt. Der famose Tichborne'sche Erbschaftsprozeß, der kurz vorher in London zu Ende gegangen war, bildete den Gegenstand ihres Neides, und sie wollten sich nun, als Herr Tilton Herrn Beecher verklagte, die Gelegenheit nicht entgehen lassen, einen gleich fetten Bissen zu erhaschen. „Der Bissen ist aber nicht so fett, ergo müssen wir ihn fett machen, indem wir ihn lange und gut mästen", argumentierten sie wahrscheinlich, und sie müßten nicht Die sein, die sie sind, wenn es ihnen nicht gelungen wäre, den Bissen — noch viel fetter zu machen. Und so wurde jener einfache Vorfall, der sich wegen seines unmoralischen Gehaltes gewiß am allerwenigsten zu einer übertrieben ausgedehnten Diskussion eignet, zwölf Monate lang tagtäglich von jedem Newyorker Blatt in drei, vier und mehr Spalten besprochen, und zwar auf so widersprechende und verwirrende Weise, daß es den Geschworenen wahrlich nicht zu

verargen ist, wenn sie die Schwierigkeiten, die sich ihrer Urteilsfassung entgegenstellten, nicht überwinden konnten. Es ist Thatsache, daß jeder, der sich mit der ganzen Geschichte näher beschäftigte, daraus merkwürdig wenig klug wurde. Nicht nur, daß man von all den Plaudereien, Klatschereien, Polemiken, Betrachtungen und Analysen der Zeitungen verwirrt werden mußte; nicht nur, daß man täglich erfuhr, wie Beecher aussah, von welcher Farbe die Haube seiner Frau war, welche Stimmung und Laune Tilton's Gesichtszüge zur Schau trugen . . . .; nein, das alles genügte nicht, sondern die Jury wurde auch genötigt, zu beachten und zu erwägen, was Herr Moulton von Beecher und was Herr Bowen von Tilton dachte, wie sich der „Herald“ über Moulton und wie sich Bowen über die „Tribune“ äußerte, was die Meinung der „New York Times“ über Frau Beecher und die der Frau Beecher über Moulton, Bowen, Tilton, den „Herald“ und die „Tribune“ war, wie . . . . u. s. w., u. s. w. All dies in Betracht zu ziehen, erfordert natürlich sehr viel Zeit, während die englischen Geschworenen geradezu aufgefordert werden, ihre Aufmerksamkeit nur auf ganz evidente Dinge zu beschränken.

Überhaupt ist die Behandlung solcher Sachen in England himmelweit verschieden von dem jenseitigen Modus, und im Vergleiche mit der Zungenfertigkeit der neuweltlichen Presse kann man die britische taub-

stumm nennen. Amerikanischerseits wird man vielleicht sagen, daß die englischen Blätter auf solche Fälle ebenso versessen sein würden. Aber das ist zu bezweifeln; wenn auch die Selbstverleugnung der Reporter auf harte Proben gestellt werden kann, so würden diese Proben gut bestanden werden. Beweis dessen der Tichborne-Prozeß, der doch wirklich sensationell war und jahrelang dauerte, von dem aber die heimische Presse lange kein solches Wesen machte, als die transoceanische.

Und die Gründe? Allerdings ist es teilweise auch Gewohnheit, daß die englischen Blätter so „tugendhaft" sind; aber zum weitaus größeren Teile ist es Notwendigkeit, d. h. Furcht vor dem Beleidigungsgesetze, welches ziemlich deutlich spricht. Die Zeitungen thun sich etwas darauf zu gute, daß sie niemals eine Meinung über einen in Schwebe befindlichen Fall aussprechen, aber immerhin verdrießt es sie gerade so sehr, daß sie das nicht thun dürfen; und wir denken, daß sie es ohne Zögern thäten, wenn sie sich nur getrauten, allerdings vielleicht nie in der echten „Herald"-Manier. Da aber die diesseitigen „Editors" nichts riskieren wollen, beschränken sie sich darauf, nur soweit zu gehen wie sie für gefahrlos halten; übrigens hauen sie sogar hie und da ebenfalls schon über die Schnur. So z. B. bedienten sich die „Times" während der Baker-Sache einiger Reporter-Ausdrücke, die in

ihren Spalten überraschten. Ja, es hat sogar in manchen Blättern noch vor der Verhandlung an Leitartikeln nicht gemangelt, allerdings nicht über den Fall selbst, sondern nur zum Falle, was aber keinen großen Unterschied macht. Jedoch zählt all dies nicht viel; es ist nur zahmes Gewächs gegen das wilde und üppige Unkraut da drüben in der Union.

Wie gesagt, — die Hauptursache ist, daß das englische Preßgesetz glücklicherweise auf gesunden Grundlagen beruht, während das der Vereinigten Staaten, respektive das des Staates New-York, theoretisch zwar mit dem britischen identisch, praktisch aber machtlos ist. Die dortige Presse erfreut sich allzu unbeschränkter Freiheit; es ist niemals üblich gewesen, Beleidigungsklagen zu erheben, wenigstens nicht gegen Zeitungen. Das ist eine Art Gewohnheitsrecht, und wir halten es für einen Vorteil, daß dasselbe in „Old England" nicht vorhanden ist, wenn wir bedenken, wie erpicht auch das britische Publikum auf Skandale ist, die sich für eine große Publicität nicht eignen.

V. Eine ge-„preß"-te Plauderei.

(Ende 1883.)

Als ob's an den mehr als achthundert Zeitungen und Zeitschriften, die in London erscheinen, nicht genug wäre, wird schon wieder eine neue Monats-

revue geplant; zur Entschuldigung dient der Umstand, daß es sich um eine Specialität handelt, die, wie betont wird, im Gebiete des Monatsschriftentums noch unvertreten ist. Die neue Erscheinung soll nämlich „ausschließlich der Pflege konservativer Principien gewidmet sein“, wobei unter „konservativ“ im Sinne der britischen Parteipolitik „torystisch“ zu verstehen ist.

Dieses Projekt versetzt uns im Geiste weit zurück in die Geschichte der englischen periodischen Litteratur. Es erinnert uns an jene längst vergangenen Zeiten, in denen die vielberufene „Edinburgh Review“ die Sonne des Whiggismus war, zu deren Verdunkelung die Tories die Revüen-Gegensonnen „Quarterly Review“, „Blackwoods Magazine“ und „Fraser's Magazine“ am Zeitschriftenhimmel erscheinen ließen. Später glichen sich die Gegensätze soweit aus, daß die „Edinburgh“ und „Fraser's“ in einen gemeinsamen Verlag übergingen; damals aber — in der Epoche, von der wir sprechen — waren die Parteigegensätze scharf ausgeprägt. Die große Mehrheit der Söhne Albions hing starr an ihren ererbten politischen Ansichten; man lehnte es ab, die Preßorgane einer andern Partei als der eigenen zu lesen; man verbannte sie aus seinem Stammklub; man mied die Lokale, in denen sie auflagen; kurz, man ging ihnen aus dem Wege, als wären sie ansteckende Krankheiten. Das Parteileben fand selbst in den Köpfen der Dichter einen Wiederhall. Walter Scott, Wordsworth, Southey,

Coleridge galten für felsenharte Tories und für getreue Anhänger der Staatskirche, während man in Byron, Keats, Moore, Shelley und Leigh Hunt Radikale und Atheisten sah. Es war gleichsam selbstverständlich, daß ein konservativer Recensent die neuen Gedichte eines whiggistischen Poeten „herunterreißen" mußte, wogegen die der liberalen Partei angehörenden Kritiker alle litterarischen Leistungen von torystischer Seite schlecht machten.

Eine solche politische Befangenheit auf unrechtem Flecke läßt sich der britischen Presse der Jetztzeit durchaus nicht nachsagen. Wie nun? Sollte das neue Unternehmen den Zweck haben, die alten Zustände wieder zu beleben? Der Prospekt besagt, es werde beabsichtigt, „das in den Reihen der Konservativen gegenwärtig brachliegende oder schlummernde litterarische und politische Talent zur Bethätigung zu bringen." Wie soll man sich dieses angebliche Schlummern und Brachliegen erklären? Während früher die Anonymität in der englischen Presse die Alleinherrschaft führte, sind in neuerer Zeit so zahlreiche Zeitschriften mit gezeichneten Artikeln erstanden, daß man meinen sollte, das Geräusch des Papiermessers müsse zur Erweckung des tiefstschlafenden Tory genügen. Die heutigen englischen Revüen sind mannigfaltig, abwechslungsreich und kosmopolitisch; auf sie findet Victor Hugo's Wort über Paris Anwendung: sie sind „eine immense Gastfreundschaft"; sie vertreten

seit einigen Jahren alle erdenklichen Nationen, Sekten, socialen Systeme, absonderlichen Anschauungen, kühnen Ketzereien u. s. w. Keiner noch so „grauen“ oder „wilden“ Theorie wird von den zeitgenössischen Monatsschriften, namentlich der Viermillionenstadt, Spielraum versagt; keine noch so fernliegende „verlorene Sache“ ist von der Besprechung durch Vertreter der verschiedensten Meinungen in einer und derselben Revüe ausgeschlossen. Kardinäle und Freidenker liefern Beiträge für eine und dieselbe Nummer; Artikel orientalischer Rebellen erscheinen friedlich unmittelbar neben solchen aus der Feder der englischen Generale, die dieselben Rebellen kurz vorher bekriegt und besiegt haben. Und solche Fälle sind durchaus nicht selten.

Angesichts dieser Thatsachen muß es, wie gesagt, wundernehmen, daß sich noch immer die Notwendigkeit herausstellt, unterdrückten Talenten Auswege zu bahnen. Anscheinend hieße eine neue Revüe begründen: Eulen nach Athen tragen. Vielleicht aber soll das Novum nicht nur in positiver, sondern auch in negativer Richtung eine neue Specialität sein? Dann wird der gesamte Inhalt der Monatsschrift durchweg „echtfärbig“ sein. Der torystische Familienvater wird diese auf dem Schreibtisch liegen lassen können, ohne befürchten zu müssen, daß sie etwas enthalte, wovor die Damen des Hauses religiös oder politisch erröten würden; im Gegenteil, er wird ihnen die Hefte direkt

in die Hand geben, da er wissen wird, daß sie von der reinsten, mit keinem Tropfen Liberalismus verfälschten Toryessenz durchtränkt sind. Zwar bieten auch die jetzigen Revüen dem Konservatismus recht viel Spielraum, allein nur mit liberaler Beimischung. Das soll eben in der neuen Zeitschrift anders werden. Sie gedenkt nicht nur in der Politik, sondern auf allen Gebieten konservativ zu sein, „denn", lesen wir im Prospekt, „der Streit zwischen dem Konservatismus und dem Radikalismus wütet in sämtlichen Gedankensphären und Wirkungskreisen." Demgemäß sind Artikel von der „richtigen" Sorte über „Kunst, Litteratur, Geschichte, Religion, Philosophie, Theaterwesen, Landwirtschaft, Sitten und Gebräuche" in Aussicht genommen.

Diese Eröffnungen erregen unser lebhaftes Staunen ob unserer Unwissenheit. Wir gestehen beschämt, keine Ahnung gehabt zu haben von der Zweiteilung all der angeführten Fächer, und wissen es den Verfassern des Prospekts Dank, daß sie uns über das Vorhandensein einer radikalen Kunst und einer konservativen Kunst belehren. Leider aber vergessen sie, hinzuzufügen, welche Kunst radikal, welche das Gegenteil ist. Woran erkennt man, ob ein Genrebild oder eine Aquarelllandschaft, die man besichtigt, gut torystisch ist oder nicht? Welches sind die Merkmale der beiden Schulen? Läßt sich eine liberale Kreidezeichnung etwa an dem Schwung der künstlerischen Auffassung

erkennen? Unter konservativer Philosophie ist wahrscheinlich die principielle Verwerfung der Evolutions-, der Keim- und aller anderen neuen Theorien zu verstehen. Das Drama ist ohne langes Nachdenken als Parteibehelf ganz gut denkbar. Der poëta laureatus Tennyson, jetzt Baron d'Eyncourt, hat ein verpfuschtes Drama geschrieben, in welchem er den religiösen Freidenkern in kindischster Weise die Hölle heiß macht. Ähnlich könnte ein torystischer Dramatiker ein politisch-konservatives Stück schreiben, dessen Held zuerst einen Klub der Whigs gründen, sich sodann dem Trunk ergeben, zunächst das Schenkmädchen seines Stammwirtshauses verführen, im Laufe der Zeit einen Geistlichen ermorden, schließlich an den Galgen kommen und vor seiner Hinrichtung die zeitgenössische Jugend ermahnen würde, sich sein Beispiel zu Herzen zu nehmen und in die Torypartei einzutreten. Das Schönste an dem neuen Unternehmen wird aber wahrscheinlich die Rubrik für echtkonservative Abhandlungen über „Lebensart" sein. Hier bietet sich nicht nur für litterarische Leistungen, sondern auch für persönliche Propaganda ein weites Feld. Hat doch schon Carlyle die feinen Manieren der britischen Aristokratinnen gerühmt; wie wär's, wenn die Projektanten der neuen periodischen Erscheinung in jeder größeren Stadt Akademien errichteten, an denen die unverheirateten Töchter der Marquis und Grafen die Lebensart der besten konservativen Gesellschaft un-

entgeltlich lehren würden? Dies wäre wohl das beste Mittel, die liberalen Klubs zu entvölkern und die ganze nächste Generation zur Torypartei zu bekehren; ja, dieses Hilfsmittel wäre sicherlich wirksamer als ein Dutzend Revüen.

Doch Scherz beiseite! Haben die Gründer nicht an die Möglichkeit gedacht, daß das an die moderne Vielseitigkeit der periodischen Presse gewöhnte Publikum die geplante Eintönigkeit bald satt bekommen könnte? Und haben sie den Ausspruch ihres Halbgottes Disraeli, daß „ein System, welches nicht vertragen kann, diskutiert zu werden, verloren" sei, vergessen? Eine Partei, die die offene, gemeinsame Arena scheut und sich eine eigene kleine Arena baut, auf der bloß ihre eigenen Ritter im Vollgefühl der Sicherheit einherstolzieren sollen, ohne einem Feinde zu begegnen, stellt sich ein Armutszeugnis aus, gegen das der erwähnte Staatsmann, lebte er, energisch protestieren würde.

Unter den Meereswogen.

Die „gütige und weise Fee Kultur", deren thatkräftiger Geist unaufhaltsam vorwärts dringt, hat einige ihrer größten Triumphe auf dem Gebiete der Ingenieurkunst gefeiert. Wir wollen hier nur an den Suezkanal, an den Panamakanal, an die Dampfmaschinen, an die „Times"-Pressen, an einige amerikanische Brücken und an die Themsetunnels erinnern. Hier wollen wir von einem neuen Wunderwerk der Technik sprechen, das im Prinzipe den letztgenannten Unternehmungen gleicht, in Wirklichkeit aber unendlich großartiger angelegt ist, denn es handelt sich nicht um einen Erddurchstich unter einem Flusse, sondern um einen solchen unter einem Meere, dem Kanal La Manche. Dieses kühne Projekt hat, seitdem es ins Stadium der praktischen Durchführung getreten, allenthalben so viel von sich reden gemacht, daß eine ausführliche, auf sorgfältigen Studien beruhende Dar-

legung aller Seiten desselben sicherlich auf Interesse stoßen wird.

1. Geschichte.

Die Idee, zwischen Albion und dem Lande der Gallier einen trockenen Verbindungsweg herzustellen, ist durchaus nicht neu. Schon vor achtzig Jahren — also zu einer Zeit, da man von den Eisenbahnen noch keine Ahnung hatte — faßte ein französischer Ingenieur den Gedanken, eine unterseeische Fahrstraße zu bauen. Die Reise sollte mit Hilfe von Vorspannpferden gemacht werden. Die Pläne wurden Napoleon, der zu jener Zeit erster Konsul war, vorgelegt und später im Luxemburgpalaste ausgestellt, sind aber unauffindbar in Verlust geraten. Kurz darauf projektierten verschiedene Franzosen die Legung ungeheurer Eisenröhren auf dem Meeresboden; andere befürworteten die Erbauung einer Brücke über den Kanal La Manche. Doch fanden diese Vorschläge keinen Anklang — auch die im Laufe der zwei letzten Decennien aufgetauchten zahlreichen, teilweise geradezu verblüffenden und höchst kostspieligen Pläne zu Röhrentunnels, Fähren, Brücken über das Meer, ja sogar durch dieses hindurch, wurden von der Mehrheit der Fachleute als unpraktisch verworfen und die Sache ruhte, bis Thomé de Gamond um die Mitte der dreißiger Jahre das Studium derselben zur Hauptaufgabe seines Lebens

machte. Anfänglich befürwortete er Röhren, später jedoch entschied er sich für einen unterseeischen Tunnel. Er opferte sein Vermögen für Messungen, Sondierungen und Bohrungen, die ihn die Wahrscheinlichkeit feststellen ließen, daß ein Durchstich herstellbar sei. Er bemühte sich eifrig für die Verwirklichung seiner Lieblingsidee. 1857 kam er nach England, erläuterte seine Pläne den hiesigen Ingenieuren und hatte Unterredungen mit dem Prinz-Gemahl und dem Premierminister Lord Palmerston; während der letztere von dem Projekt ebensowenig wissen wollte wie von dem Suezkanal — er war bekanntlich ein strenger Verfechter der Isolierung Englands —, legte der deutsche und daher kosmopolitische Gatte der Königin die lebhafteste Teilnahme dafür an den Tag; dasselbe gilt von Viktoria, welche sagte: „Wenn der französische Ingenieur den Tunnel zustande bringt, werde ich ihm meinen Segen in meinem Namen und dem aller Damen Englands geben.“ Gamond nahm seinen Gegenstand so ernst, daß er zu wiederholten Malen auf den Meeresgrund hinabstieg, um sich über dessen geologische Beschaffenheit genau zu unterrichten; als er dies zum letztenmal that, wäre er beinahe ums Leben gekommen, denn fleischfressende Fische setzten ihm so sehr zu, daß er fast das Bewußtsein verlor und nur mit genauer Not dem Tode entrann. 1856 ließ Napoleon III. die Gamond'schen Pläne durch eine wissenschaftliche

Kommission prüfen, welche beantragte, daß, da Gamond's Schlußfolgerungen ganz plausibel seien, die beiden Regierungen auf gemeinsame Kosten einige Versuchstunnelierungen vornehmen lassen mögen, damit die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit der praktischen Durchführbarkeit des Projektes ermittelt werde. Doch wurde nichts daraus und auch die Zurschaulegung der Gamond'schen Zeichnungen auf der Pariser Weltausstellung von 1867 führte zu keinem unmittelbaren, greifbaren Ergebnis.

Mittlerweile hatte sich der ausgezeichnete englische Ingenieur Sir John Hawkshaw auf die Untersuchung der Schichtenbildung unter dem Kanal La Manche verlegt und durch, auf Kosten einiger reicher Männer vorgenommene Bohrungen die Frage so weit vorwärts gebracht, daß sie öffentlich besprochen werden konnte. Auch prüfte er mit Hilfe eines eigens ersonnenen Apparates den Meeresboden an zahlreichen Stellen. Er gelangte nach alledem zur Überzeugung, der Tunnel könne höchst wahrscheinlich hergestellt werden; von den Details werden wir später sprechen, wenn wir die technische und geologische Seite der Sache vorbringen. Gleichzeitig beschäftigte sich mit dieser der bedeutende Wrexhamer Minentechniker William Low, der der praktischen Seite einen erheblichen Aufschwung gab und namentlich der so wichtigen Lüftungsfrage Aufmerksamkeit schenkte, — ein Punkt, der bislang nur ganz unbe-

friedigend behandelt worden war. Low schlug vor, es mögen zwei separate Tunnels gebohrt werden, deren einer den andern ventilieren sollte; dieser Plan beruht auf dem in allen Kohlenbergwerken angewandten Prinzip der Zugerzeugung behufs Lüftung. Diese zwei Tunnels sollten vorläufig einen kleinen Durchmesser haben; nachdem durch ihre erfolgreiche Vollendung die Möglichkeit des ganzen Unternehmens unwiderleglich dargethan worden wäre, sollten sie nachträglich auf den für den Eisenbahnverkehr erforderlichen Umfang ausgeweitet werden. Low legte seine Denkschriften und Zeichnungen 1867 Napoleon III. vor, der ihn lebhaft ermunterte, der Angelegenheit eifrig nachzugehen. Low that sich zu diesem Zwecke mit Thomé de Gamond und James Brunlees zusammen und es gelang ihnen, einen englischen und einen französischen Durchführungsausschuß — mit Lord Richard Grosvenor, bezw. dem berühmten Volkswirt Michel Chevalier an der Spitze — zustande zu bringen. Diese Komitees konnten dem Kaiser schon im Juni 1868 praktische, greifbare Pläne unterbreiten, die die französische Regierung auf Wunsch Napoleons einer Prüfungskommission überwies, welche über die mutmaßlichen Schwierigkeiten und die von einer glücklichen Überwindung derselben zu erwartenden Vorteile einen höchst unparteiischen Bericht erstattete. Im Prinzip sprach sie sich für den Bau des Verbindungstunnels aus,

über die Frage jedoch, ob der Staat es riskieren solle, die von den Förderern erbetene Zinsengarantie zu übernehmen, gingen die Ansichten auseinander. Auch die Mitglieder der Staatsbehörden für die Verwaltung der Straßen, Brücken und Minen konnten sich über diesen Punkt nicht einigen.

Unterdessen war das Jahr 1870 herangerückt. Bekanntlich hatten die Franzosen um jene Zeit etwas Dringenderes zu thun und erst 1872 tauchte der Kanaltunnel wieder auf. Damals wurde in London eine Aktiengesellschaft begründet, die den Titel „Kanaltunnel-Kompagnie" annahm und deren Präsident noch jetzt der vorhin genannte Lord ist. Sie beabsichtigte, einstweilen ein Kapital von 80 000 Pfd. St. aufzubringen, um auf eigene Rechnung die wünschenswerten praktisch-technischen Vorarbeiten ausführen zu können. Gleichzeitig setzte Lord R. Grosvenor sich wieder mit der Pariser Regierung in Verbindung, denn in England hätte sich ja nichts machen lassen, falls das Projekt nicht auch seitens der befugten französischen Behörden gebilligt und gefördert würde. Das Ministerium, dem auch noch andere Pläne ähnlicher Natur vorgelegt worden waren, ließ sie allesamt von einer neuen technischen Kommission prüfen. Die Brücken, Fähren, Röhren u. dgl. wurden ohne weiteres verworfen; desgleichen mehrere Tunnelprojekte, die teils zu vag waren — wie z. B. das Austin'sche, dessen Kosten sich überdies auf 17 Mill.

Pfd. St. veranschlagten — teils auf irrigen geologischen Voraussetzungen beruhten, wie das Remington'sche (Kosten allerdings bloß 7 Mill. Pfd. St.). Nur der ursprünglich von Low und Gamond begonnene, dann von Hawkshaw und Brunlees verbesserte Plan, der unter der Ägide Grosvenors und des Hauses Rothschild stand, wurde beachtenswert gefunden. Auch 73 französische Handelskammern, die man zu Rate zog, erklärten sich zu gunsten dieses Projektes. Nachdem noch verschiedene Ausschüsse und Behörden ihre Meinung abgegeben hatten, kam die Kommission in ihrem Berichte wesentlich zu dem Schlusse, daß das Unternehmen wünschenswert sei und die Regierung die Vornahme der nötigen Vorarbeiten bewilligen möge; sobald die Durchführbarkeit des Ganzen erwiesen und die Regelung der politischen Punkte der Frage zwischen den Verwaltungen der beiden Staaten erfolgt sein werde, wäre eine definitive Konzession zu erteilen; natürlich müßte dieser endgültigen Erledigung ein entsprechendes Übereinkommen zwischen einer englischen und einer französischen Tunnelgesellschaft vorhergegangen sein. Im Oktober 1874 begann die Pariser Regierung mit der Londoner zu unterhandeln. Das Disraeli-Ministerium erklärte, an der öffentlichen Nützlichkeit einer Landverbindung zwischen den beiden Reichen vermittelst eines Tunnels könne kein Zweifel herrschen und es wolle dem Grosvenor-Chevalier'schen

Projekte keinerlei Hindernis in den Weg legen, falls man auf jedwede Staatshilfe — sei es eine Garantie, ein Darlehen oder eine Subvention — verzichte. Anfangs 1875 schloß der französische Arbeitsminister mit der mittlerweile begründeten französischen Tunnelgesellschaft ein vorläufiges Übereinkommen, auf Grund dessen die Nationalversammlung im August desselben Jahres — die Regierungsverhandlungen waren unterdessen zum Abschluß gelangt — einen Gesetzentwurf annahm, dessen Hauptpunkte folgendes besagten: Die Gesellschaft verpflichtet sich, binnen fünf, eventuell acht Jahren auf französischem Gebiete mindestens 2 Millionen Franken für Untersuchungen, Experimente u. s. w. auszugeben. Nach Ablauf dieser Zeit hat die Gesellschaft das Recht, entweder das Unternehmen fahren zu lassen oder die definitive Konzession zu nehmen. Vorher muß sie mit einer ähnlichen englischen Gesellschaft ein Übereinkommen getroffen haben, welches die gemeinsame Herstellung und den gemeinsamen Betrieb des künftigen Unternehmens nach gleichmäßigen, den Gesetzen beider Länder entsprechenden Regeln und Grundsätzen sichern müßte. Die Arbeiten müssen binnen 20 Jahren, vom Tage der definitiven Konzessionierung an gerechnet, vollendet sein. Die Konzession wird auf 99 Jahre erteilt und die Regierung verpflichtet sich, 30 Jahre hindurch — von der Vollendung an gerechnet — kein Konkurrenzprojekt zu konzessionieren. Die Regierung hat

das Recht, den Tunnel bei dem Staate drohender Gefahr zeitweilig verkehrsunfähig zu machen, ohne die Gesellschaft pekuniär entschädigen zu müssen, wohl aber ist sie bereit, die Dauer des Monopols um einen entsprechenden Zeitraum zu verlängern. Unterläßt es die Gesellschaft, eine oder die andere Bestimmung der Konzessionsurkunde zu erfüllen, so verliert sie die Konzession und der Staat tritt in alle ihre Rechte ein. Alle Verteidigungswerke und andere Sicherheitsmaßregeln sind von der Gesellschaft auf eigene Kosten beizustellen.

In derselben Woche wurde ein im großen und ganzen ähnliches Gesetz vom englischen Parlament geschaffen. Allein es geschah nichts, denn ohne Geld lassen sich bekanntlich keine großen Sprünge machen, und es gelang der englischen Kompagnie nicht, das für die Vorarbeiten nötige Kapital zusammenzubringen. Das Haus Rothschild und die nahe interessierte London-Chatham-Doverer Bahngesellschaft erklärten sich bereit, je 20 000 Pfd. St. zu zeichnen, falls die noch fehlenden 40 000 Pfd. St. anderweitig aufgetrieben werden könnten. Es liefen aber nur 3—4000 Pfd. St. ein. Dieser Mißerfolg hatte zwei Ursachen: erstens setzte das Publikum damals noch zu wenig Vertrauen in die Ausführbarkeit des Unternehmens; zweitens lehnte die andere nahe interessierte Bahnkompagnie, die englische Südostbahngesellschaft, es ab, sich den Förderern des Hawkshaw-Brunlees'

schen Planes anzuschließen, weil ihre Ingenieure der Ansicht waren, daß die von der Kanaltunnel-Kompagnie in Aussicht genommene Trace oder Strecke nicht die richtige sei, sondern eine falsche, d. h. geologisch schlecht und finanziell kostspieliger. Diese Uneinigkeit der Fachleute hatte zur Folge, daß die ganze Angelegenheit vollständig ins Stocken geriet. Weder auf französischer noch auf englischer Seite geschah etwas seit 1876, und wer weiß, wie lange es gedauert hätte, bis die Geschichte wieder aufgetaucht wäre, würde nicht ein energischer Mann, der Präsident der Südostbahngesellschaft, Sir Edward Watkin, sich in Gemeinschaft mit den Ingenieuren Brady, Sir Fred. Bramwell, dem bereits mehrfach erwähnten Low, dem Obersten Beaumont u. a. zu einem entschlossenen Durchhauen des gordischen Knotens aufgerafft haben. Nachdem man ein volles Lustrum nichts mehr vom Kanaltunnel gehört, faßte die genannte Bahngesellschaft auf Anregung ihres Vorsitzenden 1881 den Beschluß, die Vorarbeiten auf eigene Rechnung und Gefahr zu veranlassen. Kaum hatte das Parlament die Erlaubnis dazu erteilt, erwarb die Südostbahn ein angemessenes Stück Landes und begann drauf loszuarbeiten. Nach wenigen Monaten waren die Bohrungen mit überraschend günstigem Resultate so weit gediehen, daß es leicht fiel, anfangs 1882 eine Aktiengesellschaft zu bilden, die von der Südostbahn das Grundstück, die Maschinen

und die begonnenen Vorarbeiten übernahm und das zur Weiterführung erforderliche Kapital — etwa 250 000 Pfd. St. — beistellte.

Ehe wir die historische Seite der Angelegenheit weiter verfolgen, wird es sich empfehlen, von der Herstellung, dem Betrieb, den Vorteilen, den angeblichen Gefahren und den mutmaßlichen Aussichten der Eisenbahn unter der Meerenge zu sprechen.

2. Schichte und Strecke.

Wir haben vor uns eine Reihe von in den verschiedensten Blättern erschienenen Artikeln aus dem vorigen Decennium, in denen die geplante unterseeische Eisenbahn als ein Ding der Unmöglichkeit hingestellt wird. Nicht nur Ingenieure, sondern auch Geologen zweifelten an der Ausführbarkeit der Idee. Die „Pall-Mall-Gazette“ schrieb im März 1876: „Es ist höchst wahrscheinlich, daß in der unbekannten Region, in die man eindringen will, unüberwindliche Schwierigkeiten sich darbieten werden. . . . Es ist sehr fraglich, ob die Sache je so weit kommt, daß wir es nötig haben werden, die Ventilationsfrage in Betracht zu ziehen.“ Mr. Bishop bemerkte um dieselbe Zeit in seiner Broschüre „Die Kanaleisenbahn“, es werde schwerlich gelingen, Licht und Luft zu schaffen und die Gefahr eines Einsturzes oder einer Überschwemmung werde mit dem Fortschreiten der Arbeiten steigen. Gar mancher, der jetzt die

Erbauung des Tunnels für sehr leicht hält, hielt sie vor wenigen Jahren für unmöglich. Die wichtige Frage: „Kann der Tunnel gemacht werden?“ läßt sich nicht länger mit „Nein“ beantworten. Schon längst giebt es erhebliche Strecken Kohlengruben unter dem Meere, manche davon nur wenige Fuß unter dem Seeboden, ohne daß sie eingestürzt oder überschwemmt worden wären. Die Leistungen der neuen „Submarin-Kontinental-Eisenbahngesellschaft“ haben bewiesen, daß auch der geplante Tunnel verhältnismäßig leicht herzustellen ist, leichter als die vor kurzem in Angriff genommene Brücke über die Meerenge von Forth, die jedenfalls größere technische Geschicklichkeit in Anspruch nehmen wird als der unterseeische Tunnel nach allem, was man jetzt weiß. Das vollkommene Gelingen hängt einzig und allein von der vollkommenen Richtigkeit der geologischen Voraussetzungen der Unternehmer ab; wir sagen „vollkommene Richtigkeit“, denn die höchste Wahrscheinlichkeit der Richtigkeit ist bereits unwiderleglich dargethan. Welches sind diese Voraussetzungen, die mit den Vorbedingungen für die erfolgreiche Durchführung des Projektes identisch sind?

Die Breite des Kanals La Manche variiert in seiner Ausdehnung vom Lizard bis zum nördlichen Vorland zwischen 10 und 20 geographischen Meilen; eine Ausnahme macht nur der Längestreifen von Calais bis Boulogne auf französischer, von Dover

bis Hythe auf englischer Seite; derselbe ist bloß 4—5 Meilen breit. Schon aus diesem Grunde — und überdies auch weil die nahe interessierten Eisenbahnlinien auf diesem Streifen auslaufen — wäre der letztere die geeignetste Strecke für den unterseeischen Tunnel. Besitzt die Schichtenbildung an dieser Stelle aber auch die wünschenswerten Eigenschaften? Findet sich ein Gestein, das wasserfrei und wasserdicht ist, sich leicht schneiden oder bohren läßt, genügende Haltbarkeit aufweist und dabei nicht zu tief liegt? Die Antwort ist: Glücklicherweise ist ein solches günstiges Material vorhanden. Bekanntlich befinden sich an den beiderseitigen Küsten des Kanals Kreidefelsen, die sich in beiden Ländern noch ein gut Stück landeinwärts erstrecken. Nun giebt es zweierlei Kreideformationen: die obere oder weiße Kreideschichte und die untere oder graue. Beide sind gleich haltbar; die graue ist aber leichter schneidbar, weil sie nicht, wie die weiße, mit Feuerstein durchsetzt ist; und was das Wasser betrifft, so läßt sich sagen, daß die weiße Kreide das wasserreichste Material ist — viele Städte beziehen ihr Wasser ausschließlich aus diesem — während die untere Kreide sich durch große Wasserfreiheit und Wasserdichtigkeit auszeichnet, denn sie ist stark lehmhaltig und läßt sich zu einer vollkommen wasserdichten Füllerde verarbeiten; Sir Fred. Bramwell nennt sie „einen ungebrannten natürlichen Portlandcement“. Da die Devise der In-

genieure lautet: „Man finde die graue Kreide und folge ihr“, so ist es einerseits offenbar, daß die geologischen Verhältnisse dem Zukunftstunnel von vornherein sehr günstig sind, anderseits aber entsteht die Frage, ob dieses gute Material auch auf der ganzen Strecke ununterbrochen vorhanden ist oder etwa nur auf den beiderseitigen Ufern. Nun denn, nach dem heutigen Stande der Geologie läßt sich mit der höchsten Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die graue Kreide sich unter dem ganzen Kanal hinzieht. Mit absoluter Gewißheit freilich kann dies selbstverständlich niemand behaupten; aber die Wahrscheinlichkeit ist so groß, daß die Watkin'sche Gesellschaft daraufhin sich ans Werk wagte und — „dem Wagenden ist oft Fortuna hold“ — die fertiggestellten zwei Kilometer Tunnel bestätigen die Aussprüche der Geologen. Allein wenn sich im künftigen Verlaufe der Arbeiten zeigen sollte, daß die Kreideschichte mit Rissen oder Spalten versehen ist, die das Wasser einlassen würden, falls man auf sie stieße, — was dann? Darauf antworten die hervorragendsten Fachmänner, es sei kaum möglich, daß solche Störungen vorhanden sind, denn wenn sie auch zu Olims Zeiten vorhanden gewesen sein mögen, so müßten sie infolge der Wasserdichtigkeit der unteren Kreide längst eingetrocknet sein; überdies ist es Thatsache, daß sich das unbewegliche Gestein auf jedem Meeresgrund mit einer Lage von Muscheln und Pflanzen bedeckt,

die im Laufe der Zeit so fest wird, daß sie aller Voraussicht nach die Spalten und Risse verstopft und den Zufluß des Wassers wirksam verhindert. Dies erklärt auch den Umstand, daß die unterseeischen Kohlengruben, selbst wenn sie nur durch dünne Decken vom Meere getrennt sind, fast gar nicht vom Wasser belästigt werden. Nehmen wir jedoch mit den Pessimisten an, man werde auf solche Störungen stoßen und es mit großen Wassermengen zu thun bekommen, — so finden wir, daß die Ingenieure auch in diesem Falle nicht in Verlegenheit wären, denn sie besitzen verschiedene Wege und Mittel, die es ermöglichen würden, die Risse oder Spalten unschädlich zu machen und sie so zu behandeln, daß der Tunnel ihnen zum Trotz weitergebaut werden könnte, ohne daß die Arbeiter ertrinken müßten oder das Wasser den Betrieb der Eisenbahn stören würde.

Wir sehen also, daß die geologischen Schwierigkeiten so gut wie überwunden sind. Nun fragt es sich zunächst, in welcher Tiefe die wertvolle graue Kreideschichte liegt, denn von der Tiefe hängt viel ab. Käme es einzig und allein auf absolut verläßliches Gestein an, so brauchte man nur bis auf die sogenannten „paläozoischen“ (urweltlichen) Felsen hinabzusteigen; dann wäre man auf ebenso sicherem Boden, wie im Mont Cenis. Aber man müßte so tief hingabsteigen, daß es entweder unmöglich oder doch ungeheuer kostspielig wäre, angemessene Zugänge und

Steigungen herzustellen. Die graue Kreide liegt glücklicherweise minder tief. Der Kanal La Manche hat an seiner tiefsten Stelle auf der für den Tunnel geeigneten Strecke keine größere Tiefe als 57 Meter — also kaum die Hälfte der Höhe des Kölner Doms oder des Wiener Stephansturms — beim höchsten Wasserstand. Die unterseeische Kreideschichte ragt auf beiden Ufern an gewissen Stellen empor und ist auf der französischen Seite 480, auf der englischen 295 Fuß tief. Da für den Tunnel ein Diameter von nur 14 Schuh in Aussicht genommen ist, böte die graue Kreide somit reichlich Raum selbst für eine ganze Reihe von Tunnels, um so eher, als der Längestreifen, welcher die graue Kreide zu Tage treten läßt, über vier Kilometer mißt.

Was nun die Route betrifft, die für den Tunnel am geeignetsten wäre, so hat sie zu Streitigkeiten zwischen den „Gelehrten“ Anlaß gegeben. Die Ingenieure der älteren Kanaltunnelgesellschaft beabsichtigten von jeher, den Tunnel von der Sankt-Margaretenbucht in England bis nach Sangatte in Frankreich zu bohren; sie dachten nämlich irrtümlich: „Die graue Kreide läßt sich an beiden Küsten nur durch die weiße erreichen.“ Sie scheinen nicht gewußt zu haben, daß erstere bei Folkestone frei daliegt. Als dies dargethan wurde, änderten sie ihre Trace einigermaßen, aber noch immer nicht zur Zufriedenheit der Ingenieure der Südostbahn, welche

sich für Folkestone entschieden und durch ihre thatsächlichen Leistungen bewiesen, daß sie unzweifelhaft im Rechte sind, womit übrigens nicht gesagt ist, daß das Grosvenor'sche Konsortium mit seiner neuen Route unrecht hat. Der Watkin'sche Tunnel, soweit er gediehen, befindet sich etwa 50 Meter unterhalb des Punktes, an dem das günstige Bohrmaterial zwischen Dover und Folkestone frei zu Tage tritt. Es ist das gewiß keine große Tiefe — ursprünglich hieß es, man müsse der Sicherheit halber 400 Fuß tief hinabsteigen — aber sie genügt vollkommen und man ist nicht auf Wasser gestoßen, so daß man vertrauensvoll erwartet, alles würde auf der ganzen Strecke glücklich ablaufen. Hätte man den Tunnel aber bei der Margaretenbucht begonnen, so hätte man, um zur unteren Kreideschichte zu gelangen, die ganze obere durchbohren müssen, und das hätte ungeheuer viel Zeit und Geld für Wasserauspumpungszwecke erfordert, während sich all dies als überflüssig erwiesen hat.

3. Die Herstellungsweise.

Die untere Kreide ist nicht nur wasserfrei, sondern auch ungemein leicht zu schneiden, unendlich leichter als das harte Gestein des Mont Cenis oder des Gotthard. „Wenn wir beauftragt gewesen wären, ein uns passendes Material selber herzustellen," sagte ein Ingenieur, „wir hätten kein geeigneteres schaffen

können.“ Zwei Truppen von je sechs Arbeitern könnten den Tunnel, wenn sie in England und Frankreich gleichzeitig begännen, in 9¼ Jahren mit der Spitzaxt vollenden. Selbst mit dem Federmesser ließe sich der Tunnel herstellen. Es bedarf da nicht, wie bei den großen Bergtunnels, des Dynamits, überhaupt keinerlei Sprengungen. Will man rasch vorwärts kommen, so muß man mit Maschinen arbeiten. Hawkshaw und Brunlees beabsichtigten, mit der von Dickensen Brunton erfundenen „Tunneling Machine“ zu bohren, die den von ihr ausgeschnittenen Schutt gleichzeitig auf eine lange Fläche wirft, auf der er von dem nachkommenden Schutt so lange vorwärts geschoben wird, bis er in die bereit stehenden Karren fällt. Die Ingenieure der Submarin-Kontinental-Eisenbahngesellschaft jedoch entschieden sich für eine neuere Erfindung des Obersten Beaumont und des Hauptmannes English: eine kreisrunde eiserne Scheibe von demselben Durchmesser, den der Tunnel haben soll, schnitt die Kreide mit einer Raschheit und Genauigkeit, die man sehen muß, wenn man davon eine Vorstellung haben will. Getrieben wurde diese Scheibe von einer auf der Oberfläche der Erde stehenden mächtigen Maschine mit komprimierter Luft. Auf ein Signal hin setzt diese Maschine die Scheibe in Bewegung, und sie würde es auch können, wenn der Tunnel noch so weit vorgeschritten wäre. Wieso das geschieht? Nachdem

Komprimierpumpen die Maschine mit gehörig zusammengedrückter Luft versehen haben, dringt diese durch Röhren bis zur Bohrscheibe vor. Es liegt zufällig in der Natur der Sache, daß die komprimierte Luft gleichzeitig auch den Tunnel ventiliert, und zwar so gründlich, daß die zwei daselbst beschäftigten Arbeiter — denn mehr als zwei kamen nicht zur Verwendung — eine tadellose Luft atmeten. Benutzte man dagegen eine Dampfmaschine — und eine solche müßte unten stehen, nicht oben — so würde die Luft noch verschlechtert; die anderen Methoden, durch die die Bohrscheiben noch getrieben werden könnten — Elektricität, Wasserkraft u. s. w. — würden die Luft zwar nicht verschlechtern, aber auch nicht verbessern, und darum empfiehlt sich die komprimierte Luft am meisten; sie ist auch beim Bau der Tunnels durch den Mont Cenis und den Gotthard, sowie anderweitig vielfach in Gebrauch gezogen worden, auch unterirdisch wiederholt und stets mit dem besten Erfolge.

Die beim Tunnelbau in Verwendung gestandene Maschinerie bohrte bei einer Thätigkeit von sechs Tagen à 24 Stunden — Sonntags wird in England nicht gearbeitet — wöchentlich ungefähr 100 Meter aus, was immerhin schon sehr viel ist; doch war bereits eine andere Maschinerie geplant, mit deren Hilfe in derselben Zeit 140—150 Meter hätten tunneliert werden können. Einstweilen bohrte man

einen Durchstich von sieben Schuh Durchmesser. Wird derselbe einmal von einem Ufer bis zum andern fertig — die ganze Strecke würde, die notwendigen Steigungen und Landzugänge inbegriffen, etwa 38 Kilometer lang sein — so daß es klar wird, es seien keine geologischen Hindernisse vorhanden, dann würde man eine größere Maschine aufstellen und eine Scheibe von 14 oder 15 Schuh Durchmesser anlegen. Sollte es der Verkehr im Laufe der Zeit erfordern, so wird man den Tunnel nach Belieben erweitern können, um für neue Schienengeleise Raum zu schaffen. Hier sei gleich erwähnt, daß man auch daran gedacht hat, eventuell von Landzugängen und Steigungen Umgang zu nehmen und statt dessen die Züge bei der Ankunft mittels einer mächtigen hydraulischen Winde sanft an die Oberfläche der Erde zu heben; dadurch würde sich die Tunnelstrecke auf kaum 30 Kilometer vermindern.

Der Leser wird gewiß fragen, was mit der ausgebohrten Masse geschehen soll. Natürlich muß dieselbe entfernt werden. Dies könnte auf zweierlei Art geschehen. T. R. Crampton meint, die seit längerer Zeit in seinen Ziegelfabriken bei Sevenoaks erfolgreich angewandte, von ihm selbst erfundene Methode ließe sich auch dem Kanaltunnel anpassen. Hienach müßte die Bohrmaschine durch Wasserkraft getrieben werden. Nachdem das Wasser seine Arbeit verrichtet, wäre es in einem angemessenen Behältnis

und einem entsprechenden Verhältnis mit dem Kreideschutt zu mischen, so daß ein rahmiger Schlamm entstünde, der durch Luftröhren an die Oberfläche zu leiten wäre, von wo er ins Meer fließen oder anderweitiger Verwendung zugeführt werden könnte. Da bei diesem Verfahren jeder Zug zur Wegschaffung des Materials entbehrlich wäre, würde viel Geld und Arbeit erspart werden und das Geleise nötigenfalls für die Herbeischaffung des zum Verkleiden des Tunnels bestimmten Konkrets frei bleiben. Anderseits aber würde die Legung der Röhren viel Geld beanspruchen; ferner unterbliebe bei der hydraulischen Methode die kostenlose Lüftung des Tunnels und es müßten gewaltige Ventilationsmaschinen aufgestellt werden; endlich spricht gegen die Annahme des Crampton'schen Vorschlages die Befürchtung, daß der Schlamm sich allmählich setzen und die Öffnung der Leitungsröhren verstopfen könnte. Man zog es daher vor, sich an die zusammengepreßte Luft zu halten. Jede Stunde war ein Eisenbahnzug nötig, um den Bohrschutt wegzuschaffen. Eine Lokomotive mit komprimierter Luft brachte den Zug bis zum Eingang des Tunnels und von dort wurde das Material mittels großer Winden an die Oberfläche gebracht. Das ist etwas sehr Leichtes, denn in manchen Kohlengruben werden viel schwerere Massen aus zehnmal größeren Tiefen heraufgewunden. Es liegt daher auf der Hand, daß die auf mehreren Seiten laut

gewordenen Befürchtungen, die Wegschaffung des Schuttes werde unüberwindliche Schwierigkeiten und unerschwingliche Kosten verursachen, durchaus unbegründet sind.

Ein andere Befürchtung bezog sich auf die Verkleidung der Tunnelwände. Die Höhe der früheren Schätzungen der Herstellungskosten rührte zum Teil davon her, daß man glaubte, die Verkleidung müsse mittels Backsteine erfolgen, was bei einer so langen Strecke natürlich Riesensummen verschlingen würde. Es hat sich aber herausgestellt, daß die graue Kreide vollkommen „selbststützend“, d. h. dauerhaft und haltbar ist; sogar der den Wänden durch die Schneidemaschine verliehene Glattglanz bleibt sichtbar. Diese Thatsachen haben zur Folge, daß die Verkleidung in höchst einfacher und billiger Weise dadurch geschehen kann, daß man den Bohrschutt in Cementblöcke (Konkret) verwandelt und diese an die Tunnelwände befestigt, wozu man keines Gerüstes, sondern bloß gewöhnlicher Hebemaschinen bedarf. Ohnehin giebt es kein zur Cement-Erzeugung geeigneteres Material als die graue Kreide. Übrigens könnte bei der Beschaffenheit der letzteren jede Verkleidung füglich unterbleiben.

4. Betrieb der Eisenbahn.

Nehmen wir an, daß der Tunnel fertig ist, so entsteht die Frage, wie derselbe am zweckmäßigsten

zu betreiben wäre. Die Beleuchtung wird jedenfalls durch elektrisches Licht bewerkstelligt werden, das schon während der Probe-Arbeiten vorzügliche Dienste leistete. Der Probetunnel war mit Swan'schen Weißglühlampen, die Dr. Siemens eingerichtet hatte, taghell erleuchtet, was natürlich die Arbeit ebenso sehr erleichterte, wie es später dem Betrieb zu statten kommen wird. Was die Art und Weise, wie die Züge durch den Tunnel geführt werden sollen, betrifft, so hängt sie so sehr mit der Ventilationsfrage zusammen, daß es sich empfiehlt, beide Punkte zugleich zu behandeln. Man glaubt im Publikum ziemlich allgemein, es werde sehr schwierig oder ganz unmöglich sein, einen so langen, noch dazu unterseeischen Tunnel erträglich zu lüften und viele Gegner des letzteren meinen, die Erstickungsgefahr werde sich als so groß erweisen, daß jedermann auch nach Beendigung des Unternehmens die Seekrankheit vorziehen werde. Wir selbst schüttelten früher den Kopf, wenn wir an diesen Gegenstand dachten; seitdem wir der Sache jedoch unsere volle Aufmerksamkeit geschenkt, können wir diejenigen unter unseren Lesern, die das Meer scheuen und ihre Reise nach diesem Inselland bis zur Fertigstellung des Kanaltunnels verschieben, beruhigen. Es steht mit der Lüftung nicht so arg; die maßgebenden Leute haben sich diesen Punkt im vorhinein ganz gut überlegt.

Man pflegt sich darauf zu berufen, daß die Ven-

tilation im Mont Cenis und im Gotthard noch viel zu wünschen übrig läßt. Allerdings, — der Lokomotivenrauch verdirbt die Luft in diesen Tunnels gar sehr. Wie aber, wenn man von der Dampfmaschine Umgang nähme und die Züge durch andere Mittel beförderte? Ließe sich da nicht eine Verschlechterung der Luft verhindern und vielleicht sogar eine Verbesserung derselben erzielen? Jawohl. Käme nur die Bequemlichkeit des Betriebes in Betracht, so würde man es gewiß vorziehen, die allgemein gebrauchte Dampfmaschine zu verwenden; Gleichmäßigkeit ist im Eisenbahnverkehr immer wünschenswert und überdies würde man keine eigenen Lokomotiven zu bauen brauchen. Auch läßt sich nicht sagen, daß der Rauch nicht erfolgreich bekämpft werden könnte. Während der Mont Cenis und der Gotthard nur je einen Durchstich haben, könnte man sich unter dem Meere für die Annahme des Low'schen Planes entscheiden, wonach zwei Tunnels zu machen wären; der eine nähme alle Züge von Frankreich nach England, der andere alle die umgekehrte Richtung einschlagenden Züge auf; entweder könnte ein Tunnel den anderen ventilieren, wie wir bereits einmal erwähnt, oder in jedem Tunnel ließe sich ein stets dieselbe Richtung habender Luftstrom erzeugen. Ferner könnte man — abgesehen vom Gebrauch der Anthracitkohle und von Vorrichtungen zur Rauchverzehrung — eine Ventilationsmaschine von 200 Pferde-

kraft an der Oberfläche aufstellen. All diese Maßnahmen würden wahrscheinlich eine weit bessere Lüftung als die der genannten Bergtunnels zur Folge haben. Da man jedoch gut thäte, das Möglichste zu leisten, so hat man befugterseits noch mehrere andere Zugsbeförderungsarten in Betracht gezogen. So z. B. die bei Pferdebahnen versuchsweise bereits eingeführte „feuerlose Lokomotive", die in einem Kessel einen Vorrat von unter starkem Druck hochgradig erhitztem Wasser enthält, dessen Gewalt den Zug treibt. Gegen diese Maschinen ist einzuwenden, daß die von ihnen angehäufte Energie nur für ganz kurze Strecken hinreicht. Dr. Siemens hat übrigens wertvolle Verbesserungen vorgeschlagen, welche die „Feuerlose" in den Stand setzen würden, die ganze unterseeische Bahnstrecke zurückzulegen; doch wäre dann noch immer nichts für die Lüftung gethan. Dasselbe gilt von der Seilmethode, die überdies unangenehme Betriebsstörungen mit sich bringen könnte. Geradezu unübertrefflich für die Ventilation wäre das pneumatische System, bei welchem die Luft an der Vorderseite des Zuges ausgepumpt und dieser durch den rückwärtigen Luftdruck vorwärts getrieben würde. Solchergestalt müßte sich bei Abgang jedes Trains die Luft im ganzen Tunnel vollständig erneuern. Leider aber ist diese Methode nur bei Linien mit vielen Stationen rentabel, während sie im Kanaltunnel unverhältnismäßig hohe Kosten verur-

sachen würde. Selbstverständlich verdient auch die Elektricität Beachtung, um so größere, als es ja schon elektrische Bahnen giebt; man darf zuversichtlich erwarten, zur Zeit der Vollendung des Tunnels werde die praktische Anwendbarkeit der Elektricität so weit fortgeschritten sein, daß der Betrieb der unterseeischen Eisenbahn durch diese Naturkraft empfehlenswert erscheinen würde, wenn nicht der Umstand dagegen spräche, daß dann erst noch separat für die Lüftung zu sorgen wäre.

Nach alledem erachtete man es vorläufig für das Beste, sich für die komprimierte Luft zu entscheiden, die, wie weiter oben ausgeführt, den Tunnel schon während der Bohrarbeiten indirekt ventilierte. Bei diesem System wird die Lokomotive, die natürlich entsprechend anders beschaffen sein muß, statt mit Dampf, mit zusammengedrückter Luft gespeist, die auf ähnliche Weise freigelassen wird und so den Zug treibt, gleichzeitig den Tunnel mit guter Ventilation versehend. Man würde da nicht erst zu experimentieren brauchen, denn die fünf Kilometer lange Stadtbahn zu Nantes wird seit fünf Jahren mit bestem Erfolg auf diese Weise betrieben.

Hinsichtlich der Betriebskosten der Eisenbahn unter den Meereswogen kann es als ausgemacht gelten, daß dieselben weit geringer sein werden als diejenigen der oberirdischen Linien, schon deshalb, weil die Züge den ganzen Tunnel ohne Unterbrechung,

ohne Aufenthalt durchlaufen werden; es wird auf dem Wege keine Bahnhöfe geben, und die Abnutzung beliefe sich nicht hoch. Selbst falls die Lüftung eine fortwährende Extra-Ausgabe verursachen sollte, betrügen die Betriebskosten wahrscheinlich kaum mehr als die Hälfte der auf anderen Linien üblichen. Dieser Punkt bringt uns auf die Kostenfrage, von deren befriedigender Lösung die Rentabilität des geplanten Unternehmens selbstverständlich in hohem Maße abhängt.

5. Finanzielles.

Die Betriebskosten wären also nicht hoch, — wie aber steht's mit den Herstellungskosten?

In dieser Beziehung sind früher arge Befürchtungen gehegt worden. P. J. Bishop meinte, der Tunnel müsse verhältnismäßig ebensoviel kosten wie der Brunel'sche Themsetunnel, also über 54 Mill. Pfd. St. (!) und selbst diese Ziffer könne noch überschritten werden. Die ältere Kanaltunnelgesellschaft schätzte die Kosten eines Probedurchstiches auf nicht weniger als zwei Mill. Pfd. Sterl., die des definitiven auf eine viermal so hohe Summe. Später reduzierten Hawkshaw und Genossen ihre Schätzung für das ganze Unternehmen auf „vier bis acht Mill. Pfd. St.“ Diese Beträge, die recht erheblich sind, wurden auf Grund der Voraussetzung angenommen, man werde erstens durch die weiße Kreideschichte zu

bohren, folglich umfassende und kostspielige Entwässerungsarbeiten zu machen haben, zweitens die Tunnelwände mit Ziegeln ausmauern müssen. Sir Edward Watkin nun erklärte vor einigen Jahren, es sei geradezu lächerlich, an vier bis acht Mill. Pfd. St. zu denken; das Ganze könne „für eine erstaunlich geringere Summe“ hergestellt werden. Er wollte die auf Grund der begonnenen Arbeiten gemachten Berechnungen damals nicht veröffentlichen, allein wir haben Ursache zur Vermutung, die Submarin-Kontinental-Bahnkompagnie könne im Verein mit der französischen Gesellschaft den Tunnel für etwa 2½ Mill. Pfd. St. herstellen. Das Kapital der Watkin'schen Tunnelkompagnie betrug, wie erwähnt, 250 000 Pfd. St. und damit gedachte sie — abgesehen davon, daß ein Teil dieses Geldes auf den Ankauf der erforderlichen Grundstücke verwendet werden mußte — die ganze englische Hälfte des Versuchsdurchstiches zu bewältigen. Dieselben Leistungen, für die das ältere Konsortium 80 000 Pfd. St. veranschlagte — Versuchsschachte und eine halbe englische Meile (⅔ Kilometer) Probetunnel —, vollbrachte die Südostbahn für den vierten Teil dieses Betrages. Man arbeitete eben im Trockenen und bedurfte keiner Ziegelauskleidung. Auch rücksichtlich der Zeit, deren man zu dem Unternehmen bedarf, ist ein Umschwung in den Ansichten und eine praktische Klärung derselben eingetreten. Während Michel Chevalier

und Lord Richard Grosvenor es noch für geraten hielten, sich eine Frist von 20 Jahren vorzubehalten und die Ingenieure die erforderliche Zeit auf neun bis zwölf Jahre schätzten, beweist die Raschheit, mit der die Submarin-Kontinental-Eisenbahn-Gesellschaft gearbeitet hat, daß der ganze Tunnel sich in etwa 260 Wochen herstellen ließe.

Da die Gegner des Projekts — wir werden alsbald sehen, daß es deren sehr viele giebt — nicht mehr hoffen konnten, die Höhe der Herstellungskosten werde die Ausführung desselben unmöglich machen, betonten sie mit großem Nachdruck, daß die Kosten der behufs Schutzes und Verteidigung der Tunneleingänge erforderlichen Maßregeln und Befestigungen unerschwinglich sein würden. Der „Daily Telegraph" z. B. appellierte „an die Taschen der Anhänger Sir E. Watkin's" und berechnete die Kosten der betreffenden Werke französischer wie englischerseits auf je 2—3 Mill. Pfd. St., „so daß die Aktionäre von vornherein mit einer unfruchtbaren Last von 5 bis 6 Mill. Pfd. Sterl. behaftet wären, wodurch die Dividenden jedenfalls sehr verringert würden". Allerdings müssen Vorsichtsmaßregeln getroffen werden und es steht nicht zu erwarten, daß die Staatsverwaltungen die Kosten tragen wollen; aber erstens ist es sehr fraglich, ob die letzteren wirklich so hoch wären, zweitens läßt sich durchaus nicht mit Bestimmtheit sagen, daß jene Ausgabe von fünf bis sechs

Mill. Pfd. Sterl. — angenommen, diese Ziffer würde sich als richtig erweisen — die Rentabilität des Unternehmens im Keime ersticken müßte. Ebensowenig kann man das Gegenteil behaupten, — dieser Punkt muß vorderhand rein hypothetisch bleiben. Wohl aber lassen sich auf Grund der praktischen Erfahrung Berechnungen über die mutmaßliche Rentabilität anstellen.

Diese hängt nicht nur von den Kosten der Herstellung, der Verteidigungswerke und des Betriebes ab, sondern in noch höherem Maße von den Betriebseinnahmen. Diese können so niedrig sein, daß sie nicht einmal ein geringes Anlagekapital verzinsen; sie können aber auch so groß sein, daß selbst ein hohes Kapital eine gute Dividende abwirft. Viele glauben, der Tunnel werde von Personen nur sehr schwach und für Frachtgüter auch nicht stark benutzt werden; andere meinen, daß zwar vielleicht die Mehrheit der Passagiere mit der unterseeischen Bahn fahren und auch der Lastenverkehr lebhaft sein werde, daß dies aber nicht hinreichen könne, das Unternehmen einträglich zu machen. Darauf ist zu erwidern: Ebenso wie der steigende Verkehr das Entstehen und Gedeihen neuer Verkehrsmittel begünstigt, begünstigen die neuen Verkehrsmittel ein Anwachsen des Verkehrs. Es ist widersinnig, vom Umfang des gegenwärtigen Verkehrs auf die Einträglichkeit eines künftigen Kommunikationsmittels schließen zu wollen. Als man

vor 60 Jahren die Eisenbahnen einführen wollte, wandten einige gescheite Leute ein, dieselben könnten nie rentieren, denn die Beförderung sämtlicher Passagiere und Güter, die bislang zu Wagen oder zu Wasser befördert worden, würde nicht die Betriebskosten decken; in Wirklichkeit aber übertrafen die Erträgnisse aller neuen Bahnen die Erwartungen ihrer Begründer um ein Vielfaches. Ähnlich verhält es sich mit dem Suezkanal, an dessen Rentabilität bekanntlich sehr stark gezweifelt wurde, während seine Einnahmen in Wirklichkeit eine überraschende Höhe erreicht haben. Die Welt schreitet eben von Jahr zu Jahr vorwärts, die Menschen vermehren sich unaufhörlich und die natürliche Folge ist, daß Handel und Verkehr rasch und stetig an Ausdehnung gewinnen.

Während es also unmöglich ist, genau zu wissen, welchen Umfang der Verkehr auf der Eisenbahn unter den Meereswogen erreichen wird, kann es unseres Erachtens kaum einem Zweifel unterliegen, daß derselbe recht erheblich sein werde. Die Erfahrung lehrt, daß die allermeisten Reisenden, wenn sie die Wahl haben, diejenige Strecke wählen, welche die kürzeste Seefahrt involviert, und daß der Warenverkehr durch eine ununterbrochene Eisenbahnverführung an Raschheit, Sicherheit und Nützlichkeit nur gewinnen kann, ist ganz selbstverständlich. Sollte es wirklich möglich werden, von England nach den Ver-

kehrsmittelpunkten Europas rasch, ohne Erstickungsgefahr, ohne Seekrankheit, ohne durch Stürme entstehende Verzögerungen und Verluste, bei ununterbrochener Fahrt in hell erleuchteten Wagen zu gelangen, sowie Waren rasch, sicher, ohne Umladung und ohne Schiffbruchgefahr von und nach Großbritannien zu senden, so läßt sich billigerweise annehmen, daß die betreffenden Kompagnien gute Geschäfte machen werden. Schon jetzt verkehren auf den verschiedenen vorhandenen Dampferlinien jährlich über eine halbe Million Passagiere zwischen diesem Inselreich und dem europäischen Festlande; seit längerer Zeit beträgt die jährliche Zunahme des Verkehrs 5—6 %, der Wegfall der Seefahrt jedoch würde bald eine weit größere Steigerung zur Folge haben. Wie die Tarife der Dampferlinien beweisen, kann man desto höhere Fahrpreise verlangen, je kürzer die Fahrt, namentlich die Seefahrt; obgleich die Strecke Dover-Calais weitaus die teuerste auf dem ganzen Kanal La Manche ist, wird sie von den allermeisten Reisenden benutzt, weil ihre Länge nur 1½ Stunden beträgt. Demzufolge könnte die Gesellschaft, die die unterseeische Eisenbahn betreiben würde, einen recht hohen Personentarif haben; zufällig aber sind die von den beiden Regierungen vor 10 Jahren genehmigten Maximal-Fahrpreise nicht höher als die jetzigen via Dover-Calais. Man würde per Kopf und Kilometer zu bezahlen haben: I. Klasse 50, II. 37½,

III. $27^1/_2$ Centimes französ. Währung. Unter solchen Umständen, glauben wir, könnte nur eine sehr schlechte Ventilation die Mehrheit der Reisenden abhalten, die Fahrt durch den Tunnel zu machen. Und daß der Güterverkehr — der schon jetzt jährlich einen Wert von mehr als 80 Mill. Pfund Sterl. repräsentiert — zum allergrößten Teile auf die Tunnelbahn übergehen wird, läßt sich bei den erwähnten gewichtigen Vorteilen mit Bestimmtheit annehmen, denn diese würden selbst einen höheren Frachtsatz reichlich aufwiegen.

Es ist nicht unmöglich, daß die unterseeische Bahn in den ersten Jahren, ehe sie bei ihrer absoluten Neuartigkeit das volle Vertrauen des Publikums gewinnt, Verluste erleiden wird; bald aber dürfte sie einträglich werden, denn während die meisten übrigen Bahnen nur einzelne Städte, Provinzen oder höchstens Länder mit einander verbinden, wird der Tunnel unter dem Meere das reiche und fleißige Großbritannien mit ganz Europa verbinden. Dieser Umstand widerlegt auch die wiederholt aufgestellte Behauptung, es sei „nicht der Mühe wert", den Tunnel zu bauen. Wenn es der Mühe wert ist, über die Meerenge von Forth eine auf zwei Mill. Pfd. Sterl. veranschlagte Brücke zu errichten — man ist bereits an der Arbeit — um zwei kleine Bevölkerungsgruppen einander näher zu bringen, dürfte es sich voraussichtlich auch lohnen, England mit Europa zu

verbinden, selbst wenn die Herstellung und die Verteidigung des Tunnels viermal so viel kosten sollten als jene Brücke. Freilich bleibt die Gefahr vorhanden, daß der Tunnel bei Eintritt von Kriegsunglück von einer oder der andern Regierung — beide haben sich das Recht dazu vorbehalten — ohne Schadenersatz zerstört werden könnte; dann hätte die Rentabilität ein Ende erreicht. Diese Betrachtung leitet uns auf eine andere Seite der Frage hinüber:

6. Gefahren und Vorteile.

Wir haben gesehen, daß Aussicht vorhanden ist, die Eisenbahn unter den Meereswogen rasch und nicht zu teuer herzustellen, gute Lüftung, helle Beleuchtung und eine beträchtliche Fahrgeschwindigkeit — die ganze Tunnelstrecke kann in einer halben Stunde bequem durchmessen werden — zu erzielen. Es entsteht nun die Frage: Soll der Tunnel gebaut werden oder nicht? Mit anderen Worten: was überwiegt, die für ihn sprechenden Vorteile oder die gegen ihn sprechenden Gefahren? Darüber gehen die Meinungen, zwar nicht in Frankreich, wohl aber in England, scharf auseinander. Manches englische Blatt geht so weit, die Schiffahrt für auf alle Fälle genügend zu erklären und eine unterseeische Bahn als staatsgefährlich und für Handel und Verkehr wenig nutzbringend hinzustellen. Andere schlagen einen ganz entgegengesetzten Ton an und reden, als

ob der Zukunftstunnel geeignet wäre, die Menschheit von jedem Übel zu erlösen. Ziehen wir die Sache unbefangen in Betracht — und wir haben als kosmopolitische Ausländer gewiß kein Interesse daran, parteiisch oder einseitig zu sein — so finden wir, daß die Vorteile eines Erddurchstiches unter dem Kanal La Manche weder so geringfügig noch so ungeheuer wären, wie manche Leute glauben oder glauben machen wollen.

Wie immer und überall, thut man auch hier gut, sich an die goldene Mittelstraße zu halten. Es ist entschieden vorteilhaft, Waren, statt mit ein- oder zweimaliger Umladung, ununterbrochen, schnell, sicher, pünktlich und verhältnismäßig billig zu verfrachten. Wenn man die schlimmen Nebel und die gefährlichen Stürme bedenkt, die im Winter auf dem Kanal La Manche herrschen, so muß man zugeben, daß eine bequeme, direkte Eisenbahnfahrt unter den tückischen Seewellen für die Passagiere weit angenehmer und vorteilhafter ist. Von dem zweimaligen Umsteigen, dem Hin- und Herlaufen mit Gepäck ohne Schutz gegen Wind und Wetter und den sonstigen Unannehmlichkeiten einer bei aller Kürze in drei Abteilungen zerstückelten Reise abgesehen, ist es notorisch — uns persönlich sind zahlreiche Fälle bekannt — daß erstaunlich viele Festländer, bezw. Engländer, die den Kontinent, resp. Großbritannien gerne bereisen möchten, sich durch die Furcht vor der See-

krankheit — und daure diese auch nur 1½ Stunden — abhalten lassen, ihrer Neigung nachzugehen. Es mag das feige sein, aber es ist nun einmal so, und den vielen kranken Engländern, die alljährlich die festländischen Heilorte besuchen, ist es gar nicht zu verargen, daß sie eine minder beschwerliche Tour vorziehen würden. Wer gesund ist, ohne Gepäck reist und — nicht zur Seekrankheit neigt, dem stünde es ja frei, nach wie vor das herrliche Meer mit seiner bei schönem Wetter so köstlichen Luft zu befahren!

Der Verkehr wird gewinnen. Viele Personen, die das Meer scheuten, werden reisen; manche Waren, die jetzt im Winter wegen ihrer besonderen Eigenschaften bei der Unverläßlichkeit der Schiffahrt gar nicht oder nur in geringen Mengen nach England geschickt werden können, werden täglich dahinkommen und daher billiger sein. Die Strecke zwischen London und Paris wird von Expreßzügen in sieben Stunden zurückgelegt werden. Nicht gering anzuschlagen wäre auch der Wert des neuen Verkehrsweges für die geistige Annäherung zwischen Engländern und Franzosen. In dieser Beziehung hat Ferdinand de Lesseps geäußert: „Der Tunnel wird die irrigen Begriffe, die die beiden Völker von einander noch haben, aus der Welt schaffen.“ Das ist vielleicht übertrieben, aber man kann nicht leugnen, daß das Niederreißen von natürlichen wie künst-

lichen Schranken geeignet ist, das gegenseitige Verständnis zwischen den Nationen zu fördern und daß die letzteren heutzutage im allgemeinen die Tendenz haben, solche Schranken thunlichst zu beseitigen. Engerer Verkehr hat naturgemäß zur Folge, daß man einander besser kennen lernt und Vorurteile oder Antipathien ablegt. Ein weiterer Vorteil, den der Tunnel hätte — dies sogar, falls er nicht vollendet würde — wäre die Bereicherung verschiedener Wissenschaften, namentlich der Geologie, der Mechanik, der Ingenieurkunst, denn die mit dem Projekt verbundenen Bohrungen und technischen Experimente müssen zu mancher neuen Entdeckung, zu mancher neuen Anwendung wissenschaftlicher Gesetze führen.

Nach alledem sollte man meinen, daß die Herstellung des Tunnels empfehlenswert sei. Karl Schurz schrieb 1882 an Sir Edward Watkin: „Falls das Werk zustande kommt, wird es die Krone menschlicher Arbeit seit dem Erscheinen von Kunst, Wissenschaft und Civilisation auf Erden sein.“ In der uns vorliegenden Nummer der Londoner „Daily News“ vom 22. Januar 1875 heißt es: „Die Vollendung des Tunnels ist in jeder Beziehung zu wünschen; dieselbe hätte ebenso segensreiche Folgen wie die übrigen großen Triumphe der Wissenschaft in unserer Zeit.“ Wer würde glauben, daß dieselbige „Daily News“ sieben Jahre später ihr möglichstes that, die Herstellung der unterseeischen Verbindung

Englands mit dem Kontinent zu entmutigen? Auch die „Times“, die vor zwölf Jahren begeistert für die Tunnelidee schwärmte, ist seit drei Jahren wütend dagegen. Bischöfe und Aristokraten, die sich Mitte 1868 an Napoleon III. mit der Bitte wandten, „diesem höchst wünschenswerten, zur Erleichterung des rasch steigenden Verkehrs zwischen beiden Ländern notwendig gewordenen, edeln, ungeheuer vorteilhaften Unternehmen, welches die die beiden Völker vereinigenden Bande befestigen und anderen Nationen als denkwürdiges Beispiel von Eintracht dienen würde, seinen Schutz angedeihen zu lassen,“ — Kirchenhäupter und Aristokraten, die „diesem fruchtbaren Zweck den raschesten Erfolg“ wünschten, protestierten 1882 öffentlich gegen dieses selbige Werk und behaupteten, es sei geeignet, die Völker einander zu entfremden und England in große Gefahr zu bringen. Dieselben Blätter, die früher sagten, der Tunnel würde „den Kanal nur insofern abschaffen, als dieser ein Verkehrshindernis bildet, würde denselben aber intakt lassen, soweit er England vor politischen Verwickelungen schützt“, dieselben Zeitungen schreiben seit 1882, der Tunnel würde dem britischen Staat leichter zu Verwickelungen verhelfen. Solange die Ausführbarkeit des Projektes für unmöglich oder doch unwahrscheinlich gehalten wurde, dachte man von demselben nur Gutes und niemand mutmaßte eine Gefahr; kaum jedoch hatte die Süd-

ostbahngesellschaft bewiesen, daß die Idee nicht illusorisch, kam man vielfach auf den Gedanken, der Tunnel sei so gefährlich, daß man ihn nicht bauen lassen sollte. In Frankreich allerdings hat sich keine einzige Stimme in diesem Sinne hören lassen; in England jedoch ist die Opposition gegen den Tunnel seit einigen Jahren eine recht lebhafte.

In England steht den nach Ausdehnung der Erleichterung des internationalen Verkehrs Strebenden eine Partei gegenüber, die Großbritannien aus falschem Patriotismus von der übrigen Welt gänzlich absondern möchte; wäre es nicht schon eine Insel, sie würden es zu einer solchen machen oder eine chinesische Mauer errichten wollen. Diese Rückschrittler in politischer Beziehung schrieen Zeter und Mordio, als der Suezkanal gebaut werden sollte; ohne an die Vorteile desselben für England zu denken, stellten sie die Befürchtung in den Vordergrund, der Kanal werde den Feinden Englands Gelegenheit geben, leichter nach Indien zu gelangen. Als der Prinz-Gemahl die erste londoner Weltausstellung für 1851 plante, herrschte eine förmliche Panik unter diesen „alten Weibern", die mit größter Positivität vorhersagten, der internationale Menschenzusammenfluß im Hydepark werde über London Invasion, Pest und Sittenverderbnis heraufbeschwören, das Land sei verloren u. s. w. Dieselbe Geschichte wiederholt sich mit der unterseeischen Eisenbahn — es giebt

nichts Neues unter der Sonne und die alten Vorurteile sterben nicht aus.

Die „Times“ veröffentlichte im Winter 1881—82 einen Artikel, dessen Kern dahin ging, der Tunnel könne den Franzosen eine Handhabe zu einer leichten Invasion Englands bieten. Damit war dem Wortschwall Thür und Thor geöffnet. Generale und Admirale, Ingenieure und Lords schrieben Artikel auf Artikel, um die strategischen Gefahren des Zukunftstunnels auseinanderzusetzen. Später gaben sie infolge der gewichtigen Argumente der Tunnelfreunde den Gedanken einer Invasionsmöglichkeit auf, behaupteten aber, der Tunnel könne bei englischem Kriegsunglück als Friedensbedingung vom Feinde okkupiert werden; er könne nur dazu dienen, die herzlichen Verhältnisse zwischen Engländern und Franzosen in gespannte und angstvolle zu verwandeln u. s. w. Alle Widerlegungen — man könne den Tunnel durch Verträge neutral machen; man könne ihn in verschiedener Weise rasch auf beliebige Zeit unbrauchbar machen, nötigenfalls gänzlich zerstören; man müsse ja von drohenden Gefahren eine vorherige Ahnung haben 2c. — wurden mit kleinlichen, bei den Haaren herbeigezogenen Pedanterieen beantwortet. Die Tunnelgegner halten die Franzosen für die schlimmsten Verräter, Barbaren, Vertragsbrecher u. s. w. und ihre eigenen Behörden und Landsleute für die dümmsten, schwächsten, armseligsten Tölpel

auf Erden. Es ist eine seltsame Eigenschaft des Briten, im Auslande sich und seine heimatlichen Zustände über den grünen Klee zu loben, zu Hause aber über alles zu brummen und alles für schlecht zu halten. Weil er seine Flotte für schwach, seine Armee für ungenügend hält, protestierte er in einer großen Monatsschrift, dem „Nineteenth Century“, in starker Anzahl gegen den Kanaltunnel, bildete er sogar einen „Anti-Kanal-Tunnel-Verein“, schrieb er eine Menge Broschüren phantastischen Inhalts, um an erfundenen Erzählungen die schrecklichen militärischen Folgen des Baues der unterseeischen Eisenbahn darzuthun; aus den Titeln einiger dieser Schriften läßt sich entnehmen, wohin dieselben zielen: „England vernichtet, oder: Kanaltunnel-Enthüllungen“, „England in Gefahr, oder: Der Kanaltunnel“, „Die Invasion Englands, nach 20 Jahren erzählt“, „Die Schlacht bei Boulogne“ u. s. w.

Trotzdem die Franzosen ganz dasselbe Recht hatten, ähnliche Befürchtungen hinsichtlich der Engländer zu hegen, fand sich unter ihnen keine einzige Feder, die höchst unwahrscheinliche, fernliegende Möglichkeiten zum Vorwand genommen hätte, um gegen die Durchführung eines anerkannt nützlichen, voraussichtlich sogar außerordentlich segensreichen Unternehmens zu schreiben. Ganz Frankreich, Lesseps an der Spitze, machte sich über die Bedenken vieler Engländer — freilich hegte, wie gesagt, nur

ein Teil der letzteren solche Bedenken — ebenso lustig wie einst über diejenigen John Bulls gegen den Suezkanal, von dem er jetzt mehr profitiert als alle übrigen Völker zusammengenommen. Lesseps bemerkte, der Kanaltunnel werde trotz allen Geschreis gebaut werden und die Engländer werden den größten Nutzen daraus ziehen. Der „Rappel“ schrieb: „Eine seltsame Nation das! Sie hat Philipp II. und Napoleon I. am Landen verhindert und fürchtet sich davor, daß einige als Touristen verkleidete französische Soldaten London in ihrer Reisetasche entführen und in ihren Koffern Kanonen versteckt halten könnten.“ Im „Temps“ lasen wir: „Bald wird die Agitation dem gesunden Menschenverstand weichen und England würde auf der Vollendung des Tunnels bestehen, falls Frankreich sich derselben widersetzte. Heutzutage kann übertriebener, unbedachtsamer Patriotismus dem Fortschritte der Civilisation und den wahren Interessen der Völker nicht lange hinderlich im Wege sein.“ Auch wir glauben, daß das Vorurteil angesichts der Anforderungen des aufgeklärten Zeitgeistes und der friedlichen Tendenzen, die jetzt im Völkerleben herrschen, verschwinden muß. Die Einführung der Dampfschiffahrt erweckte ähnliche Befürchtungen — waren dieselben begründet? Die Engländer, die für unbeschränkten Freihandel schwärmen und der Abgeschlossenheit Chinas und Japans ein gewaltsames Ende bereitet haben,

können nicht erwarten, selber isoliert zu bleiben; es steht ihnen schlecht an, der Erweiterung und Vergrößerung des internationalen Verkehrs hinderlich entgegen zu treten.

7. Stand der Angelegenheit.

Einstweilen jedoch haben die vielen Schreibereien gegen das Projekt zur Folge gehabt, daß dessen Ausführung vorläufig in Frage gestellt oder doch mindestens verzögert erscheint. Das Geschrei veranlaßte die Regierung im März 1882, die strategische Frage einem aus höheren Militärs und Marinekapazitäten zusammengesetzten Ausschuß zu genauer Erwägung zu überweisen und im April anzuordnen, daß die mit parlamentarischer Genehmigung begonnenen Bohrarbeiten eingestellt werden, bis jener Ausschuß einen Bericht erstattet und die Regierung diesen in Betracht gezogen haben werde. Im Zusammenhang hiermit wurde auch die zweite Lesung der von den beiden Konkurrenzgesellschaften eingebrachten Gesetzentwürfe — dieselbe hätte am 16. Mai stattfinden sollen — vertagt; die Parlamentssession ging denn auch zu Ende, ohne daß dieselbe stattgefunden hätte, denn der Komiteebericht gelangte schon anfangs Juli zum Abschluß, allein die Regierung konnte sich keine Meinung darüber bilden, wie sie sich zur Frage stellen sollte. Da glücklicherweise durchaus nicht alle englischen Militärs gegen die Unterbohrung des Ka-

nals La Manche sind, hoffte man, der mit Spannung erwartete Bericht des Militärausschusses werde nicht so beschaffen sein, daß die Regierung sich veranlaßt fühlen könnte, dem Parlament die Erteilung einer definitiven Konzession zu widerraten. Leider jedoch fiel der furchtbar dickleibige Bericht ungünstig aus, so daß die Angelegenheit, als sie in der nächsten Session vors Parlament kam, neuerdings an einen Ausschuß verwiesen wurde. Dieser bestand zwar aus Militär- und Civilpersonen, hatte aber kein praktisches Ergebnis, weil man sich nicht über bestimmte Vorschläge einigen konnte. Seither ist die Sache eingeschlafen und die Entscheidung in der Schwebe geblieben. Früher oder später muß eine solche aber denn doch erfolgen, denn als aufgegeben kann das Projekt durchaus nicht betrachtet werden. Fällt nun die Entscheidung, wie zuversichtlich zu erwarten, für den Tunnel aus, so bleibt noch zu bestimmen, welche der zwei englischen Kompagnien die britische Hälfte bauen soll: ob die ältere, obgleich sie nichts gethan, oder die neuere, weil sie etwas gethan. Daß gleich zwei submarine Eisenbahnlinien hergestellt werden, geht natürlich nicht an. Die beiden Gesellschaften hatten sich dahin geeinigt, einander während der Verhandlungen im Parlamente keine Konkurrenz zu machen; aus Verschiedenem aber, das wir hinter den Coulissen beobachtet, schlossen wir, daß insgeheim denn doch intriguiert wurde. Vielleicht

kommt übrigens, wenn's einmal Ernst wird, eine Verschmelzung der Gesellschaften zustande; alle bisherigen Fusionsversuche sind gescheitert. Ehe diese Dinge erledigt sind, kann natürlich die von den Vorkonzessionen geforderte endgültige Einigung mit der französischen Tunnelkompagnie nicht erfolgen. Diese Vorkonzessionen selbst sind mittlerweile — am 2. August 1883 — wegen Nichterfüllung hinfällig geworden, was natürlich nur zur Verwickelung der Sache beitragen kann.

Auf dem Festlande war man allgemein der Ansicht, daß die Watkin'sche Kompagnie die Arbeiten wirklich im April 1882 einstellte. Dem ist nicht so. Man erteilte den Einstellungsbefehl, um den Aktionären Geld zu ersparen, da es ungewiß sei, ob der Tunnel definitiv konzessioniert werden würde und um der Krone das Eigentumsrecht an dem Boden unter dem Meere zu wahren. Die Aktionäre jedoch wollten ihr Geld ausgeben und behaupteten überdies, die Regierung habe nicht das Recht, ihnen die Fortführung der Arbeiten über einen gewissen Punkt hinaus — unter dem Meere — zu verbieten. Es kam im Juli und August zu Gerichtsverhandlungen, bei denen Sir Edward Watkin sich verpflichtete, die Tunnelierung einstweilen einzustellen, sich aber die Herbeiführung einer prinzipiellen gerichtlichen Entscheidung über die Frage des Eigentumsrechtes vorbehielt, da seine Advokaten behaupteten,

der Boden unter dem Meere gehöre nicht der Krone, sondern dem Erstbesten, der davon Besitz ergreife. Die Arbeiten wurden demgemäß erst Mitte August eingestellt. Mittlerweile war man so fleißig gewesen, daß der Versuchstunnel eine Länge von mehr als zwei Kilometern erreichte. Auf der französischen Seite wurden die Bohrungen noch einige Zeit fortgesetzt.

Wir schließen mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß die Ansicht, die wahre Vaterlandsliebe sei mit echtem Kosmopolitismus vereinbar, durchdringen und man bald vor der Möglichkeit stehen werde, von Schottland nach Ostindien oder doch mindestens von London bis Konstantinopel eine ununterbrochene Reise im Eisenbahncoupé zu machen.

B.

Bilder und Skizzen.

Aus dem Frauenleben.

I. Zur Ehegesetzgebung.

1.

Vor dem londoner Scheidungsgerichtshof kam vor einigen Jahren ein Fall zur Verhandlung, der eine ganz außerordentliche Niederträchtigkeit und Schamlosigkeit zu Tage förderte. Ein gebildeter Mann aus gutem Hause, P. J. May, der in Oxford studiert und sich für die Advokatur vorbereitet hatte, entblödete sich nicht, die Hilfe des Gesetzes in Anspruch zu nehmen, um das Weib, das sich ihm in Liebe hat antrauen lassen, als Maitresse zu brandmarken und das Kind, welches sie ihm geboren, als Bastard zu verstoßen. Dieser Unmensch war der Held einer romantischen Jugendgeschichte. Von Kindheit auf hatten er und seine Cousine und Spielgefährtin Mary Elisabeth Long einander rein und innig geliebt. Mit den Jahren wuchs die überdies durch ihre Heimlichkeit geschürte Zuneigung und die

jungen Leute waren kaum den Kinderschuhen entwachsen, als sie beschlossen, insgeheim zu heiraten. May beauftragte einen londoner Freund, die vorgeschriebene dreimalige Verkündigung in dem unauffälligen, durchaus unromantischen hauptstädtischen Bezirke Horton vornehmen zu lassen; nach Ablauf der drei Wochen brannte das Pärchen durch und vermählte sich in London in gesetzlicher Weise; ihre Heimat war ein Ort in der Grafschaft Devonshire. Während der Verkündigungsfrist hatte May die Entdeckung gemacht, daß sein Freund einen Irrtum begangen, indem er statt Mary Elisabeth als Vornamen der Braut fälschlich Mary Eleonore angegeben. May hatte nachlässiger Weise bloß „Mary E.“ geschrieben und der Freund legte das „E.“ irrtümlich für Eleonore aus. Wir werden alsbald sehen, daß man auch hier sagen kann: kleine Ursachen, große Wirkungen. Er sprach mit dem Mädchen über die Sache, doch hielten beide das Versehen für unbedeutend und harmlos. Um sich nicht Verzögerungen auszusetzen, beschlossen sie, darüber hinwegzugehen und so kam es, daß das junge Geschöpf bei der Trauung erklärte: „Ich, Mary Eleonore, nehme dich“ und sich nachher in derselben Weise unterschrieb. Als sie sich jedoch Mutter fühlte, plagte sie der Gedanke an diese Kleinigkeit gar sehr. Die Verwandten, denen sie ihre Bedenken mitteilte, versprachen, sich mit der Sache zu beschäftigen, thaten es aber nicht.

Nun kommt der zweite Akt dieses Trauerspiels. Wir finden, daß nach wenigen Jahren May aufgehört hat, unschuldig und treu zu sein. Er war in Oxford und studierte dann an einer Rechtsschule, wurde aber seiner Frau und seines Kindes überdrüssig. Nachdem er ein anderes Mädchen entführt und zu Grunde gerichtet hatte, zerbrach er sich den Kopf, um ausfindig zu machen, auf welche Art er sich seines Weibes entledigen könnte. Sie hatte ihm kein Leid zugefügt; ihr einziger Fehler war, ihn allzusehr geliebt zu haben. Aber er hatte jeden Sinn für die Gesetze der Moral und für seine Manneswürde so sehr verloren, daß er die treue Gattin, die liebende Mutter loswerden wollte. Lange reichte sein Scharfsinn nicht aus, um ein Mittel zu finden, die ihn an den Gegenstand seiner Jugendliebe fesselnden Bande zu lösen. Plötzlich kam er auf die Idee, aus jenem kleinen Schnitzer seines Freundes Kapital zu schlagen. Wie bitter rächte sich die verhängnisvolle Lüge der unschuldigen Mary Elisabeth. Er war gewissenlos genug, seiner Gattin, der er das Leben verbittert hatte, die Subsistenzmittel zu entziehen und sie bezüglich des Unterhalts des Kindes, das ihn Vater nannte, auf die in den Bastardgesetzen vorgesehenen Wege zu verweisen. Sodann suchte er beim Scheidungsgericht um die Befreiung von der Pflicht, Frau und Kind zu ernähren, nach, weil bei der Verkündigung der Ehe ein technischer Irrtum,

eine Namensverwechslung geschehen war. Der Elende schien seiner Sache sicher zu sein, und es wäre den Geschworenen wirklich beinahe unmöglich gewesen, sein Gesuch abzuweisen; nur mit knapper Not gelang es ihnen, einen Ausweg zu finden, der den Triumph der Grausamkeit verhinderte, Frau und Kind legitim machte und dem saubern Kerl die Verantwortung für die Erhaltung derselben auferlegte.

Dieser traurige Fall hat die Aufmerksamkeit der Fachkreise neuerdings auf die skandalöse Leichtigkeit gelenkt, mit der minderjährige Personen sich juristisch eines Rechtes bedienen dürfen, das ihnen moralisch nicht zusteht. Das englische Gesetz stellt der heimlichen Vermählung von Unmündigen keine Schwierigkeiten entgegen. Namentlich bei der Civilehe werden die vom Gesetze vorgeschriebenen Vorsichtsmaßregeln gegen Ehen unter Minderjährigen fast gänzlich außer Acht gelassen. Eine einfache schriftliche Erklärung auf Ehrenwort seitens der Verlobten, dahin gehend, daß beide volljährig seien — andernfalls müßte die Erlaubnis der Eltern oder des Vormunds beigebracht werden — genügt zur Erlangung der Trauung nach Ablauf der dreiwöchentlichen Kündigungsfrist. Einen Nachweis der Richtigkeit jener Erklärung oder auch nur einen Geburts- oder Taufschein verlangt der Standesbeamte nicht. Durch diese Leute wird der Eheschließung unter Minderjährigen und somit der Vermehrung des Proletariats Thür und

Thor geöffnet. Solche Ehen sind, wenngleich sie auf Meineid beruhen, vollkommen gültig, höchstens kann, wenn der Meineid an den Tag kommt, die betreffende Person gerichtlich verfolgt werden.

Statt am rechten Ort strenge zu sein, legt die englische Gesetzgebung der Eheschließung Hindernisse dort in den Weg, wo es durchaus nicht am Platze ist. Daß niemand seine Großmutter heiraten darf, wie eine Vorschrift lautet, ist ganz in Ordnung, obgleich es wohl auch ohnehin niemandem einfallen würde, einen solchen Unsinn zu begehen; man heiratet höchstens Damen, die anderer Leute Großmütter sind oder sein könnten. Weniger zu billigen ist die Bestimmung, daß die Ehe zwischen Oheim und Nichte verboten ist. Ganz verwerflich jedoch ist das Verbot der Ehe zwischen Witwern und den Schwestern ihrer verstorbenen Frauen, beziehungsweise zwischen Witwen und den Brüdern ihrer dahingeschiedenen Männer. Solche Ehen sind fast auf der ganzen Erde gestattet, sogar in allen britischen Kolonien, nur im Mutterlande nicht. Früher konnte eine solche Ehe, wenn einmal geschlossen, nur durch Richterspruch aufgehoben werden, seit 1835 aber ist sie von vornherein ungültig. Seit vielen Jahren giebt's in England eine eigene Marriage Law Reform League (Ehegesetzgebungs-Reform-Verein), die nur den Zweck hat, für die Einführung der Ehe unter verschwägerten Personen zu agitieren. Alljährlich läßt sie dem Oberhause des

Parlaments durch den Grafen Dalhousie eine entsprechende Bill vorlegen und alljährlich wird diese verworfen. Das Haus der Gemeinen hat dieselbe längst angenommen, aber die erste Kammer bleibt standhaft, obgleich fast jedesmal sämtliche Prinzen der königlichen Familie persönlich erscheinen, um demonstrativ für die Vorlage zu stimmen.

Das Hauptargument der Gegner ist, daß die Bibel solche Ehen verbiete. Lord Dalhousie aber hat von den griechischen und hebräischen Professoren an etwa fünfzig europäischen Universitäten das Gutachten erhalten, daß keine Stelle des alten oder des neuen Testaments gegen solche Ehen spreche. Trotzdem bleibt die größere Hälfte der Peers bei ihrem Kampfe für Unwissenheit und Vorurteil; auf Thatsachen kann sie sich nicht stützen; es ist sehr leicht zu sagen, daß die Einführung der gewünschten Maßregel schreckliche Folgen, moralische Anarchie, gesellschaftlichen Umsturz nach sich ziehen werde, aber sehr schwer, dies zu beweisen. Vernünftige Menschen sollten nach Analogie und Erfahrung urteilen, und diese lehrt, daß die Ehen zwischen verschwägerten Personen nirgends die geringsten schlimmen Folgen gehabt haben. Überdies finden wir, daß viele Bewohner Englands sich schon seit Jahren nicht abhalten lassen, die in England verpönten Ehen im Auslande, wo sie gültig sind, zu schließen; in London allein giebt es gegenwärtig etwa fünftausend solcher Ehen. Während das zu

Recht bestehende Gesetz also kaum jemanden vom Heiraten einer Schwägerin abzuschrecken vermag, hat es zur Folge, daß die unschuldigen Kinder illegitim werden. Diese indirekte Bestrafung Schuldloser ist weder vom Standpunkte der Religion, noch von dem der Vernunft zu billigen; es wäre sehr empfehlenswert, die verpönten Ehen zu erlauben, damit die Kinder legitim werden und damit es weniger böse Stiefmütter gebe, denn die Tante wird ihre Nichten jedenfalls besser behandeln als dies in der Regel seitens einer fremden Person der Fall ist. Auch für den Witwer selbst wäre es von Vorteil, ein Mädchen zu heiraten, das er bereits näher kennt, so daß er sich nicht an eine Fremde zu binden braucht. Die Gegner der Reform befürchten aber, daß, wenn diese eingeführt würde, der Mann keine Gelegenheit hätte, seine Schwägerinnen kennen zu lernen, da sich die Frau hüten würde, ihre Schwester oft und auf längere Zeit bei sich zu empfangen, um zu vermeiden, daß der Mann sich verliebe u. s. w. Analogie und Verstand lassen solchen Unsinn als lächerlich erscheinen; wollte man so argumentieren, so wäre des Unsinns auf der Welt kein Ende. Will ein Unparteiischer so weit gehen, mit den Gegnern der Schwiegerehen anzunehmen, es spreche nichts *für* diese, so muß er anderseits mit den Freunden derselben annehmen, es spreche nichts *gegen* sie; er wird also schließen, daß kein Grund vorliegt, die Reform,

die jedenfalls ein tiefgefühltes Bedürfnis ist, zu verwerfen.

Erfreulicherweise macht der Erfolg des erwähnten Vereins von Jahr zu Jahr Fortschritte. Die vielen Meetings und Petitionen, die dieser Verein veranlaßt, bringen immer mehr Wirkung hervor, und die Anzahl der Gegner im Hause der Lords wird immer geringer. In den letzten Jahren war die Majorität der feindlichen Stimmen schon auf 11, dann auf 4 gesunken. Zuletzt wurde die Vorlage in den beiden ersten Lesungen angenommen, in der dritten aber leider wieder verworfen. Allein bald dürfte es dem Lord Dalhousie gelingen, die bisherige Minderheit in eine Mehrheit zu verwandeln. Von Jahr zu Jahr wird der Übelstand ärger und die Opposition der Freunde des status quo schwächer, und es kann in keinem Falle lange dauern, bis dieser so excentrische Punkt der englischen Gesetzgebung geändert wird; die jüngste Niederlage der Förderer der „Deceased wife's sister Bill“ kam fast einem Siege gleich. Statt Witwern zu verbieten, die Schwestern ihrer verstorbenen Frauen zu heiraten, sollte das englische Oberhaus lieber dafür sorgen, daß unerfahrenen Kindern nicht Gelegenheit werde, im Eifer der ersten Liebe einen bindenden Schritt zu thun, den zu bereuen sie in vielen Fällen nur zu sehr Ursache haben.

Geht man eine gesetzlich ungültige Ehe ein oder lebt man miteinander in wilder Ehe, so ändert eine

nachträgliche gesetzliche Heirat nichts an der Thatsache, daß die Kinder unehelich sind; d. h. während in anderen Ländern die einem ungesetzlichen Verhältnis entsprungenen Kinder durch eine gesetzliche Eheschließung legitim gemacht werden können, ist dies in England nicht der Fall. Die nachträgliche regelrechte Eheschließung kann also nur den Zweck haben, die gesellschaftliche Stellung der Frau zu verbessern. Soll unehelichen Kindern ein Teil des Vermögens ihrer Eltern zufallen, so muß dies im Testament ausdrücklich bemerkt sein; geschieht es nicht oder ist überhaupt kein Testament vorhanden, so haben die betreffenden Kinder keinerlei Ansprüche. Darum sollten die heiratslustigen Söhne und Töchter John Bulls sehr vorsichtig sein und sich genau nach den Fallen erkundigen, die das Landesgesetz oft selbst solchen legt, die in keiner Weise gesonnen sind, dasselbe zu mißachten. Es giebt genug Fälle, in denen man dem Gesetz zu entsprechen glaubt, während sich später herausstellt, daß man die gebotene Vorsicht nicht im erforderlichen Maße hat walten lassen. Dies gilt namentlich von dem sogenannten „siebenjährigen Irrtum“. Wenn nämlich ein Mann seine Frau verläßt und sieben Jahre oder länger fortbleibt, so wird die Frau in vielen Fällen eine zweite Ehe eingehen, in der Voraussetzung, daß ihr erster Gatte nicht mehr unter den Lebenden weilt; sie wird dabei meist der Ansicht sein, daß ihre zweite Ehe gesetzlich

ist. Wie aber, wenn sich nachträglich herausstellt, daß der Totgeglaubte zur Zeit der zweiten Vermählung noch gelebt hat? Dann ist die zweite Ehe ungültig und die ihr etwa entsprossenen Kinder sind illegitim, denn nach englischem Gesetz war die erste Ehe nur durch den wirklichen Tod eines der Gatten oder durch ein Urteil des Scheidungsgerichtshofes lösbar; und wer sich noch einmal verheiratet, während er es bereits mit jemand anderem ist, macht sich des in England mit Zuchthaus bis zu sieben Jahren strafbaren Verbrechens der Bigamie schuldig. Nun gewährt aber das Gesetz eine Erleichterung, indem es bestimmt, daß man wegen dieses Verbrechens nicht verurteilt werden kann, falls zur Zeit der zweiten Eheschließung der Gatte — beziehungsweise die Gattin, denn von abwesenden Weibern gilt dasselbe wie von Männern — sieben Jahre ununterbrochen abwesend war, ohne daß die beteiligte Person während dieser Frist in Erfahrung gebracht hat, daß die abwesende Person am Leben sei.

Taucht also diese nachträglich auf, so kann niemand wegen Bigamie zur Rechenschaft gezogen werden; aber das schließt nicht aus, daß die mittlerweile eingegangene zweite Ehe ungültig ist, denn da weder der Tod noch ein Scheidungsurteil zwischen die Ehegatten getreten waren, so sind sie gesetzlich Ehegatten geblieben. So klar dies einem logischen Geiste aber auch sein mag, viele oberflächlich denkende Personen lassen sich

zu dem Irrtum verleiten, daß, wo keine Bigamieklage möglich sei, eine zweite gültige Ehe eingegangen werden könne. Da nun Irrtümer bekanntlich leichter Eingang finden als Wahrheiten, so ist die „siebenjährige Täuschung“ ungemein verbreitet und trägt sehr viel bei zur unbeabsichtigten Vermehrung des illegitimen Elements der Bevölkerung. Bedenkt man, daß ein großer Teil der Landeskinder im Dienste der Schiffahrt steht, so nimmt es nicht wunder, daß zahlreiche Personen sieben Jahre lang und noch länger fortbleiben, sei es, daß sie untergehen, sei es, daß sie sich in der Ferne durch etwas fesseln lassen oder daß sie froh sind, die teure Ehehälfte, mit der sie vielleicht in Unfrieden gelebt, los zu werden. So kommt es, daß manche, die um keinen Preis wissentlich Bastarde in die Welt setzen würden, dies unwissentlich thun, indem sie in die Falle jenes verhängnisvollen Sophismus gehen und sich zum zweitenmal in den Schoß des alleinseligmachenden Hymen aufnehmen lassen. Hat die von neuem heiratende Person innerhalb der vorgeschriebenen sieben Jahre erfahren, daß die Totgeglaubte noch am Leben ist und heiratet sie, diese ihre Kenntnis verschweigend, so setzt sie sich, falls es an den Tag kommt, natürlich der Bestrafung wegen Bigamie aus; dieser entgeht man nur, wenn binnen sieben Jahren kein Lebenszeichen der abwesenden Partei aufgetaucht ist oder, falls eines aufgetaucht, wenn man nachweisen

kann, daß der Tod seither und vor dem Eingehen der zweiten Ehe erfolgt ist.

Noch schlimmer als für die beteiligten Parteien selbst können die Folgen solcher übereilter Verbindungen für die unschuldigen Kinder werden. Ein Beispiel sei hier angeführt. Ein sehr reicher Grundbesitzer verheiratete sich mit einer Dame, die als Witwe galt, da ihr Gatte sie vor vielen Jahren verlassen hatte und für tot gehalten wurde. Nach längerer Zeit starb der Gutsbesitzer ohne Testament gemacht zu haben, und bald darauf schied auch die Frau aus diesem Jammerthal. Da trat der Bruder des zweiten Gatten auf und erhob Anspruch auf das Vermögen; der Vormund der Kinder bestritt den Anspruch, aber der Bruder wies nach, daß die zweite Ehe ungültig gewesen war. Es zeigte sich nämlich, daß der erste Gatte noch unter den Lebenden weilte und daß der Bruder hiervon schon seit vielen Jahren Kenntnis gehabt hatte. Der Totgeglaubte war, wie sich herausstellte, nach England zurückgekehrt, um sich wieder mit seiner Frau zu vereinigen; allein der gewissenlose Schwager seines Nachfolgers, mit dem er zusammenkam, überredete ihn, der Dame kein Lebenszeichen zu geben, wofür er ihm ein Jahresgehalt aussetzte. Damit war bezweckt, daß der zweite Gatte sich bis an sein Ende für rechtmäßig verheiratet hielt; der wackere Herr wußte, daß kein Testament gemacht worden sei und fürchtete,

daß, wenn sein Bruder die Ungültigkeit seiner Ehe in Erfahrung brächte, er zu Gunsten seiner Kinder letztwillig verfügen würde. Unterblieb dies, so fiel das Vermögen ihm — dem Intriguanten — zu. Der schlaue Plan glückte in der That, der saubere Bruder erbte als nächster gesetzlicher Verwandter das ganze Vermögen und die armen Kinder blieben vollständig unversorgt. Dieser Fall beweist zugleich, wie thöricht es ist, kein Testament zu machen. Wenige Unterlassungssünden ziehen so viele Mißbräuche und Unheil nach sich, wie diese.

Wir haben weiter oben von der Leichtigkeit gesprochen, mit der man über die Verheiratung Unmündiger hinweggeht. Stellt es sich heraus, daß jemand hinsichtlich des gesetzlichen Alters ohne die Einwilligung der Eltern oder des Vormundes eine falsche Erklärung abgegeben hat, so bleibt zwar, wie gesagt, die Ehe gültig, aber die betreffende Person setzt sich der Verfolgung wegen Meineids, beziehungsweise der Verurteilung zu einer Zuchthausstrafe bis zu sieben Jahren aus. Es gehört viel Mut dazu, so etwas zu riskieren und man sollte meinen, daß nur sehr leichtsinnige junge Männer sich in diese Gefahr stürzen, denn daß die Gefahr vom Jüngling übernommen werden muß, scheint natürlich. Indes lehrt die Erfahrung, daß in den meisten Fällen die Mädchen die Rolle von Meineidigen übernehmen. Darum braucht man aber nicht zu glauben, daß die

Jünglinge selbstsüchtig oder feige sind; der Grund für jene Rollenverteilung liegt darin, daß in der Regel eine Verfolgung wegen Meineids nur von den Eltern der Braut angestrengt wird. Die schlauen Männchen spekulieren nun so: schwöre ich falsch, so liegt meinem Schwiegervater nichts daran, mich anzuzeigen, ist aber seine Tochter die Schuldige, so wird er sich's zweimal überlegen, ob er sie ins Zuchthaus bringt. Übrigens bekommt der schuldige Teil nicht nur eine Zuchthausstrafe, sondern er geht auch aller pekuniären Vorteile verlustig, die ihm sonst aus einer so zustande gebrachten Heirat erwachsen würden; schon mancher Goldfischjäger hat Ursache gehabt, seine Unkenntnis dieser Gesetzesbestimmung zu bedauern, denn schwört er nicht selbst, sondern läßt das Mädchen schwören oder eine Ehrenerklärung abgeben, so ist er doch Mitschuldiger.

Dagegen legt das Gesetz denjenigen, die demselben in allen Stücken entsprochen haben, nichts in den Weg, falls sie von einem Geistlichen betrogen werden; d. h., wenn Personen, die sich für trauungsberechtigte Geistliche ausgeben, ohne es zu sein, eine Ehe einsegnen, so ist diese gültig, falls das Brautpaar nicht wußte, daß der Betreffende widerrechtlich gehandelt. Weiß einer der Beteiligten, daß diese Widerrechtlichkeit besteht, so ist die Ehe ungültig, andernfalls aber nicht; nur wird der Betrüger mit fünf Jahren Zuchthaus bestraft.

2.

Die weiblichen Verfechter der Frauenrechte pflegen die Behauptung aufzustellen, die Männer seien die natürlichen Feinde jener Rechte, das starke Geschlecht mache für das schwache brutale Gesetze egoistischer Natur, und die ungerechte Behandlung der Frauenwelt rühre ausschließlich von der juristischen Allmacht der Männerwelt her.

Dem mag oft genug so sein; aber es giebt wichtige Ausnahmen. Die „Herren der Schöpfung" sind nicht immer so schlecht und selbstsüchtig. Von einer solchen Ausnahme wollen wir heute sprechen. Im Lande des Nebels und des Spleens hat nämlich jede Person, welcher ein ihr gegebenes Heiratsversprechen ohne ihre Einwilligung einseitig und in Ermangelung triftiger Gründe gebrochen wird, das Recht, den Ungetreuen oder die Ungetreue gerichtlich auf eine den Umständen des Falles angemessene Entschädigung zu verklagen. Erfolgt eine Verurteilung der angeschuldigten Partei, so steht es den Geschworenen frei, den beanspruchten Betrag beliebig herabzusetzen. Nun denn, obgleich Männern und Damen das gleiche Recht zusteht, lehrt die Praxis, daß jene nur äußerst selten von der in Rede stehenden Rechtswohlthat Gebrauch machen, während Mädchen und Witwen ziemlich häufig versuchen, ihr gebrochenes Herz mit goldenem Kitt wieder zusammenzukleben. Und woher

dieses numerische Mißverhältnis in den Prozessen wegen Bruchs des Eheversprechens?

Ganz einfach daher, daß es Regel geworden, Männer, die für gekränkte Liebe greifbaren Trost suchten, mit ihren Beschwerden abzuweisen, weiblichen Klägerinnen aber das willkommene Mitleid auf Kosten der „Verräter“ in klingender Münze zu teil werden zu lassen. Des Angeklagten Beweggründe mögen noch so triftig sein, es wird ihm nicht oft gelingen, freigesprochen zu werden. Der Kläger mag durch das ihn über Bord werfende „holde Wesen“ noch so schwer gekränkt oder geschädigt sein — wenn sich die Verklagte nicht direkt als Betrügerin entpuppt, hat er keine Aussicht auf eine Entschädigung. Andererseits braucht ein Mädchen nur den geringsten Schein von Recht für sich zu haben, um einer Gewährung ihrer Wünsche sicher zu sein; und wo die Angelegenheit zweifelhaft ist, fällt sie gewiß zu Gunsten des weiblichen Teiles aus.

Würden die doch jedesmal aus anderen Männern — ohne die mindeste Beimischung weiblicher Geschworenen — zusammengesetzten Juries ihre Geschlechtsgenossen mit so systematischer Ungerechtigkeit behandeln, wenn sie wirklich Gegner der Frauenrechte wären? Man hört oft sagen, es sei nicht in Ordnung, daß die Männer, weil sie die Frauenwelt zu unterdrücken geneigt sind, die die letztere betreffenden Gesetze schaffen und handhaben. Die Praxis in

Sachen des „Breach of Promise“ — so nennt man kurzweg den Bruch des Eheversprechens — bestätigt diese etwas vage Theorie durchaus nicht. Im Gegenteil, es dünkt uns sehr zweifelhaft, ob eine mit Damen gefüllte Geschworenenbank den durch hübsche Gesichter, durch Thränen oder tiefmelancholische Geberden „verschärften“ Erzählungen von als Klägerinnen oder Angeklagte auftretenden Mädchen und Witwen so leichtgläubig lauschen würde, wie es die „bösen“ Männer nur zu oft thun.

Noch mehr. Obgleich, wie gesagt, das fragliche Gesetz eigentlich nur den „Unterdrückten“ zu gute kommt, weigern sich doch die „Unterdrücker“, dasselbe abzuschaffen, trotzdem gar gute Gründe für die Abschaffung sprechen. Wären sie die Ungeheuer, als welche einige starkgeistige Damen sie hinstellen, sie hätten die Breach-of-Promise-Prozesse längst beseitigt; in Wirklichkeit aber ist es noch nicht gelungen, für die seit sieben Jahren dem londoner Parlament fast alljährlich vorgelegte Aufhebungsbill die erforderliche Stimmenmehrheit zu erzielen. Und im Parlament sitzen lauter Männer!

Die Frage, ob die Annahme einer solchen Bill wünschenswert ist oder nicht, läßt sich schwer beantworten. Es giebt Argumente für und wider. Der Zweck der Gestattung von Breach-of-Promise-Prozessen ist, leichtfertige Personen abzuhalten, andere durch übereilte Ehezusagen, oder auf Grund solcher,

moralisch oder social oder materiell zu schädigen. Ein Mann verführt ein Mädchen unter der Vorspiegelung, er werde es heiraten. Ein anderer verlobt sich mit dem Vorbehalt, er wolle vor der Vermählung im Auslande „Geld machen“; dies dauert oft jahrelang, mißlingt oft gänzlich, das Mädchen wartet und weist andere Freier zurück, häufig heiratet der in der Ferne kühler gewordene Mann eine Andere. Oder eine Dame, die eine Stellung inne hat, giebt diese im Hinblick auf die ihr versprochene Ehe auf, oder sie verkauft ein Geschäft, das sie besitzt, aus derselben Ursache.

Dagegen ist zu bemerken, daß, wo eine materielle Schädigung vorhanden ist, oder wo — wie bei einer nicht ohne Folgen bleibenden Verführung — erhöhte pekuniäre Ausgaben eintreten, ein Entschädigungsprozeß am Platze sein mag, nicht aber auch dort, wo es sich bloß um gekränkte Gefühle oder Erwartungen handelt. Das Gesetz sagt aber ausdrücklich, eine Entschädigung könne auch „für das Elend der Enttäuschung“ beansprucht werden. Demgemäß sind oft Entschädigungen in Fällen zugesprochen worden, in denen der Klägerin keinerlei Schaden außer dem „Elend der Enttäuschung“ erwachsen war. In solchen Fällen wäre es doch besser, die Schuldigen der Verachtung der Gesellschaft preiszugeben. Wo aber ein Verbrechen im Spiele ist, verfalle der Bösewicht dem Strafgesetz.

In hohem Grade spricht gegen solche Prozesse der Umstand, daß die einschlägigen Bestimmungen vielfach zu Mißbräuchen führen. Wirklich gemütvolle, wirklich gekränkte Personen verschmähen es ohnehin, ihre Herzensangelegenheiten zu Geldangelegenheiten zu machen und dem neugierigen Auge der zu Spott und Hohn geneigten Öffentlichkeit auszusetzen. Andererseits machen sich intriguierende Spekulantinnen den Umstand, daß Frauenzimmer, wie schon erwähnt, fast immer bei den Breach-of-Promise-Juries gewonnenes Spiel haben, zu nutze. Sie gewinnen durch Koketterie das Herz eines Mannes, lassen sich von ihm die Ehe versprechen, benehmen sich dann in einer Weise, die zum Bruch der Zusage führt — oder der Unbesonnene erfährt nachträglich, wer, was und wie die Braut eigentlich ist — und strengen den einträglichen Prozeß an. Manche Abenteuerinnen benutzen Liaisons zur dreisten Behauptung, es sei ihnen ein Eheversprechen gemacht worden. Nicht selten werden Heiratszusagen selbst ohne jeden Anhaltspunkt erdichtet und das übliche Übermaß an galanter Sympathie macht sogar in solchen Fällen die Geschworenen befangen. Wir erinnern uns eines einschlägigen Falles aus dem Jahre 1877. Ein Weib von 35 Sommern strengte gegen einen um dreißig Jahre älteren Geistlichen einen Breach-of-Promise-Prozeß an. Sie behauptete, seit 1864 verlobt zu sein; die Vermählung sei auf Grund der

Einwendungen ihres Bräutigams verschoben worden, aber nun wolle sie nicht länger warten. Der Angeklagte leugnete die ganze Sache und beteuerte seine Unschuld, wurde jedoch trotzdem zur Zahlung von 150 Pfd. St. verurteilt. Glücklicherweise beeilte er sich nicht mit der Zahlung, und kurz darauf stellte sich bei Gericht heraus, daß die „enttäuschte Gekränkte" ein verworfenes Weib war, das bereits wegen Diebstahls vorbestraft gewesen, sowie daß sie zwei andere Personen mit Breach-of-Promise-Prozessen bedroht und von der einen, die in Ruhe gelassen werden wollte, 80 Pfund erpreßt hatte!

Der Betrug gelingt um so leichter, als die die Zeugenaussagen betreffenden Bestimmungen des Gesetzes lückenhaft sind und dem Meineid gedungener oder interessierter Zeugen Thür und Thor öffnen. Eine Mutter, eine Tante, eine Dienstmagd oder eine „Freundin" braucht in Fällen, wo das Heiratsversprechen kein ausdrückliches war, bloß zu beschwören, sie habe das Benehmen und die Reden des Angeklagten, sowie das ganze Verhältnis der beiden Leute zu einander nur so auffassen können, daß sie verlobt seien — und der gewünschte Erfolg wird äußerst selten ausbleiben. Welchem Leser der klassisch-köstlichen Dickens'schen „Pickwickier" wird an dieser Stelle nicht einfallen, wie der bedauernswerte Titelheld, der nicht im Traum daran gedacht hatte, der schlauen Frau Bardell die Ehe zu versprechen, von dieser auf

Grund einer unschuldigen Äußerung, die von ihr und der Zeugin Cluppins angeblich „so" aufgefaßt worden war, vor Gericht citiert und zu 750 Pfund verurteilt wurde? Zur Zeit, als „Boz" jenen Roman schrieb, also vor fast einem halben Jahrhundert, stand es um die Chancen der des Breach-of-Promise beschuldigten Männer noch schlimmer als jetzt, denn bis 1869 enthielt das Gesetz die unglaubliche Bestimmung, daß bei Gerichtsverhandlungen dieser Art weder die angeklagte noch die klägerische Person vernommen werden durfte. So wurden denn in dem angeführten Falle Herr Pickwick und Frau Bardell nicht verhört. Freilich mag dieser Umstand das amüsante Element der Geschichte verstärkt haben.

Übrigens sind die betreffenden Verhandlungen auch heutzutage oft sehr pikant und unterhaltend. Ja, gerade die Thatsache, daß dies zuweilen in allzu hohem Grade der Fall — d. h. daß die Breachaffairen manchmal recht skandalös sind — bildet eines der Hauptargumente der zahlreichen Gegner der in Europa sonst nirgends vorhandenen, veralteten — dreihundertjährigen, aus der Zeit des Tridentiner Konzils datierenden — Breachgesetzgebung. Nicht selten werden, um die Grundlosigkeit der Rückgängigmachung einer Verlobung darzuthun, hunderte von „interessanten", häufig hochlächerlichen Liebesbriefen verlesen. Da es in England nach der Verlobung oft lange Jahre währt, ehe die Hochzeit oder die

Trennung erfolgt, so kommen mitunter ganze Kisten von zärtlichen Briefen zum Vorschein. Diese, sowie das Verhör bringen viele Dinge an den Tag, die nicht recht in die Öffentlichkeit passen. Die Jury hat über Fragen zu entscheiden, die sich eigentlich dem Forscherauge des Gesetzes entziehen sollten. Das Eheversprechen muß zuweilen durch indirekte und zweideutige Worte oder Handlungen erwiesen werden. Hat der junge Mann die Dame öffentlich oder in Gegenwart ihrer Tante geküßt? War die Rede davon, daß ihre Schwester Maudie als Brautmädchen fungieren solle? Beides würde vielleicht genügen, um das Versprechen festzustellen. Wer trug die Schuld an jener Zänkerei zwischen dem Angeklagten und der Mutter des Mädchens? Hat das letztere während ihrer Brautschaft jemals mit „einem Andern" kokettiert? Ist es wahr, daß sie dem Jüngling eines Abends seine Photographie nebst der Haarlocke, die sie ihm eigenhändig abgeschnitten, zurückschickte? Waren seine letzten Briefe sehr kühl? Weinte sie viel beim Empfang derselben? Der Verteidiger betont vielleicht gelegentlich, daß sie an seinem Klienten ja nicht viel verliere, indem er rotes Haar habe, schiele und eine Stelle bekleide, die ihm bloß sechs Pfund monatlich einbringe und um die er jeden Augenblick kommen könne; oder daß er schon deshalb nicht sehr begehrenswert sei, weil einer seiner Oheime im Irrenhause war oder weil sein Stiefvater wegen einer Wechselfälschung „gesessen"

habe. Man mißbilligt es vielfach, daß Possenreißereien, wie es derlei Prozesse zu sein pflegen, die kostbare Zeit der „würdevollen“ Gerichtshöfe oft tagelang in Anspruch nehmen, und findet, daß sie nur Futter für die Advokaten und die Zeitungen sind, ihren eigentlichen Zweck aber im großen Ganzen verfehlen.

Ad vocem verfehlen! Sehr verfehlte den Zweck ihrer Breachklage ein schottisches Mädchen. Dieses ging vor einigen Jahren nach Australien, um seine materielle Lage durch Übernahme einer Stellung zu verbessern. Nach kurzer Zeit veranlaßte ein Herr, der ihr schon früher den Hof gemacht hatte, die junge Dame durch einen schriftlichen Heiratsantrag, den sie annahm, zur Rückkehr nach Schottland. Allmählich verlor der Unbesonnene seine Sehnsucht nach dem Ehestand, und schließlich erklärte er geradezu, nicht heiraten zu wollen. Die gefoppte Schöne, der durch sein Verschulden konkrete Verluste erwachsen waren, verklagte ihn und erhielt 500 Pfund Schadenersatz zugesprochen. Allein der wackere Mann konnte nicht bezahlen und wurde daher ins Schuldgefängnis gesteckt. Dafür rächte er sich, indem er vor Gericht das Begehren stellte, die Gläubigerin möge zu den Kosten seines Unterhalts beitragen; auf Grund des Schuldengesetzes mußte sie denn auch wirklich wöchentlich ihr Scherflein beitragen, so daß sie nicht nur ihren Bräutigam und die Prozeßkosten, sondern auch

die Entschädigungssumme einbüßte und überdies den Ungetreuen noch ernähren mußte. Freilich verlor sie bald die Geduld und ließ ihn laufen. „Das nennt man," wie es in jener Anekdote heißt, „faule Fische und geschlagen dazu!"

Das ganze Breach-Prozeßwesen beruht auf der eigentümlichen Anschauung, ein gegenseitig gegebenes Eheversprechen — also eine Verlobung — sei ein bindender Vertrag, der bei Strafe des Schadenersatzes erfüllt werden müsse, falls nicht beide Kontrahenten sich über die Lösung gütlich einigen. Der Unterschied ist nur der, daß bei anderen Verträgen bloß ein wirklicher Verlust eingeklagt werden kann, hier aber auch der Verdruß, die Kränkung, während das Rechtsleben anderer Völker es noch nicht einmal zur Auffassung gebracht hat, eine Verlobung sei ein bindender Vertrag. Ohne Vereinbarung kann dessen einseitige Lösung nur dann straflos erfolgen, wenn es sich klar herausstellt, daß eine der beiden Parteien zur Zeit der Verlobung irrsinnig oder minderjährig war, oder daß der eine Teil dem andern das Eheversprechen durch betrügerische Vorspiegelung oder Verheimlichung maßgebender Umstände — sei es in Geldsachen oder hinsichtlich des Vorlebens oder in anderen Dingen — herausgelockt hat, oder daß sich eine der verlobten Personen nachträglich eines rohen, unanständigen oder gesetzwidrigen Betragens gegen die zweite schuldig macht, oder endlich, daß eine der

Parteien irgend ein schweres Verbrechen überhaupt begangen hat.

Wir wollen mit der Erzählung eines lustigen Falles schließen, den wir vor mehreren Jahren in einer Newyorker englischen Zeitung lasen und unserer Mappe einverleibten. Es handelt sich um eine Gerichtsscene aus der großen Metropole der Vereinigten Staaten, und die Geschichte klingt echt amerikanisch. Se non è vero, è ben trovato.

Miß Amelia Donnerschlag verklagte Herrn August Becker auf Zahlung von 200 Dollars wegen Bruchs eines Heiratsversprechens. Der Angeschuldigte gestand, die Zusage gemacht zu haben, fügte aber hinzu, er habe seither acht Monate im Hause der Mutter seiner Braut zugebracht und sei zur Überzeugung gelangt, das Temperament dieser selbigen Mutter würde seinem Eheglück unüberwindliche Hindernisse bereiten.

Richter: Ihre Schwiegermama in spe hat also die Absicht geäußert, nach der Hochzeit bei Ihnen zu wohnen, Ihnen die Wirtschaft zu führen und Ihr Geld zu verwalten?

Becker: Ja, Herr Richter.

Richter (sympathisierend): Fahren Sie fort, junger Mann.

Becker: Ich liebe Miß Amelia, mußte aber wegen ihrer Mutter die Partie rückgängig machen.

Richter: Nun, mein junger Freund, wenn Sie

die Wahl hätten, zweihundert Dollars zu zahlen oder Miß Donnerschlag zu heiraten und mit ihrer Mama beisammen zu wohnen, was würden Sie thun?

Becker (energisch): Die 200 Dollars zahlen.

Richter: Junger Mann, lassen Sie mich Ihnen herzlich die Hand schütteln. (Geschieht.) Ich war einst in derselben Lage wie Sie; hätte ich damals Ihre Entschlossenheit besessen, ich hätte mir ein Vierteljahrhundert argen Verdrusses und Kummers erspart. Ich hatte die Wahl, entweder zu heiraten oder 150 Golddollars zu erlegen. Da ich arm war, wählte ich die Ehe, und ich habe das seither unablässig beklagt. Es freut mich, einen Mann von Ihrer Tüchtigkeit kennen zu lernen. Mein Urteil in diesem Rechtshandel ist, daß Sie freigesprochen sind, während die Klägerin, außer den Kosten, zehn Dollars Strafgeld zu entrichten hat, weil sie es versuchte, einen ehrlichen Mann unter das Joch einer Schwiegermutter zu bringen. Die Sitzung ist zu Ende!

II. Schwester Studio.

Bekanntlich können an den russischen und schweizerischen Hochschulen Damen schon seit Jahrzehnten nicht nur studieren, sondern auch die entsprechenden Grade, beziehungsweise Diplome erlangen. Nicht so in England, das in sich den Widerspruch vereinigt, bei der größten Fortschrittlichkeit gleichzeitig die größte Zähigkeit im Festhalten am Alten zu bekunden. So

weit die britische Frauenwelt es auch in vielen anderen Beziehungen gebracht haben mag — weiter als die irgend eines anderen Reiches Europas — die Pforten der heimischen Universitäten sind ihr trotz aller Sehnsucht viel länger verschlossen geblieben als diejenigen der unbedeutenden Schweiz oder des halbbarbarischen Zarenlandes. Schließlich aber mußte der energisch fortgesetzte Kampf zu ihren Gunsten ausfallen, und heute darf jedes Mitglied des weiblichen Geschlechts sich an den Universitätsstudien jeder beliebigen Universität des Vereinigten Königreichs beteiligen.

Man darf aber durchaus nicht denken, daß das Studium der Damen an den Hochschulen dort zu Lande in derselben Weise getrieben wird, wie auf dem Kontinent. Dasselbe ist ganz anders beschaffen. Vor allem sind die Studentinnen von den Studenten in jeder Hinsicht vollständig abgesondert. Ferner können sie — und auch das erst seit allerneuester Zeit — vorderhand nur an zwei Universitäten Grade und Diplome erhalten. Und endlich war die Erlangung der Grade und Diplome bis Mitte 1884 auf das Studium der Medizin beschränkt. Überhaupt weicht das Studentinnenleben in England von dem des Festlandes so sehr ab, daß wir mit einer Schilderung desselben auf allgemeines Interesse zu stoßen hoffen.

Die angedeutete Absonderung der Geschlechter wird dadurch bewirkt, daß die Mädchen ihren Studien zum

allergrößten Teil nicht an der eigentlichen Universität, sondern an einer Art Extra- oder Miniatur-Universitäten obliegen, welche in einzelnen Fällen „colleges“. in anderen „halls“ heißen. Das ganze Wesen der meisten nebelländischen Hochschulen begünstigt diese Einrichtung gar sehr, denn auch die männliche Jugend absolviert den Löwenanteil des Studienpensums nicht an der eigentlichen Universität, sondern ebenfalls in „Kollegien“ und „Hallen“. Die seit einem Vierteljahrhundert eingeführten Reformen in den Lehrplänen und dem Professorenwesen haben dem gemeinsamen Unterricht durch Vorlesungen für die ganze alma mater nach festländischem Muster zwar eine größere Ausdehnung gegeben, aber den Gruppenunterricht in den colleges und halls keineswegs verdrängt; noch immer sind die Universitäten vornehmlich, was sie einst ausschließlich waren und was die „London University“ noch heute ausschließlich ist: Prüfungsbehörden („examining bodies“)*. Man kann also füglich von „Damen-Hochschulen“ in England sprechen; freilich haben dieselben nicht das Recht, Prüfungen abzuhalten, ebensowenig wie die colleges der Jünglinge; geprüft wird eben nur an den eigentlichen „universities“.

Mit der Beschaffenheit des englischen Universitäts-

* Näheres über das Wesen der engl. Universitäten findet sich S. 1—58 meiner „Bilder a. d. engl. Leben“, zweite Aufl., Leipzig 1883, W. Friedrich.

wesens hängt es auch zusammen, daß die Britinnen in ihrer Heimat nicht Jura studieren können. Die Männer müssen dies an den von den alten Rechtsinnungen gehaltenen juridischen Fachschulen thun, weil an den Universitäten nur Humaniora, Naturwissenschaften und Theologie gelehrt werden, die Advokatenzünfte aber Damen noch nicht zulassen. Wenn es in London dennoch mehrere Töchter Albions giebt, welche Advokaten sind — vor Gericht dürfen sie in dieser Eigenschaft allerdings noch nicht erscheinen! — so können dieselben nur im Auslande studiert und promoviert haben.

Die Medizin gehört zwar auch nicht zu den an den Universitäten vorgetragenen Fächern, allein die Zahl der Ärztinnen beläuft sich schon auf Dutzende. Dies rührt daher, daß es in London eine eigene medizinische Fakultät für Damen giebt, was unseres Wissens sonst nirgends der Fall ist. Die „Herren der Schöpfung" müssen an einer der mit den bedeutenderen Hospitälern in Verbindung stehenden „medical schools" studieren. Für das schwächere Geschlecht wurde 1874 von opferwilligen Menschenfreunden die „Londoner medizinische Schule für Frauen" ins Leben gerufen, die sich drei Jahre später mit dem großen „Royal Free Hospital" verbündete, welches den Vortragenden und den Schülerinnen als Klinik für Zwecke der praktischen Demonstration dient. Vor der Aufnahme muß eine Prüfung abgelegt werden. Das

Studium umfaßt, je nach den Umständen, vier bis fünf Jahre und kostet im ganzen 125 Pfund Sterling; nur für den Unterricht in der Impfung, der Geburtshilfe und der praktischen Pharmacie sind Extragebühren zu entrichten. Für die Erteilung des Diploms werden von den betreffenden Prüfungsbehörden zwischen 336 und 500 Mark eingehoben. Unter den Lehrkräften der in Rede stehenden Anstalt befinden sich, neben zahlreichen Männern, auch bereits vier Ärztinnen, deren einer die Leitung des Ganzen obliegt. Diplome werden bislang nur von drei Behörden erteilt: der „London University", der neuen „Royal University of Ireland" in Dublin und dem dubliner „Königlich Irischen Ärztekollegium". Oxford, Cambridge und die übrigen Hochschulen des Vereinigten Königreichs verhalten sich einstweilen noch spröde.

Dies thun sie auch hinsichtlich der theologischen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Grade; wenngleich sie seit 1882 Damen zu sämtlichen Prüfungen zulassen, so müssen sich die Betreffenden damit begnügen, zu erfahren, welche Grade sie erhalten und welche Nummern sie in der Kalkülliste einnehmen würden, falls sie das Glück hätten, der „starken" Hälfte der Menschheit anzugehören. Bloß die „London University" und die „Royal University of Ireland" erteilen seit neuester Zeit an Damen Grade in sämtlichen Zweigen, mit Ausnahme der Theologie;

im Sommer 1884 haben beide Behörden zum ersten Male einer Reihe von weiblichen Prüflingen den Grad „B. A." (Baccalaureus der freien Künste) verliehen, nachdem die Diplomierung einiger Ärztinnen („M. D.") bereits ein Jahr vorher erfolgt war.

Nun kehren wir zu den bereits flüchtig berührten „colleges" und „halls" zurück, an denen Damen, die die drei erforderlichen Dinge — Neigung, Zeit und Geld — besitzen, die akademische Laufbahn durchmachen können. In Cambridge giebt es ein „Girton College" und ein „Newnham College" — das letztere steht unter der Leitung Miß Gladstones, der ältesten Tochter des Staatsmannes —, in Oxford eine „Somerville Hall" und eine „Lady Margaret's Hall". Diese beiden „halls" bestehen erst seit wenigen Jahren und haben es noch lange nicht zu der Bedeutung der Cambridger Schwesteranstalten gebracht; Newnham wurde 1875 begründet, nachdem Girton bereits sechs Jahre vorher eröffnet worden war. Girton fing mit sechs Schülerinnen an und hatte im letzten Semester 1884 siebzig aufzuweisen. Eine Aufnahmsprüfung ist nur in Girton vorgeschrieben; überhaupt ist dieses „Kollegium" nicht nur das älteste, sondern auch das wichtigste und am festesten organisierte von allen. Der Eintritt kann in Girton nicht vor zurückgelegtem 18. Lebensjahre, in Newnham aber bereits mit 17 Jahren erfolgen. Für den Unterricht, die Verpflegung und die Wohnung bezahlt man

in Girton 2100 Mark (hierfür hat man auch das Recht, die im Hause befindlichen Fahrgelegenheiten zu benutzen), in Newnham 1500, in Somerville 1260, in Lady Margarets 1800 Mark pro Schuljahr von ungefähr 25 Wochen (drei „Termine" zu je etwa zwei Monaten); wer die großen Sommer-Ferien im Institut verbringen will, hat dafür eine zu vereinbarende Extravergütung zu entrichten.

Vorträge werden aus den folgenden Fächern gehalten: Theologie — aus diesem Gegenstande hat aber bisher erst eine einzige Dame Prüfung abgelegt —, mittelalterliche und moderne Sprachen, klassische Studien, reine und angewandte Mathematik, Naturwissenschaften, Philosophie, Geschichte, Gesang, Erziehungslehre. Das Studium ist auf die Dauer von drei Jahren festgesetzt, kann jedoch in einzelnen Fällen besonders gründlicher Ausbildung auch vier Jahre dauern. Wer vor Ablauf des Trienniums austreten will, muß seine Absicht drei Monate vorher ankündigen. Zu einem Zeugnis ist man nur dann berechtigt, wenn man die ganze Studienzeit hindurch in der Anstalt bleibt. Ein Teil der Vorlesungen findet in abgesonderten Hörsälen an der Universität statt; zu den übrigen begeben sich die Professoren der letzteren in die Damenkollegien (nach Girton, das eine halbe Fußstunde von Cambridge entfernt ist, oft mittels Velocipeds). Jedes Mädchen kann sich einen beliebigen Lehrplan zusammenstellen; in Girton müssen Kurse,

für die man sich einmal entschieden, regelmäßig besucht werden und nur bei Unwohlsein darf man eine Ausnahme machen; in Newnham dagegen giebt es keine solche Regel. Große Strenge wird in diesen kleinen Gelehrtenrepubliken überhaupt nicht geübt, und das ist auch umsoweniger nötig, als diejenigen, welche bloß zu ihrem Vergnügen studieren und nicht eines Brotberufes halber, der Strenge nicht bedürfen, während die anderen in ihrem eigenen Interesse ohnehin fleißig sind. Wer's nicht ist, bestraft sich selber durch schlechte Ablegung der Rigorosen. Es kommt aber fast gar nicht vor, daß eine Studentin „durchfällt". Viele wollen „höhere" Lehrerinnen werden und haben daher ein lebhaftes Interesse an guten Zeugnissen. Andere streben schon darum nach günstigen Ergebnissen, um ihrem Geschlecht Ehre zu machen und dessen eminente Veranlagung für die größten Aufgaben der Gelehrsamkeit in ein helles Licht zu stellen.

Die Abgangsexamina sind in Oxford und Cambridge für Damen genau dieselben, wie für Jünglinge, und zwar erfolgen sie zum allergrößten Teil schriftlich. Erhalten die Schönen auch, wie gesagt, nicht die ihren Kenntnissen entsprechenden Grade zuerkannt, so werden ihnen doch wenigstens seitens ihres Kollegs „Gradzeugnisse" und seitens der Examinatoren „Prüfungscertifikate" ausgestellt, die die Lücke so ziemlich ausfüllen. Übrigens dürfte der starre Sinn der oxforder und cambridger Universitätsbehörden

— welche anfänglich von der Zulassung des weiblichen Geschlechts zum Studium und noch bis 1882 zu den Prüfungen durchaus nichts wissen wollten — in absehbarer Zeit gebeugt sein und sich herbeilassen, der strebsamen Frauenwelt die letzten Reste mittelalterlicher Engherzigkeit aus dem Wege zu räumen.

Wer da meint, daß die englischen Studentinnen bloß arbeiten oder daß sie sich überhaupt allzusehr anstrengen, befindet sich im Irrtum. An den verschiedenen „Mädchenuniversitäten" weiß man sich auf allerlei Art zu zerstreuen und zu unterhalten. Viele Mädchen teilen ihre Zeit so ein, daß sie nur an drei bis vier Nachmittagen in der Woche Vorlesungen hören — und mehr als zwei Vorträge werden an einem Tage nur selten besucht —, um an den übrigen Einkäufe und längere Spaziergänge machen oder Briefe schreiben zu können. Bei schönem Wetter wird in den die Anstalten umgebenden großen Gärten täglich dem in England ungemein beliebten Fangball (Lawn-Tennis)-Spiel gehuldigt. In Newnham findet allwöchentlich einmal großer Empfang statt, zu dem außer den Lehrkräften der Universität die den Zöglingen befreundeten Familien Zutritt haben. Zuweilen messen sich die Girtonianer mit den Newnhamern in Lawntennis-Wettpartien. Girton erfreut sich einer — wohl der einzigen vorhandenen — weiblichen Feuerwehr, welche wöchentlich Übungen abhält, ferner eines Cricketklubs (ebenfalls ein Unikum!), eines

Debattiervereins zur parlamentarischen Besprechung aller interessanten Tagesfragen und eines Musikvereins, der am Ende jedes „Semesters“ ein Abschiedskonzert zu veranstalten pflegt. Auch geben die Girtonianer seit 1883 eine Vierteljahrsschrift heraus, „zur Aufzeichnung der wichtigsten Ereignisse im Kollegium und zur Förderung der Interessen der Frauenhochschulen, sowie einer Verbindung der früheren Schülerinnen mit den jetzigen.“ Kommt in einem College Komisches oder Verdrießliches vor, so werden Knittelverse geschmiedet und Karikaturen gezeichnet, bis der Lachkitzel oder die üble Laune vorbei ist. Helene Zimmern erzählt in einem Aufsatz, daß bereits eine ganze Sammlung solcher Sachen existiert und daß „nicht nur der Text, sondern auch die Musik meist originell ist“. Es müßte für unsereinen hochinteressant sein, in dieser furchtbaren Sammlung zu blättern; doch dürfte dieser Genuß wohl jedem männlichen Auge für immer entzogen bleiben. Wer weiß übrigens, ob das für die armen Männer nicht besser ist, — der Horcher an der Wand könnte vielleicht seine eigene Schand' lesen. „Der Mann begehre nimmer zu schauen“, was die Studentinnen verstecken, o Grauen!

Rechnen wir noch dazu die in jedem Kollegium vorhandenen Zeitungslesezimmer und die Klaviere — während der „allgemeinen Arbeitsstunden“, von 10 bis 2 Vormittags und 8 bis 9 Abends, wird nicht musiziert — so haben wir genug gesagt um dar-

zuthun, daß für Leibesübungen, für körperliche und geistige Ruhe und Erholung reichlich gesorgt ist. Im übrigen darf jede Schülerin machen, was ihr beliebt; solange sie sich nicht gegen die überall recht milde Hausordnung auffällig vergeht, wird sie weder überwacht noch gerügt. Daß erwachsene, gebildete Mädchen solchen Lärm machen wie männliche Studenten in den Flegeljahren, ist ohnehin nicht zu erwarten. Im Gegenteil, es herrscht allenthalben bei aller Heiterkeit Ruhe, bei aller Freundschaftlichkeit höfliche Rücksicht, bei allem Mutwillen feine Sitte. Die Liebenswürdigkeit im kollegialen Verkehr geht so weit, daß zur Zeit der Prüfungen die Unbeteiligten eine Art Vorsehung bilden, indem sie nicht nur für die größte Ruhe und Behaglichkeit der Umgebung der Prüflinge sorgen, sondern diese auch in den Pausen ihrer schweren Klausurarbeit möglichst angenehm zu zerstreuen suchen.

Außer beim Ballspiel, Singen, Theaterspielen — Stücke werden oft mit verteilten Rollen gelesen und in Girton ist sogar schon eine Tragödie von Euripides in der Ursprache vor Gästen aufgeführt worden — und Debattieren, haben die Insassinnen eines ladies' college das Hauptstelldichein beim gemeinschaftlichen Diner (in Girton um 6, in Newnham um 6½ Uhr), dem man nur ganz ausnahmsweise fern bleiben darf. In Newnham speisen Vorsteherin und Lehrkörper mit den Studentinnen an einem Tische,

in Girton an einem besonderen. Nach dem Essen wird debattiert, gesungen, geplaudert, Klavier gespielt u. s. w., von acht bis neun studiert. Dann kommen die Damen zu zweien oder dreien zusammen, um zu schwätzen, einander vorzulesen, und dabei Thee oder Kaffee zu trinken, Handarbeiten zu machen u. a. m. Manche gehen um zehn zu Bette, andere bleiben bis elf und darüber hinaus allein oder in geselligem Verkehr auf, verhalten sich aber nach zehn der Hausordnung gemäß still. Zum Diner muß nach englischer Sitte Toilette gemacht werden und die Ankleideglocke giebt das Signal hierzu eine Viertelstunde vor der Essenszeit; sonst aber — namentlich beim Studieren — machen sich's die Mädchen mit aufgelöstem Haar und im Schlafrock recht bequem. Die Hauptstudierzeit ist zwischen zehn und zwei Uhr vormittags — da darf eine Störung nur in den dringendsten Fällen eintreten —, während die Vorträge fast ausschließlich in der Zeit von zwei bis vier stattfinden. Das Frühstück steht von acht bis neun, das Lunch (zweites Frühstück) von 12—3 im Speisesaal bereit und kann von einer jeden zu beliebiger Zeit und in beliebiger Menge genommen werden; jede bedient sich dabei selber. Vor dem Frühstück ruft die Glocke zum gemeinschaftlichen Gebet, doch ist die Beteiligung an diesem nicht, wie in den Colleges und Halls der Jünglinge, obligatorisch; überhaupt fehlt jeder religiöse Zwang; sogar bei der Aufnahmsprüfung in Girton kann man sich

von dem Gegenstand „Biblische Geschichte“ befreien, wenn man eine schriftliche Erklärung abgiebt.

Die von den englischen Frauenkollegien erzielten Ergebnisse haben sich bisher in jeder Beziehung als vortrefflich erwiesen. Sei es, daß dieselben durch Ausbildung tüchtiger Lehrerinnen auf die so wichtige Frage der weiblichen Kindererziehung günstig einwirken, sei es, daß aus ihnen eine Anzahl glücklicher, gesunder, geistig hochstehender Mädchen hervorgeht, die einst gute Gattinnen und Mütter sein werden, sei es, daß sie die Entwickelungsfähigkeit des weiblichen Geistes darthun, — sie haben die Frauenbewegung gefördert, indem sie sie um ein veredelndes sittliches Element bereichert haben. Kein Wunder daher, daß sie sich ungemein schnell entfalten und die Menge ihrer Zöglinge von Jahr zu Jahr sich vermehrt. Der ins Rollen geratene Stein wird wohl schwerlich mehr aufzuhalten sein, wohin er auch rolle, und komme, was da wolle.

III. Die Reformation der Modereligion.

Unter „Mode-Religion“ verstehen wir nicht eine augenblicklich populäre Konfession, ein en vogue befindliches Glaubensbekenntnis, sondern die Religion „Mode“. Diese zählt mehr Anhänger als irgend eine kirchliche Religion auf Erden; in ihrem vermeintlich alleinseligmachenden Schoße begegnen sich Mitglieder aller erdenklichen Priester-Religionen einträch-

tig. Es ist ein wahrer Götzendienst, dem viele Ärzte durch ihren Mangel an Energie und die meisten Väter, Gatten, Brüder durch ihren Überfluß an Unwissenheit Ablaßbriefe ausstellen. Die Reformation kann nicht ausbleiben, und in der That, ihr Luther und ihr Calvin sind unter den Namen Frau King und Lady Harberton bereits erstanden. Nur ist diesmal nicht Deutschland, sondern England der Sitz der Neuerungsbewegung.

Der melancholische Philosoph in Carlyle's „Sartor Resartus" drückt anläßlich einer Betrachtung der Leistungen des Menschengeistes sein Erstaunen darüber aus, daß über die Kleiderfrage nichts von Bedeutung geschrieben worden sei. Und dennoch ist derselben zu allen Zeiten und bei allen Völkern eine vielleicht ebenso große Aufmerksamkeit geschenkt worden wie der Ernährungsfrage. Selbst dort, wo das Klima jede Kleidung lästig macht und wo die Bevölkerung in keiner Hinsicht etwas „Anziehendes" hat, macht sich der Bekleidungs-Instinkt geltend, wenn er sich auch nur in der Anlegung einer Vogelfeder, eines Stückes Baumrinde oder einer Muschel bethätigt. Sogar die des Kochens unkundigen Wilden, die es noch nicht bis zur Kenntnis von Ziffern gebracht haben und deren Sprache bloß aus einer geringen Anzahl unartikulierter Laute besteht, setzen einen gewissen Stolz darein, die einzigen „Tiere" zu sein, die sich zu bekleiden versuchen. Es klingt kaum glaub-

lich, ist aber eine allgemein anerkannte, unwiderlegliche Thatsache, daß trotz alledem, trotz all der Zeit und Mühe, welche die meisten Personen auf den Gegenstand verwenden, die Elemente einer zugleich guten und schönen Bekleidungskunst noch immer nicht festgestellt sind. Die Toilettenfrage ist noch immer ein offenes, ungelöstes Problem.

1. Das Uebel.

„Geh doch! Gott hat dir eine Gestalt gegeben und du machst dir eine andere.“ Shakespeare.

„Die Mode bekümmert sich nicht um die Physiologie.“ „The Lancet.“

Kürzlich lasen wir irgendwo den von einer Frau herrührenden Ausspruch: „Solange die Damen nicht Verstand genug haben, sich von der Tyrannei der Mode zu befreien, können sie nicht Verstand genug haben, Gesetzgeber zu sein.“ Wir sind gewiß eifrige Verfechter der Frauenrechte, allein selbst wir verlangen, daß die Frauen, wenn sie die politischen, socialen und wissenschaftlichen Rechte mit den Männern teilen wollen, auch aufhören sollten, sich als Spielzeug der Männer zu betrachten, und das thun sie, solange sie dem Putz und der Toilette so unverhältnismäßig viel Zeit und Aufmerksamkeit zuwenden und den Details der Gefallsucht so große Wichtigkeit beimessen wie sie es heute thun, vielleicht mehr als je thun. Die Männer haben längst erkannt, daß

den sinn- und zwecklosen Wandlungen der launischen „Göttin Mode“ keine erhebliche Rolle gebührt in den ernsten Beschäftigungen eines menschenwürdigen Lebens; sie sind daher in ein Stadium relativer Eintönigkeit und Stetigkeit in Sachen der Kleidung eingetreten, wenn es auch unter ihnen noch Ausnahmen giebt, die gewissen Thorheiten nachgehen. Ganz anders bei den Damen; unter ihnen giebt es nur wenige, die vernünftig und mutig genug sind, das Joch übertriebener Eitelkeit abzuschütteln.

Die Weiber des civilisierten Abendlandes sind in Sachen der Kleidung ärger als die Wilden. Die erste Idee von einem Bekleidungswesen ging nicht aus der Notwendigkeit eines Schutzes oder aus einem Bedürfnis nach Bequemlichkeit, sondern aus Putzsucht hervor und äußerte sich im Tättowieren, im Bemalen des Körpers, im Tragen von Federn oder Perlen. Je civilisierter der Mensch wurde, desto mehr sah er bei seiner Kleidung auf Bequemlichkeit, Gesundheit und Schutz, desto weniger auf Verzierung. Der Wilde, dem der Begriff „Kunst“ aufdämmert, beeilt sich noch heute, sie zu einem Teil seiner eigenen Person zu machen, sei es, daß er sich Wunden beibringt, um in bestimmter Anordnung eine Reihe von Narben aufweisen zu können, sei es, daß er die Kunst des Malers oder die des Bildhauers an seinem Körper ausübt. Der civilisierte Mensch dagegen hat gelernt, die Kunst von seiner Person zu trennen und sie als

separate Darstellung zu bewundern. Er hängt in seinen Zimmern Bilder und sogar Vorhänge und Draperien auf; es fällt ihm aber nicht ein, diese Dinge an sich zu tragen.

Und doch halten viele Frauen eine solche wilden-ähnliche Schaustellung an der eigenen Person nicht für unwürdig, machen ihre Kleidung zu einem Mittel, das die Aufmerksamkeit auf sie lenken soll, und erziehen sich daher selbst zur Unbescheidenheit, Eitelkeit und Gefallsucht. Sie denken bei der Wahl ihrer Kleidung weniger an deren Hauptzwecke — Schutz, Gesundheit, Bequemlichkeit — und mehr an den äußeren Putz und Tand. Die meisten thun es unbewußt, weil sie zu unwissend sind, und diejenigen, die zu einer besseren Erkenntnis gelangt sind, haben nicht den Mut ihrer Überzeugung, wagen nicht, sich zu emancipieren von der Tyrannei der Mode. Und so bleibt es dabei, daß die Frauen Kleider tragen, die ihrer Gesundheit dauernd schaden und mithin ihre mechanische Arbeitsfähigkeit, sowie das Maß ihrer geistigen Leistungsmöglichkeit herabsetzen.

Schon in zarter Jugend beginnt die Sklaverei des Weibes im Dienste der modernen Kleiderordnung. Die Nerven werden geschwächt, die Gesundheit leidet, die innern Organe verschieben sich, die Gestalt ändert ihr natürliches Aussehen. Kaum ein pro Mille der Frauen erreicht die volle Lungenkapazität und Lebensfähigkeit. Während die Männer durch ihre

Kleidung an keinerlei Muskelthätigkeit gehindert werden, ist beim schönern Geschlecht das gerade Gegenteil der Fall. Die Schönheit gewinnt dadurch gar nichts, wohl aber wird bewirkt, daß die Weiber im allgemeinen zu schwach werden, um den Männern auf vielen Gebieten erfolgreich Konkurrenz machen zu können, woraus ihrer fortschrittlichen Entwickelung und der Besserung ihrer gesellschaftlichen Stellung erhebliche Hindernisse erwachsen.

Der ewige Modenwechsel wäre noch kein so arges Unglück, ließe sich nur wenigstens sagen, daß die Wandlungen aus einer gesunden Wurzel herauswachsen. Aber das läßt sich eben leider in keiner Weise sagen — ganz im Gegenteil. Darum wollen wir uns hier nicht weiter mit den, freilich streng zu verdammenden Wandlungen der Mode, sondern ausschließlich mit den allen Moden der Jetztzeit zu Grunde liegenden allgemeinen Prinzipien beschäftigen. Von der Art, wie man sich kleidet, hängt so unendlich viel ab, daß diese Frage unbedingt zu den wichtigsten gehört, mit denen ein Menschenfreund sich würdig beschäftigen darf und — soll.

Zahlreiche Männer sind der Ansicht, daß es nicht Männersache sei, sich um Frauentoiletten zu bekümmern; das ist falsch. Wo es sich um die Gesundheit von Gattinnen, Schwestern und Töchtern handelt, hat jedes Mitglied des starken Geschlechts das Recht und noch mehr die Pflicht der Intervention, umso-

mehr als von der Lösung dieses Problems zum Teile ja auch das Wohl oder Wehe seiner Enkel und Urenkel abhängt.

Die weibliche Tracht der civilisierten abendländischen Kreise ist keine nützliche Dienerin, sondern eine strenge Herrin, die ihre Unterthaninnen zwingt, sich den Leib zu kasteien, d. h. zu quälen und zu verunstalten. Die jetzigen Moden stehen zur Vernunft etwa in demselben Verhältnis wie der Aberglaube zu einer geläuterten Naturreligion. Ein seltsamer Etikettencodex, eine merkwürdige, inkonsequente „sociale Kleiderordnung“ wird schablonenhaft und gedankenlos befolgt. Man geht z. B. auf den Ball oder auf eine Soiree ohne Unterschied des Wetters, selbst im Winter, stark dekolletiert, während es für unstatthaft gilt, vor sechs oder sieben Uhr, selbst am heißesten Sommertage, sich daheim in einem ausgeschnittenen Kleid zu zeigen. Oder die Damen haben nichts dagegen, beim Besteigen eines Wagens oder beim Überschreiten eines schmutzigen Kreuzweges ein Bein bis zum Knie zu zeigen, falls dasselbe nur mit einem Strumpfe bedeckt ist, während es für unschicklich erklärt wird, das Bein zu zeigen, wenn es auch noch eine Unterhose trägt.

Der Hauptgrund, warum die verkehrte Eitelkeit, die falsche Sucht nach nicht vorhandener Schönheit den Sieg über die Vernunft davongetragen, ist wahrscheinlich der Umstand, daß die Lenker des Moden-

wesens schlechte Anatomen sind oder aber es sein wollen. Sie haben die Beschaffenheit des menschlichen Körpers total außer Acht gelassen. Die Frauen bewundern die Darstellungen der weiblichen Gestalt, wie sie in Bilder- und Skulpturengallerien zu sehen sind, als Kunstleistungen, mit denen die lebenden Damen der Wirklichkeit nichts zu schaffen haben. Sie scheinen diese Venus-Leiber für mythologische Gebilde zu halten, deren Maßstab nicht an sie selbst angelegt werden kann. Die zu kleidende Gestalt ist in ihren Augen eine ganz andere, und zwar die der glockenförmigen, wespentailligen Probiermamsellen, die sie in den „Kunstateliers" ihrer Schneiderinnen sehen und die allerdings nichts mit klassischer Schönheit gemein haben. Offenbar wollen die Damen den Herren die Ehre anthun, zu glauben, daß die männliche Gestalt vollkommener sei als die weibliche und daß diese, um vollkommen zu werden, erst nach Modevorschrift gedrückt und gepreßt werden müsse! Zweifellos sind die Damen physisch von Natur etwas schwächer angelegt, aber gerade darum sollten sie sich nicht noch mehr schwächen, ihre Nerven und Muskeln nicht noch durch unpassende Kleidungsstücke schädigen.

Welches sind die Hauptnachteile der üblichen Kleiderordnung? In welchen Beziehungen sündigen die Damenschneiderinnen und ihre freiwilligen Opfer am meisten? Der wichtigsten Nachteile und Sünden, die wir im Auge haben, sind drei:

1) Mangel an Freiheit der Bewegung. Hieran tragen hauptsächlich die Unterröcke und Über- oder Schoßröcke die Schuld; selbst bei schönem Wetter sind sie jeder lebhaftern Bewegung, jeder gesundheitlichen Leibesübung hinderlich; bei Wind, Regen und Straßenmorast sind sie aber geradezu peinlich. Wieviel größer ist die Anstrengung einer Dame als die eines Mannes beim Eislaufen, beim Velocipedieren, beim Reiten! Wie enorm der Widerstand, auf den die Kniee stoßen! Von wie vielen nützlichen Sports werden Frauen und Mädchen durch die Über- und Unterröcke ferngehalten!

2) Gewichtigkeit der Toiletten bei ungleicher Verteilung des Gewichts. Auch hier spielen die Unter- und Schoßröcke eine große Rolle; sie sind schwer und hängen von den Hüften herab, wodurch sie überdies die Mitte des Körpers erhitzen, während sie die unteren Teile der Beine verhältnismäßig unbedeckt lassen, so daß oft genug auch eine ungleiche Verteilung der Wärme platzgreift. Aber auch der Oberkörper ist gewöhnlich zu schwer gekleidet. Abgesehen von zu schwerem und zu reichlichem Stoffe, tragen die vielen unnützen — oft noch dazu häßlichen — Verzierungen, wie Puffen, große Mengen Knöpfe und Schmelzperlen, Schleifen, Quasten u. dgl., zur Erhöhung des Gewichts bei. Oft sieht man ein zartes Mädchen, dessen Rückgrat nur mühsam den Kopf und die Schultern aufrecht halten kann, eine Toilette

tragen, die zehn Pfund und mehr wiegt. Bei einer Fangballpartie gelang es einmal dem Major Wingfield — der dieses Spiel in England eingeführt hat — nur mit größter Mühe, eine Dame zu schlagen; er ließ nachträglich ihre und seine Gewandung wiegen und fand, daß die ihrige zehn, die seinige aber bloß 4½ Pfund wog, worauf er erklärte, sie hätte das Spiel gewinnen müssen, wäre sie nicht durch das Gewicht ihres Anzuges gehemmt gewesen. Weit ärger als das Gewicht selbst wirkt dessen unpraktische Verteilung — d. h. Konzentrierung auf die Hüftengegend — auf die Gesundheit ein.

3) Druck auf mehrere Körperteile, namentlich die Brust, das Herz, die Lungen, die Hüften, die Füße. Dies ist der weitesttragende Vorwurf, den man der modernen Frauentracht machen kann. In die das Wachstum der Organe schädigende Einpressungsarbeit teilen sich das Schnürleibchen, der sogenannte „Pariser" Schuh mit seinem hohen, stark vorgeschobenen Absatz, seiner schmalen Sohle und seinem spitz zulaufenden Vorderende, der zu eng anliegende Leib (Gilet, Jacke, Polonaise u. s. w.) des Überkleides und das Festbinden des Schoßrockes, der Unterröcke und der Unterhosen. Wir wollen nicht nur des Festmiederns gedenken, das bekanntlich schon vielen Damen das Leben verkürzt hat und dessen Folgen ein schlechter Magen, eingefallene Wangen, ein feuerroter und unreiner Teint, ein verkrümmter Rücken und das

Schwinden aller körperlichen und geistigen Spannkraft sind; nicht nur des Engschnürens, das die inneren Organe verrückt, den Brustkasten und die Taille verunstaltet, das Atmen erschwert, jede gesundheitliche Bewegung zur Qual macht, die Herzthätigkeit und die Verdauung schwächt, das Gehirn und das Blut verschlechtert und eine Menge von Leiden herbeiführt, bei deren Auftreten man die Ursache gewöhnlich in allen andern Umständen eher sucht als in dem stählernen oder fischbeinenen Ungeheuer. Wir wollen auch von dem lose getragenen Mieder sprechen und betonen, daß dasselbe ebenfalls verwerflich ist, denn die Schwere der Kleider läßt es von seinem richtigen Platze herabgleiten und auf das Becken drücken, also einen Schaden ermöglichen, der das ganze Lebensglück zerstören kann, abgesehen davon, daß die meisten Mädchen, selbst wenn ihr Wille gut ist, sich über das Maß der Lockerheit zu täuschen pflegen; man messe den Körperumfang nur während tiefen Einatmens und man wird sehen, daß es am besten ist, gar kein Schnürleibchen zu tragen. (Elastische Mieder sind freilich nicht so arg wie die üblichen, allein wie wenige tragen sie!) Aber selbst das genügt nicht, solange der Leib des Überkleides (Gilet, Jacke, Polonaise 2c.) zu eng ist, und ist auch dies nicht der Fall, so stiftet das Festbinden der Wäschstücke und des Schoßrockes noch immer genug Unheil, indem es ebenfalls zu Verwachsungen führt. Manche Mäd-

chen sind so schlank, daß Wäsche und Kleider, solange man sie überhaupt bindet und nicht knöpft, eng gebunden werden müssen, sollen sie nicht über die schmalen Hüften hinabfallen. In Mädchenschulen vorgenommene Messungen haben ergeben, daß bei drückender Kleidung innerhalb sechs Monaten die Höhe und der Brustumfang um je 1—2 Zoll zunahm, die Taille aber gar nicht wuchs, während dort, wo kein Druck gestattet war, der Brustumfang um 1½—2, der Vorderarm um ¾, der Arm um 1—1¼ und die Taille um 3½—4 Zoll größer wurde, abgesehen davon, daß die allgemeine Gesundheit und der Grad der Stärke in den beobachteten Fällen viel befriedigender waren, wo kein Körperteil eingepreßt werden durfte. Vielen Müttern, die nicht die Absicht haben, ihre Töchter zu verkrüppeln, mißlingt ihr Plan, weil sie beim Maßnehmen vergessen, daß, was bei einer gewissen Haltung locker ist, bei einer andern zu eng wird. Beim Maßnehmen steht das Mädchen aufrecht; in dieser Stellung und wenn die Lungen verhältnismäßig leer sind, mißt es um die Taille, nehmen wir an, 21 Zoll; dasselbe Mädchen wird aber sofort um 1½ Zoll mehr messen, wenn es eine tiefe Einatmung vornimmt, und beugt es sich auch noch vor, so kommen weitere 1½ Zoll Taille- oder Brustumfang hinzu. In der Schule sitzen Mädchen aber vielfach vorgebeugt, so daß ihnen Kleider zu eng werden, die während des Stehens weit genug sind. Was

schliesslich die Fußbekleidung betrifft, so ist das Übel nicht so erheblich, weil das Tragen von schädlichen, widernatürlichen Schuhen doch wohl nicht so allgemein ist wie das von verwerflichen Kleidungsstücken andrer Art; allein die Anzahl der Sünderinnen ist auch in diesem Punkte immerhin eine ungeheure. Um wieviel schöner, eleganter und — bequemer ist ein natürlicher Fuß im Gegensatz zu dem erkünstelten, verwachsenen Ergebnis des Tragens von „Pariser" Schuhen! Wie bitter rächt sich diese falsche, an die chinesischen Lächerlichkeiten erinnernde Eitelkeit durch Hühneraugen — sollen diese etwa elegant sein? —, durch Schmerzen beim Auftreten und durch die Unmöglichkeit, rasch und lange zu gehen! Wie blöde, den Schwerpunkt zu verlegen und das Gewicht des Körpers auf die Zehen zu konzentrieren! Um wieviel besser, schöner, gesunder sind den Geboten der Natur angepaßte Schuhe!

Wir haben gesehen, welche Nachteile die moderne Frauenkleidung im Gefolge hat. Wir haben gesehen, daß das Blut durch ungenügendes Atmen verschlechtert, daß infolgedessen das Hirn geschädigt wird, daß als weiteres Ergebnis die Lungen ihr Blutreinigungswerk nicht gehörig besorgen können und daß auf Grund all dessen jede anstrengendere, mechanische und geistige Arbeit überflüssigerweise ungemein erschöpfender gemacht wird als sie es unter anderen Verhältnissen wäre. Kurz, im vorstehenden haben

wir von dem Übel gesprochen; nunmehr wollen wir uns mit der Abhilfe beschäftigen.

2. Die Abhilfe.

„Aller Anfang ist schwer."

Wir haben schon einmal bemerkt, daß die „Frauenfrage", von Nordamerika abgesehen, in keinem Lande so sehr fortgeschritten ist wie in England, wo es weit mehr gelehrte Damen, Schriftstellerinnen, Künstlerinnen und Beamtinnen giebt als in irgend einem andern europäischen Staate. Seitdem die Frauen nicht mehr ausschließlich als Sklavinnen oder Puppen betrachtet werden, seitdem sie mehr und mehr danach streben, ihr Brot selber zu verdienen, ist die Wichtigkeit der Kleiderfrage beträchtlich gestiegen. Erstens fühlen viele bei ihren Beschäftigungen die Schattenseiten der üblichen Trachten, zweitens haben viele nicht Zeit und Lust, sich um alle Details und Launen der Mode zu bekümmern, wollen aber dennoch nicht durch Abweichungen auffallen, solange solche nicht allgemeiner anerkannt sind, oder sie wollen nicht „schlampig" aussehen. Die engen Leiber, die einschneidenden Unterröcke, die schweren Falben, Perlen, Schleifen, Quasten, Bänder, Fransen, Puffen u. dgl. sind ihnen zuwider; das Mieder verursacht ihnen beim Bücken und Vorbeugen Schmerzen; sie finden, daß ihnen beim Schreiben oder Studieren jeder Druck,

jede Pressung unausstehlich ist; kurz, sie sind sich des Übels bewußt, wissen aber nicht, wie abzuhelfen, und wissen sie es oder glauben sie es zu wissen, so haben sie entweder nicht den Mut oder nicht die Energie, nach ihrer Überzeugung zu handeln. Speciell von dem Schnürleibchen, das in England überhaupt allgemeiner und enger getragen wird als anderswo — von Kindheit auf bis ins Greisenalter, selbst bei der schwersten Arbeit, sogar während der ganzen Schwangerschaft —, können sich nur erstaunlich wenige lossagen, aus Furcht, abzustechen, für weniger schlank zu gelten u. s. w.

Glücklicherweise aber giebt es immerhin eine gewisse Anzahl vorurteilsloser Damen, die sich nicht fürchten, eine Reform anzustreben. Wenn diese Bestrebungen bisher erfolglos geblieben sind, so hat das seinen Grund nicht nur in der Verstocktheit der Modethörinnen und in der Vorliebe der meisten Menschen für den lieben „alten Schlendrian“, sondern auch darin, daß die Umwälzungskandidatinnen es nicht verstanden haben, Vorschläge zu machen, die radikal gewesen wären und zugleich die angeborene Gefallsucht des schönen Geschlechts genügend berücksichtigt hätten. Man hat nämlich hauptsächlich vorgeschlagen, die Frauen sollten Männerkleider tragen; diese aber dünken der Damenwelt nicht genug geschmückt und verziert. (Nur zur Annahme des häßlichsten und unangenehmsten aller männlichen Toilettestücke, des

Cylinderhutes, den selbst zahlreiche Männer schmähen, haben sich die Damen entschlossen!) Die zuweilen von Ärzten gegebenen Winke hinwiederum sind unbeachtet geblieben, weil sie sich in der Regel nur auf unbedeutende Details bezogen, ohne das Übel bei der Wurzel zu fassen, d. h. eine gründliche Änderung der der Frauentracht zu Grunde liegenden unheilvollen Prinzipien zu fordern. Die Amerikanerin Mrs. Bloomer, die vor längerer Zeit eine männerähnliche, aber der Männerkleidung doch nicht ganz gleichkommende Tracht erfand, scheiterte, weil diese wirklich häßlich war.

Aus alledem geht hervor: erstens, daß es sehr schwierig ist, bei einer solchen Reform das Richtige zu treffen; zweitens, daß jede neue Tracht, wenn sie dem Übel gründlich abhelfen soll, auf durchaus andern Grundsätzen beruhen muß als die jetzigen Moden; drittens, daß kein Reformvorschlag auf allgemeine Annahme rechnen kann, der nicht bei aller Gesundheit, Bequemlichkeit und Zeitersparnis die Gesetze der Schönheit im Auge behält, denn die meisten Weiber werden zu allen Zeiten den Wunsch hegen, sich zu putzen, sei es mit Beachtung oder mit Außerachtlassung der Forderungen der Vernunft. Es giebt Frauen genug, die kein Schnürleibchen tragen und denen nichts am Schnitt ihrer Kleider liegt, solange diese nur recht lose sind; aber dieses Beispiel findet nicht allgemeinere Nachahmung, weil die betreffenden Kleider

häßlich sind und ihre Trägerinnen darin „schlampig" aussehen; überdies sind diese „Vernünftigen" fast immer ältliche Personen, während jüngere gegen die Nettigkeit in der Toilette nicht so leicht gleichgültig werden.

Jede richtige Reformbestrebung muß also sowohl die natürliche Gestalt des Körpers wie auch die Gebote der Wohlgefälligkeit berücksichtigen. Das erstere wäre mit Hilfe der Anatomie leicht zu erreichen, viel schwieriger aber das zweite, denn die Begriffe von Schönheit und Geschmack sind bekanntlich sehr verschieden. Die neuesten Reformatorinnen sind bemüht, anmutige „Zukunfts-Trachten" zu ersinnen; allein die Anschauungen von weiblicher „Anmut" sind durch die „süße Gewohnheit" des Anblicks falscher „Ideale" längst in Verwirrung geraten. Doch man muß einmal einen Anfang machen, muß versuchen, den verderbten Geschmack zu läutern, durch die Vorhaltung einfacherer, aber edlerer Muster zu erziehen. Diese Aufgabe haben sich zwei Vereine gestellt, die sich in London im Jahre 1881 bildeten. Die Anregung zu ihrer Begründung gab der relativ günstige Erfolg, den eine um die Mitte der siebziger Jahre von mehreren amerikanischen Damen in Scene gesetzte Agitation — bestehend aus einer Serie von fünf Vorträgen weiblicher Ärzte, gehalten in vielen Städten der Union — in den Vereinigten Staaten erzielt hat. Der eine Verein heißt „Rational Dress So-

ciety", der andre „Rational Dress Association": beides heißt „Gesellschaft für rationelle Kleidung". Beide Vereine bezwecken, wie es in den Statuten heißt, „die Förderung der Annahme einer auf Rücksichten der Gesundheit, Bequemlichkeit und Schönheit beruhenden Kleiderordnung"; beide „mißbilligen die ewigen Modewandlungen"; beide wollen ihr Ziel durch Veranstaltung von Versammlungen, Vorträgen und Ausstellungen, durch Abfassung und Verbreitung von Anzeigen, Flugschriften u. s w., sowie durch die Ersinnung und den Verkauf von Papiermustern „rationeller" Toiletten zu erreichen suchen; beide sind der Ansicht, daß jede richtige Reform eine Verbesserung sein sollte, statt der Thorheit, Trägheit, Unwissenheit und Laune einfach eine neue Abwechslung zu bieten; beide stimmen darin überein, „eine wirklich schöne Toilette lasse sich" — wir citieren aus einer, „Rationelle Kleidung und ihre Wirkungen" betitelten englischen Broschüre der Mrs. E. M. King, Schriftführerin der R. D. Association — „ohne das Behängen der Taille mit Vorhängen herstellen"; die Wohlgefälligkeit „hänge nicht ausschließlich davon ab, daß der Körper mit einer Menge Stoffs überladen werde, sondern sei auch mit der vollkommenen Entwickelung des Leibes, mit leichter Beweglichkeit und mit Elasticität vereinbar; die Welt müßte an ihren Schönheitsforderungen keine Einbuße erleiden und die Damen könnten dennoch eine gesunde und

angenehme Tracht tragen". Beide Vereine „protestieren gegen jede Mode, die die Gestalt verkrümmt, die freie Bewegung des Körpers hemmt und die Gesundheit schädigt, gegen Mieder, enganliegende Kleider, enge Schuhe mit hohen Absätzen, schwere Unterröcke, allzugewichtig aufgeputzte, überladene Schoßröcke, vulgäre, entstellende Krinolinen und Krinoletten."

Man sollte glauben, daß es am besten wäre, wenn zwei so gleichgesinnte Vereine sich miteinander verschmelzen würden, um „viribus unitis" zu arbeiten; leider müssen wir bemerken, daß diese beiden Gesellschaften es umgekehrt gemacht haben: sie waren anfänglich Eine Körperschaft; diese teilte sich erst später — Ende 1882 — in zwei Gruppen. Den Anlaß zu dieser, im Interesse der guten Sache bedauerlichen Spaltung gaben Meinungsverschiedenheiten über die Natur der anzustrebenden Reformen. Mrs. King war mit der Vicomtesse Harberton — der Präsidentin der jetzigen „Society" — darüber einig, daß die üblichen Unterröcke abzuschaffen seien, daß kein Mieder getragen werden dürfe, daß die Wäsche nicht gebunden, sondern geknöpft werden sollte, daß die Fußbekleidung auf den Geboten der Hygieine beruhen müsse, daß das Gewicht und die Wärme der Kleidung gleichmäßig über den ganzen Körper zu verteilen ist, kurz, die Damen waren über alles einig, nur nicht über den einen, allerdings sehr wichtigen Punkt: was an die Stelle der Unterröcke zu treten habe. Lady Harber-

ton befürwortet einen sogenannten „zweiteiligen Rock“, das heißt eine Art ungeheuer weiter Pluderhosen, über denen ein gewöhnliches (nur nicht zu bindendes, sondern zu knöpfendes) Überkleid zu tragen wäre, unter dem zwei bis drei Zoll der Hosen hervorgucken würden. Mrs. Kings dagegen behauptet, das sei nicht radikal genug; die Hosen dürfen nicht übermäßig weit sein, wenn sie nicht zu schwer sein sollen; die Beibehaltung des Schoßrockes würde das Übel „Behinderung freier Bewegung“ fortbestehen lassen und das Prinzip, daß der Schoßrock nur zur „Zierde“ da sei, nicht zum Durchbruch bringen; vorderhand müsse man, um nicht durch Überstürzung alles zu verderben, mit geringen Anfängen einer Reform zufrieden sein, auf die Dauer aber müsse man weiter gehen — während Lady Harberton bei ihrem „Zweiteiligen“ stehen bleiben will —, und zwar werde es früher oder später zu einer Tracht kommen, bei der ein Mittelding zwischen türkischen Weiber- und abendländischen Männerhosen ohne darüber zu tragenden Schoßrock die Hauptrolle spielen dürfte.

Sollen sämtliche Bedingungen einer gründlichen und nützlichen Reform erfüllt werden, so ist es allerdings kaum zweifelhaft, daß irgend eine Art von zweibeinigem Kleidungsstück die gestaltlosen Unterröcke wird ersetzen müssen, womit nicht gesagt ist, daß die Frauen Männerbeinkleider tragen werden oder sollen. Das Prinzip — Berücksichtigung des Körperbaus

— ist freilich für Damen und Männer ein gemeinsames; aber der Schnitt und die Verzierungen können die Weiberhose vielfach von dem männlichen Beinkleid unterscheiden; das eigentliche Kleidungsstück soll permanent, die Draperie darf veränderlich — nur nicht schwer — sein. Über das Wie und Was der Reform herrscht noch keine Klarheit. Um die Herbeiführung der letzteren zu fördern, sowie um dem Schneidergewerbe Veranlassung und Gelegenheit zu bieten, die Reformfrage aufzugreifen und an ihrem Fortschritt teilzunehmen, veranstaltete die King'sche „Association“ im Juni 1883 zu London eine „Ausstellung rationeller Kleidung“; um die spröden Modistinnen anzulocken, wurde für geeignete Ausstellungsobjekte — d. h. „vernunftgemäße“ Muster von Zukunftsroben — eine Reihe von Geldpreisen ausgeschrieben. Die Beteiligung war denn auch eine recht lebhafte, seitens der Fachschneider sowohl als der Dilettanten im Publikum und wir bemerkten auf der recht interessanten Ausstellung manche sehr befriedigend entworfene Tracht nach dem löblichen Ideal der leitenden Reformatorinnen. Eine Beschreibung dieser handgreiflichen Umwälzungsvorschläge oder Heilungssymptome wäre hier nicht am Platze; wir müssen uns mit einigen Bemerkungen begnügen. Der splendid ausgestattete Katalog enthielt etwa fünfzig Abbildungen von „Zukunfts-Toiletten“ nebst erläuterndem Text. Das Klügste war, daß behufs An-

spornung des Erfindungsgeistes eine Reihe von Preisen von je zehn bis fünfzig Pfund Sterling für „vernunftgemäße“ Salon-, Straßen-, Velociped-, Bergsteig-, Eislauf-, Reit-, Cricket-, Ruder- und andere Toiletten ausgeschrieben waren. Neben den Geboten der Gesundheit und Bequemlichkeit mußten — das war Bedingung für Preiswerber — auch die des guten Geschmackes unter möglichster Anlehnung an die landläufigen Formen berücksichtigt werden.

Die lebhafte Beteiligung an der King'schen Ausstellung bewies, daß das Interesse an einer Reform größer ist als man anzunehmen pflegt. Bei der verhältnismäßigen Neuheit der Sache konnte es nicht fehlen, daß viele Stücke nicht alle Bedingungen erfüllten; die Preisrichter konnten denn auch nur fünf von den ausgeschriebenen neun Preisen zuerkennen. Allein der Hauptvorteil war, daß die Aufmerksamkeit der Presse, des großen Publikums und der Schneiderkreise in hohem Grade wachgerufen wurde. Das unmittelbarste praktische Ergebnis äußerte sich darin, daß sich zahlreiche Modenfirmen sofort bereit erklärten, die „Zukunfts“-Schnittmuster in ihre Schaufenster zu legen und danach auf Bestellung Roben und Wäsche anzufertigen, während früheren Bitten der Vereine nach dieser Richtung von keiner einzigen Firma entsprochen wurde. Weitere Schritte sind teils gethan, teils geplant. Frau King beabsichtigt nämlich, eine der Bewegung zu widmende Monatsschrift her-

auszugeben. Sie hält in vielen englischen und amerikanischen Städten Vorträge über die Anforderungen an rationelle Toiletten. Vorläufig, wie gesagt, will sie „nur langsam voran“; durch anfänglich kleine, dann immer größere Abweichungen von dem „alten Schlendrian“ will sie allmählich einen Kleidungsstil herbeiführen, „der unserer Person und unserer Lebensweise angepaßt sein soll“. Die Harberton'sche „Gesellschaft“ beteiligte sich im Juli 1883 an der hygieinischen Ausstellung der „National Health Society“ zu London, und beide Vereine beschickten die große londoner internationale Hygieine-Ausstellung von 1884. Als sie noch eins waren, beschickten sie — kurz nach ihrer Entstehung — die Brightoner Gesundheitsausstellung.

Es giebt noch eine dritte Gruppe von Reformfreundinnen: die Anhänger des „dem modernen Gebrauch angepaßten griechischen Gewandes“. Diese Gruppe, die allerdings keinen Verein gebildet hat und am unthätigsten ist, wird von einer hervorragenden englischen Dichterin mit deutschem Namen geleitet: von Mrs. Emily Pfeiffer, die schon 1878 über ihre Idee schrieb und 1883 die erwähnte, vom Nationalen Gesundheitsverein veranstaltete Ausstellung beschickte; von ihr und zwei anderen Damen war da je ein sehr graziöses Kleid dieser Art zu sehen. Das Prinzip ist: ein ganz einfach gemachtes Kleid der sogenannten, allenthalben bekannten „Prinzeß“-Gat-

tung — Leib und Schoß in einem Stück — aus beliebig feinem oder ordinärem Stoff irgend welcher Art, und darüber eine in schöne Falten zu legende Toga (Pallium, Shawl), aus ganz weichem Stoff. Diese Kleider nehmen sich sehr gefällig aus, eignen sich aber weder für alle Welt, noch für alle Umstände und Beschäftigungen; sie üben auf keinen Körperteil Druck aus, aber im Punkte der Bewegungsfreiheit sind sie nicht besser, als die jetzigen Moden.

Die Entdeckung, praktische Verwertung und allgemeine Anerkennung aller richtigen Grundsätze und Details einer definitiven Umwälzung wird selbstverständlich viel Nachdenken und eine sehr lange Zeit beanspruchen; aber sicherlich wird es über kurz oder lang zur Verwirklichung der menschenfreundlichen Reformbestrebungen kommen; die blöden Straßenschleppen und manche anderen Unsinnigkeiten sind bereits verschwunden, — hoffentlich wird die Vernunft bald auch in anderen Einzelheiten triumphieren und schließlich einen vollständigen Sieg erringen. Die Sache ist zu wichtig, als daß wir glauben könnten, sie werde im Sande verlaufen, und wir wünschten, daß sich einige deutsche Frauen bereit fänden, die hier begonnene Bewegung energisch auf den heimatlichen Boden zu verpflanzen; wie das Übel international ist, sollte auch die Abhilfe international werden.

Vorläufig, bis sich die Ansichten über die Zukunftstrachten ein wenig geklärt haben werden, müßte

man mindestens versuchen, die gegenwärtig im Schwange befindliche Art der Bekleidung unschädlicher zu machen, als sie es ist. Und das fällt nicht schwer; man braucht nur die folgenden Winke zu beherzigen, bei deren Erteilung wir vornehmlich die jungen Mädchen im Auge haben, denn das Hauptunheil geschieht in der Jugend, während der Zeit des Wachstums. Würden sich nur vollkommen ausgewachsene und entwickelte Damen miedern, binden, pressen, drücken und beladen, so wäre das Unglück nicht so arg; wachsende Mädchen aber werden durch schädliche Kleidung in ihrer Entwickelung gehemmt und das kann auf ihr späteres Eheleben den verhängnisvollsten Einfluß ausüben.

Die Kleider sollten, wo nur irgend thunlich, aus enggewebten Stoffen von unverfälschter Schafwolle gemacht sein und nur mit Spitzen, Stickerei und anderen leichten Dingen — nicht mit schweren, wie Perlen 2c. — aufgeputzt werden. Mehr als zwei Unterröcke, und zwar möglichst leichte, sollte man nicht tragen, und diese sind nicht zu binden, sondern zu knöpfen. Ist das äußere Kleid nicht eine sogenannte „Prinzeß", d. h. Leib und Schoßrock in einem Stück, so soll der Schoßrock an ein hohes — nicht ausgeschnittenes — elastisches oder leinenes Unterleibchen geknöpft werden. Das häufige Wärmen kalter Füße am Feuer ist zu vermeiden; man trage lieber möglichst warme Strümpfe — nötigenfalls zwei Paar

— und dicksohlige Schuhe. Die Fußbekleidung sollte so beschaffen sein, daß die Sohlen und die Zehenbedeckung breit, die Absätze niedrig und ganz hinten angebracht sind. Gürtel am Außenkleide, sowie Schnürmieder — mit Ausnahme der dehnbaren — sind verwerflich. Beim Maßnehmen ist darauf zu achten, daß die, natürlich ungemiederte Taille bei voller Einatmung, ferner beim Bücken, Sitzen u. s. w. berücksichtigt werde, und daß die Ärmel weit genug seien, das gleichzeitige Erheben beider Arme über den Kopf zu gestatten. Schließlich ist darauf zu sehen, daß keine Robe mehr wiege, als höchstens drei bis vier Pfund.

Wer diese Winke beherzigt, wird zwar noch kein vollkommenes, aber immerhin ein verhältnismäßig nützliches Gewand tragen, ohne äußerlich irgendwie durch Abweichung vom üblichen Kleidungsstil oder durch Vernachlässigung der Gesetze der Schönheit — selbst nach jetzigen Begriffen — aufzufallen. Die Furcht vor dem Abstechen ist eines der Haupthindernisse der Verwirklichung radikalerer Reformbestrebungen; kommt es also schon nicht zu durchgreifenden Umwälzungen, so kann es doch nicht schwer sein, unaufdringlichen, versteckten Verbesserungen zur allgemeinen Anerkennung zu verhelfen. Möge jeder Arzt und möge jeder Vater, Bruder oder Gatte, dessen Tochter, Schwester oder Gemahlin ihre Brust, ihre Taille und ihre Füße preßt, auf den angedeuteten

Änderungen bestehen; möge die Gleichgültigkeit, die die Männer — zumeist aus Unwissenheit — in Sachen der Frauenkleidung an den Tag zu legen pflegen, besserem Verständnisse und größerem Interesse weichen, — dann ist die solideste Grundlage und der festeste Stützpunkt für alle Reformbestrebungen gefunden.

IV. Zur Frauenerwerbsfrage.

Fast neun Decennien sind verflossen, seitdem Mary Wollstonecraft, die Gattin des berühmten Philosophen Godwin, die Schwiegermutter des edlen Poeten Shelley, den ersten Protest erhob gegen die Abhängigkeit des schwachen Geschlechtes vom starken, gegen den Mangel an Nahrungsquellen für wohlanständige, ehrliche, unabhängigkeitsliebende Mädchen und Frauen. Seit dem Erscheinen ihres Buches „Die Frauenrechte" sind zahllose Abhandlungen über diese sociale Frage von hoher Wichtigkeit geschrieben worden. Lange, sehr lange begegnete man allen Neuerungsvorschlägen mit Entrüstung und erst in neuerer Zeit ist die Welt geneigt, der Sache die ihr gebührende Aufmerksamkeit zu schenken, ohne sich um jeden Preis abstoßend dagegen zu verhalten. Während bisher ein Mädchen, das auf eigenen Lebensunterhalt angewiesen war, nur die Wahl hatte, Lehrerin, Gouvernante oder Nähterin zu werden, steht demselben heute eine ganze Reihe von Beschäftigungsarten zu Gebote und es vermag sich je nach Lust und Talent zu entscheiden.

In England war es glücklicherweise der Staat selbst, der sich der Sache annahm und dieselbe von der grauen Theorie in die grüne Praxis übertrug; er hat es wahrlich nicht zu bereuen. Die Herren von Whitehall haben von vornherein der Verwendung von Damen im Dienste der Regierung eine günstige Stimmung entgegengebracht. Die ersten Versuche wurden im Postwesen angestellt und erwiesen sich rasch als so erfolgreich, daß man das Experiment ausdehnte und seither überraschend gute Resultate zu verzeichnen hat. Man denkt denn auch daran, den Damen immer mehr Feld einzuräumen. Wie bei allen Neuerungen, hat es auch da viel Opposition gegeben — und giebt es deren noch fortwährend — und viele Mitglieder des starken Geschlechts waren ungalant genug, ihrer Animosität ungescheut Ausdruck zu geben. Allein die wenigen Nachteile, die das System der Damenarbeit in Bureaux bieten mag, werden von den socialen Vorteilen desselben weitaus übertroffen.

Gegenwärtig werden in fünf Zweigen des Londoner Postwesens Damen verwendet. Vor allem im Telegraphen-Departement; hier drohen die weiblichen Beamten allmählich ihre stärkeren Rivalen gänzlich zu verdrängen. Im neuen Haupt-Telegraphengebäude sind achthundert Personen beschäftigt, wovon siebenhundert der besseren Hälfte der Menschheit angehören. Während es bei allen anderen Abteilungen Grund-

satz der Regierung ist, in einer und derselben Räumlichkeit entweder **nur** Damen oder **nur** Männer arbeiten zu lassen, wird es im Telegraphenamt auf Saint-Martin's-le-Grand unvermeidlich, daß beide nebeneinander arbeiten; der Hauptgrund ist die Notwendigkeit der vierundzwanzigstündigen Abwechslung im Dienste der Männer, während Damen niemals Nachtdienst leisten dürfen. Dieses Zusammenwirken von Beamten beiderlei Geschlechtes mag seine Nachteile haben, allein der Umstand, daß diese Einrichtung auch in Österreich-Ungarn und anderswo besteht, zeigt, daß sie nicht zu umgehen ist.

Die Funktionen, welche im Telegraphenamte von Damen verrichtet werden, sind bei weitem die wenigst schwierigen, wichtigen und verantwortlichen. Viel deutlicher treten die Früchte des Liberalismus der Postverwaltung in der Abteilung für Finanzen und allgemeine Verrechnung hervor, speciell in einem Zweige, der den Namen „Telegraph Clearing House" (Telegraphen-Abrechnungsbureau) führt. Hier erkennt man klar, daß ein Mädchen, wenn es entsprechend unterrichtet ist, mit einem Manne in der Erfüllung ernster Pflichten sehr gut zu konkurrieren vermag. Das Clearing House wurde 1871 — nach der Erwerbung der Telegraphenlinien Englands durch die Regierung — errichtet und dem Chef der Finanz-Abteilung der Post unterstellt; dieser Herr legte großes Interesse an den Tag für die Frage der Frauenbe-

schäftigung und hat es im Laufe der Zeit dahin gebracht, daß das ganze Personal des Clearing House aus Damen besteht; es giebt da 1 Superintendentin, 2 Oberbeamtinnen, 3 Beamtinnen erster Klasse und 35—55 Beamtinnen untergeordneten Ranges.

Die höchst wichtige Thätigkeit des Clearing House zerfällt in drei Zweige:

a) Jeden Monat werden alle Telegramme geprüft, die an einem Tage auf jedem Postamt des ganzen Vereinigten Königreichs — wie in Deutschland, giebt es in Großbritannien und Irland keine separaten Telegraphenämter, sondern diese sind gänzlich mit den Postämtern vereinigt — aufgegeben werden. Man liest jedes Telegramm durch, um zu sehen, ob es allen betreffenden Vorschriften genau entspricht. Die einen Verstoß enthaltenden Depeschen werden ausgeschieden, mit aufklärenden Notizen beschrieben und dem schuldtragenden Postvorstand retourniert. Von den 60 000 Depeschen, die monatlich geprüft werden, unterliegen durchschnittlich etwa zehn Percent einer derartigen Behandlung.

b) Die von den Eisenbahngesellschaften eingereichten Rechnungen — für die Führung der Telegraphenämter auf den Bahnhöfen im Namen des Staates — werden geprüft, um etwaige allzuhohe Ansprüche zu mäßigen. Unter diesem Titel bezahlte die Regierung im Jahre 1884 weit über zwanzigtausend Pfund Sterling.

c) Die Jahresrechnungen für die Zeitungs-Eigentümer, welche für ihre Depeschen Kredit genießen, müssen im Clearing House zusammengestellt werden. Jedes Wort eines einzelnen Telegrammes wird gezählt; es wird ermittelt, welches Telegramm bei Tage, und welches des Nachts expediert wurde, denn Nachtdepeschen sind billiger; der Hauptinhalt jedes einzelnen Stückes muß in die Rechnung eingestellt werden, da auch hierdurch die Preise beeinflußt sind. Außerdem hat die Verwaltung Separat-Übereinkommen getroffen mit telegraphischen Korrespondenzbureaus — wie Reuter's, Maclean's, Newspaper Press Agency u. s. f. — die ihre Depeschen in vielen Exemplaren an Zeitungen, Hotels und Klubs versenden. Die Verrechnungen mit diesen Gesellschaften sind sehr verwickelt und es gehört viel Geduld und Aufmerksamkeit dazu, all die mannigfaltigen hier geltenden Regeln und Instruktionen genau innezuhaben und gewissenhaft zur Ausführung zu bringen. Die Rechnungen in dieser Abteilung belaufen sich jetzt jährlich auf etwa 60 000 Pfund.

„Und," fragt man, „wie gelingt es den Damen, diesen Anforderungen zu entsprechen?" Darauf kann es nur die wahrheitsgetreue Antwort geben: „Vorzüglich gelingt es ihnen." Vor nicht langer Zeit war eine parlamentarische Kommission damit beschäftigt, verschiedene Zweige des Staatsdienstes zu untersuchen; sie kam auch ins Clearing House. Der Chef

desselben konnte die Accuratesse, Sorgfalt und Intelligenz der Damen nicht genug loben und bemerkte wörtlich: „Sie machen ihre Arbeiten ausgezeichnet und lassen gar nichts zu wünschen übrig.“ Als Beleg für die Richtigkeit seiner Darlegungen führte er an, daß das Bureau, dem die Überprüfung der Arbeiten des Clearing House obliegt, seit dem Bestehen des letzteren erst zweimal, sage zweimal, in die Lage kam, Rückfragen zu stellen.

So befriedigend aber die Leistungen der Schönen auch sein mögen, — die materielle Anerkennung bleibt dahinter stark zurück. Im Clearing House erhalten die Subalternen 30—50 Pfund, die Beamtinnen erster Klasse 60—80, die Oberbeamtinnen 80—130, die Superintendentin 150—180 Pfund Jahresgehalt. Es ist allerdings anfänglich von vielen Seiten behauptet worden, daß die Damen in einem bestimmten Zeitraum nicht so viel arbeiten wie die Männer. Dies hat sich aber als unrichtig herausgestellt.

Noch ärger ist das Mißverhältnis zwischen den Gehalten der Herren und denen der Damen in der Sparkassen-Abteilung der Postverwaltung. Hier werden Mädchen erst seit ca. zehn Jahren verwendet, aber schon jetzt geht alles aufs beste und ist bereits eine Dame zur Superintendentin avancirt. Während aber die männlichen Beamten 200—300, 300—400 und 500—600 Pfund bekommen, müssen sich die weiblichen in denselben Stellungen mit 40—75, 80—100

und 110—165 Pfund begnügen. Erfreulicherweise hört man, daß der Regierung Vorschläge gemacht werden, die Damengehalte, wenn schon nicht denen der Männer gleichzustellen, so doch beträchtlich zu erhöhen, und wir haben alle Ursache, zu glauben, daß dieser Vorschlag durchdringen werde.

Ziemlich ausgedehnt ist die Verwendung von Mädchen im Bureau für unbestellbare Postsendungen („Returned Letter Office“); dort sind neben 10 Männern 40 Damen angestellt. Letzteren fällt die leichtere, ersteren die schwerere Arbeit zu. Die Mädchen haben vorzüglich die Aufgabe, die geöffneten unbestellbaren Sachen an die Aufgeber zurückzuschicken. Jede Beamtin erhält ein Bündel offener Briefe, aus dem sie Stück für Stück herausnimmt; sie liest die Adresse des Absenders und schreibt dieselbe auf ein offizielles Couvert, welches sie schließt. Andere tragen den Inhalt mancher Briefe auszugsweise in ein Buch ein, und noch andere beantworten die schriftlichen Anfragen an das Departement. Hier sind die Gehalte noch niedriger, als in den übrigen erwähnten Abteilungen, dafür aber unterliegen die Leistungen auch keiner großen Verantwortung. Doch beginnt man, an die Ausdehnung der Damenthätigkeit zu denken; freilich muß man dabei vorsichtig sein, denn die Sache hat ihre Bedenken, und vorläufig erfahren die Briefe, bevor sie den retournierenden Damen überantwortet werden, ihre Hauptbehandlung noch durch Männer.

Selbst diese haben mit Schwierigkeiten zu kämpfen, wenn sie keine merkantilische Bildung besitzen und nicht zugleich mit großer Umsicht und vielem Scharfsinn begabt sind. Es kommen nämlich jedes Jahr für etwa 600 000 Pfund Sterling Wertpapiere, wie Aktien, Wechsel u. dgl. in unbestellbaren Briefen vor, und es ist in der Regel mit Sicherheit anzunehmen, daß die Mädchen nicht wissen würden, was mit diesen Dingen anzufangen und mit wem darüber zu korrespondieren. Deshalb scheiden die männlichen Beamten derlei Briefe aus; desgleichen solche, deren Inhalt für Auge und Ohr von Damen nicht geeignet ist. Im „Returned Letter Office“ sind Angehörige des schönen Geschlechts seit zehn Jahren engagiert und die Resultate sind höchst zufriedenstellend. Der Abteilungs-Chef hat geäußert, die Damen hätten in jeder Beziehung seine Erwartungen weit übertroffen; sie seien flink und gewissenhaft und ihre Disciplin sei eine so vortreffliche, daß er nicht ein einzigesmal Gelegenheit gehabt, irgend einer der Beamtinnen einen Verweis zu erteilen.

All die Klassen von Damen, die wir bisher vorgeführt, kommen mit dem Publikum in geringe oder gar keine Berührung. Nun halten wir bei jener Gattung von Postdamen, die mit der Öffentlichkeit verkehren und diese Gattung ist weitaus die zahlreichste von allen. Wir meinen die Schalterbeamtinnen oder, wie es in Österreich hieße, die „Post-Offizialinnen“.

Es giebt wohl noch in einigen Londoner Postbureaus Männer, aber dies ist so selten der Fall und man ist so sehr gewöhnt, von schönen Augen angeblickt, von schönen Lippen angesprochen und von schönen Händen bedient zu werden, daß man förmlich überrascht wird, wenn man in ein Postamt gerät, wo man sich Brillen und Bärten gegenübersieht. Wie angenehm sticht die Liebenswürdigkeit dieser englischen Postdamen von der Eigenart männlicher Postbären ab! Freilich mag es vorkommen, daß die Freundlichkeit zu weit geht und eine schöne Schalterbeamtin sich mit einer „starken“ Kundschaft verplaudert; das Unglück ist aber nicht so groß und kann sogar sehr honnete Folgen haben. Dies kann selbst der Verfasser bezeugen; zwar führte er keine der Markenverkäuferinnen heim, aber er hat derlei Schaltergesprächen manchen Einblick in postalische Dinge zu danken.

Privat-Institute haben versucht, das Beispiel des Staates nachzuahmen; den ersten Rang unter ihnen nimmt die große Gesellschaft „Prudential Life Assurance Company“ ein, welche in ihren Bureaus siebzig Damen beschäftigt. Einige davon sind Buchhalterinnen und Korrespondentinnen, die meisten haben jedoch die Bestätigungen und Listen über die Ratenzahlungen der armen Klassen für die Polizzen — in der Regel einen Penny wöchentlich — zu schreiben; solcher Zettel giebt jene Gesellschaft wöchentlich etwa 20 000 aus. Die Damen erhalten 32—62 Pfund

Sterling jährlich; hier ist diese Sparsamkeit eher zu begreifen und zu entschuldigen als bei der Regierung. Aber man glaube ja nicht, daß der Stab der Beamtinnen deshalb nicht ein trefflicher sei; im Gegenteile, er ist sehr gewählt. Die Damen müssen nicht nur aus guten Familien sein, sondern geradezu Töchter von Mitgliedern freier Stände, wie Richter, Geistliche, Lehrer u. s. w.: Töchter von Handelsleuten und Industriellen werden unter keiner Bedingung zugelassen — die Gründe sind uns unbekannt. Auch andere Versicherungsgesellschaften, Banken und ähnliche Anstalten beginnen, Damen in ihren Bureaus zu beschäftigen. Ebenso Buchhandlungen und Advokaten-Kanzleien, in denen ein Mädchen zwischen 50 und 100 Pfund verdienen kann, besonders als Kopistin. In neuester Zeit haben sogar Bahn-Kompagnien den Versuch gemacht, Damen als Bureau-Beamte zu verwenden; sie bezahlen 30 bis 50 Pfund.

Während in den meisten Ländern die Verkaufsläden aller Art zum größten Teile von männlichen „Commis“ bewirtschaftet werden, hat in England auch auf diesem Gebiete die Verwendung weiblicher Kräfte so rapide Fortschritte gemacht, daß ein Geschäftslokal mit männlichen Verkäufern zu den seltensten Dingen gehört — speciell was London betrifft. Man betrete eine Modewaren-, eine Galanterie-Handlung, eine Schänke, ein Kaffeehaus, eine Trafik, kurz, welches Geschäft man wolle, — fast überall findet

man Damen am Bureautisch. Seit einiger Zeit ist eine lebhafte Agitation des Publikums im Gange, um die Herren Chefs dieser armen geplagten Mädchen zu veranlassen, diesen das Niedersetzen zu gestatten, wenn sie keine Kunden zu bedienen haben. Die Chefs sind nämlich unmenschlich genug, jeden Moment der Ruhe als Faulheitsanzeichen zu betrachten und jedes Anlehnen gegen den Ladentisch mit einem Gehaltsabzug zu bestrafen. Ist ein zwölfstündiges ununterbrochenes Stehen schon einem starken Manne nachteilig, um wieviel mehr einem zarten Mädchen! Es ist nur recht und billig, daß sich die Kundschaften selbst der Sache annehmen und beschließen, nur in solchen Geschäften zu kaufen, deren Besitzer ihre Bediensteten nicht ärger als Lasttiere behandeln. Wenn es Gesellschaften giebt zum Schutz der letzteren gegen Grausamkeit, warum sollte sich niemand der unnütz mißhandelten Damen annehmen? Umsomehr, als diese selbst — aus Furcht, die Stelle zu verlieren — sich nichts zu sagen getrauen.

V. Die „Kinder Gottes“, eine weibliche Sekte.

In meinem Buche: „Bilder aus dem englischen Leben“ (1881) findet sich ein im Jahre 1875 geschriebener Aufsatz über: „Ein Weib als Sektenoberhaupt“. Es war dies die im „Neuen Forst“ bei Southampton hausende „Shaker“-Sekte. Seitdem diese sonderbaren Schwärmer, größtenteils Mitglieder des

zarten Geschlechts, aus ihrem bequemen und großen Heim, dem „New Forest Lodge“, verjagt wurden, weil sie es unter ihrer Würde fanden, den Mietzins zu bezahlen, hatte ich neuerdings Gelegenheit, ihr Thun und Lassen zu beobachten, und ich will meinen liebenswürdigen Leserinnen das Ergebnis meiner Beobachtungen mitteilen.

Die von Mrs. Girling vor mehr als anderthalb Decennien gegründete Schüttlersekte, die im Jahre 1875 noch über hundert Mitglieder zählte, ist auf sechzig „Brüder und Schwestern“ — davon sind mindestens zwei Dritteile Schwestern — zusammengeschmolzen. Ging es der Gemeinde der „Kinder Gottes“ — so nennen sie sich selbst — schon zur Zeit meines ersten Besuches schlecht genug, so sind ihre materiellen Verhältnisse jetzt die denkbar ärgsten, — sie nagen ganz einfach am Hungertuch. Nicht als ob sie nicht in der Lage wären, ihr Brot zu verdienen; sie sind nicht arbeitsunfähig; wollten sie, so könnten sie sich anständig ernähren. Allein ihre Satzungen verbieten ihnen die Veräußerung der Früchte ihrer Arbeit für Geld; auch wollen sie beisammen leben. Sie unterlassen es daher, einem Broterwerb nachzugehen. Ihre Anschauungen über Kauf, Verkauf und Arbeit — verblüffende volkswirtschaftliche Theorieen! — ergeben sich am bezeichnendsten aus den folgenden Stellen eines Briefes, den das weibliche Oberhaupt dieser merkwürdigen

Sekte vor etwa zehn Jahren an ein englisches Blatt richtete:

„... Gestattet uns das Gesetz der Liebe, einem Menschen behülflich zu sein, sich selbst zu Grunde zu richten? Sagt doch der Prophet Jesaia: „Wehe jenen, die Haus an Haus, Feld an Feld fügen, bis sie keinen Raum mehr finden!" Und der Psalmist erklärt: „Die Erde gehört dem Herrn." (Dies macht, daß kein Irdischer das Recht hat, Mietzins zu fordern.) Im Neuen Testament steht geschrieben: „Gehet, ihr reichen Leute, weinet und heulet ob des Elends, das über euch kommen wird! Eure Reichtümer sind verderbt. Euer Gold und Silber ist verrostet und der Rost soll gegen euch Zeugnis ablegen. Ihr habt Schätze auf Schätze gehäuft; der von euch betrügerischerweise zurückgehaltene Lohn der Arbeiter, die euer Feld bebauen, schreit wider euch." Wir dürfen solchen Leuten in ihrem Selbstruin nicht beistehen; wir dürfen ihnen durch unsere Arbeit nicht dazu verhelfen, Schätze anzuhäufen, die unfehlbar zu ihrer Verdammnis in der künftigen Welt führen müssen. Als Kinder Gottes sollten wir ihnen zeigen, wie sie irren, und wir thun das, indem wir uns weigern, für sie zu arbeiten und uns an dem im Kaufe und Verkaufe liegenden Unrecht zu beteiligen. Die Kinder Gottes sollten eine Familie bilden und nicht von einander kaufen oder einander Gewinn abnehmen. Jesus und seine Jünger kauften zwar, aber sie ver-

kauften nicht. Wird es auch im Himmel Schacher geben? Wir tauschen mit unseren Brüdern aus, was wir und sie benötigen, und wir kaufen anderweitig, was wir müssen, aber wir verkaufen nichts, denn wir könnten nichts verkaufen, ohne mit den Aussaugern der Armen in Berührung zu kommen. Ein Beispiel: Ich verfertige einen Artikel und verkaufe ihn um vier Pence; der Käufer verkauft ihn für sechs Pence, der nächste Besitzer für acht Pence. Bis der Artikel in die Hände des armen Mannes gelangt, kostet er zehn Pence oder einen Schilling. Es ist sonnenklar, daß wir als Kinder Gottes ein dem Gesetze der Liebe so entgegengesetztes System nicht unterstützen können."

Als ich an der Einzäunung des unfruchtbaren Stückes Landes, auf welchem die wenigen Segeltuchzelte stehen, in denen die „Kinder Gottes" jetzt leben, wartete, kam ein hagerer, hungrig aussehender Mann heraus und bestätigte mir auf mein Befragen, daß ich die neue Shakerkolonie vor mir habe. Er fragte auch gleich, ob ich dieselbe besichtigen wolle und erbot sich, unterdessen meinen Mantelsack zu bewachen. Als ich bejahte, bat er einen andern Mann, der zufällig hervortrat und den er mit „Bruder" ansprach, mir als Führer zu dienen. Mein Cicerone war ein Jüngling von hohem Wuchs, gutem Bau und hübschen Zügen mit sanftem, einnehmendem Gesichtsausdruck. Er plauderte rückhaltlos über „die Familie"

— d. h. die Gemeinde — ihre Verhältnisse und ihre Lebensweise. Ohne Bitterkeit gestand er, daß ihr irdisches Los ein hartes sei. Er schrieb dies dem Umstande zu, daß die Außenwelt die geistliche Mission der „Familienmutter“, Frau Girling, nicht anerkenne. Dagegen sah er mit vollem Vertrauen in die Zukunft, die den Shakern Glück und Fülle bringen werde; dann werde die ganze Erde der Familie der Kinder Gottes angehören. Vorderhand freilich ist dieses herbeigesehnte goldene Zeitalter noch sehr, sehr weit im Felde; die bedauernswerten Opfer einer geistlichen Selbsttäuschung leben einstweilen im größten Elend.

Die Zelte der Männer enthalten kaum etwas anderes, als armselige Betten, in denen je zwei „Brüder“ schlafen. Auch in den Weiberzelten sieht es nicht viel besser aus; hier schlafen je zwei „Schwestern“ beisammen. Die Zusammenkunftszelte stehen an Behaglichkeit sehr weit hinter den Plauderzimmern der englischen Armenversorgungshäuser zurück. Die einzigen Gegenstände darin, die nicht zu den unbedingten Notwendigkeiten des Lebens gehören, sind ein Klavier und ein Harmonium. Ich bemerkte einige Öfen, doch enthielten dieselben sehr wenig Brennstoff — mein Besuch fand an einem Wintersonntag statt — obgleich im Hofe recht viel Coaks aufgestapelt war; offenbar wollten die guten Leute mit dem ihnen wahrscheinlich von einem Kohlenhändler geschenkten Brennmaterial haushalten. Die ganze Kolonie machte

den Eindruck des Unfreundlichen, Freudlosen. Von den Ansiedlern selbst gilt dies freilich nicht. Die Gesichter deuten auf Milde und Gelassenheit. Viele sehen abgemagert und hungrig aus, ohne daß ihre Züge streng oder sauertöpfisch wären. Der übermäßige Glanz der Augen einiger Mädchen läßt unverkennbar auf eine durch Entbehrungen verschlimmerte Schwächlichkeit der Konstitution schließen; allein selbst in diesen Fällen fehlt es weder an Frohsinn und Ruhe, noch an hoher Bescheidenheit und Unaufdringlichkeit.

Ich glaubte nach einiger Zeit meinen Führer fragen zu sollen:

„Habt ihr genug zu essen?“

„Nein,“ antwortete er.

„Kommt dies oft oder selten vor?“

„Am allerhäufigsten.“

„Was habt ihr heute gegessen?

„Wir hatten zum Frühstück Brot, Thee und Pickles.“

„Was werdet ihr heute noch essen?“

„Ich weiß nicht, ob wir überhaupt etwas haben werden.“

Auf mein weiteres Drängen teilte er mit, daß es viele Tage gebe, an denen die „Familie“ vierundzwanzig Stunden lang keinen Bissen zu essen habe. In der meinem Besuche vorhergehenden Woche kam es vor, daß die ganze Gemeinde volle sechsundsechzig Stunden hindurch keine Nahrung zu sich nehmen

konnte; erst die auf etwa zehn Mark bewertete Spende eines mitleidigen Londoners machte dem langen Fasten ein Ende. Die Leute leben förmlich von der Hand in den Mund; da ihr Kredit in den Kaufläden und bei den Gewerbetreibenden längst erschöpft, sind sie auf die Mildthätigkeit einiger getreuen Freunde, sowie der wenigen Besucher, die zufällig sich in ihr Lager verirren, angewiesen. Die Bevölkerung der Nachbarorte und der angrenzenden Bezirke nimmt es den „Schüttlern" sehr übel, daß sie nicht arbeiten wollen; daher läßt sie die seltsamen Heiligen unbekümmert hungern. Die Bauern, welche sich tüchtig abrackern, um ein frugales Leben fristen zu können, verachten die „Kinder Gottes" und vermeiden es, mit ihnen zusammenzukommen.

In geschlechtlicher Hinsicht bilden die Schüttler den direkten Gegensatz der Mormonen; weit entfernt, Vielweiberei zu treiben, mißbilligen sie die Ehe überhaupt. Selbst ihre ärgsten Gegner geben zu, daß die absolute Reinheit ihres Lebenswandels über jeden Zweifel erhaben ist. Wie in Sachen der Volkswirtschaft, sind sie auch in dieser Beziehung Prinzipienfanatiker. Das Cölibat ist einer der Ecksteine des Girling'schen Religionssystems, und es wird in der Praxis streng durchgeführt. Sie verdammen die Ehe nicht absolut, allein sie halten ihr Gegenteil für gottgefälliger. Verlieben sich zwei Mitglieder der „Familie" ineinander, so heiraten sie, verlassen aber die

Kolonie und leben außerhalb derselben; es steht ihnen alsdann frei, in allen übrigen Dingen nach den Satzungen der „Mutter“ zu leben. Doch kommt ein solcher Fall selten vor.

Der Grund und Boden wird von den Männern bestellt, allein es giebt da wenig zu bestellen, abgesehen davon, daß es ihnen an den nötigen Gerätschaften mangelt; sie produzieren nur die ganz gemeinen Gemüsegattungen. Die Weiber beschäftigen sich mit der Blumenzucht in einem Garten; niedrige Arbeit zu verrichten, gestatten ihnen die galanten Männer nicht. Ein Anflug von den Verhältnissen in dem vielberufenen Amazonenstaat! Ferner obliegt den Damen die Anfertigung und Ausbesserung — mehr Ausbesserung als Anfertigung — ihrer Kleider. Die wenigen zur Befriedigung ihrer geringfügigen Bedürfnisse erforderlichen Arbeiten lassen der „Familie“ recht viel freie Zeit übrig, welche zu geselligem Verkehr verwendet wird. Gelesen wird sehr wenig; die Mädchen ziehen bei schönem Wetter das Umherlaufen oder Spielen im Garten vor. Zuweilen veranstaltet Frau Girling ein Erholungsfest, an welchem ihre sämtlichen Anhänger teilnehmen. Wenn die armen Hungerleider häufig genug heiter und lustig sind, so läßt sich schwer entscheiden, ob dies trotz oder in Folge ihres Martyriums der Fall ist; wahrscheinlich das letztere, denn das Leiden für Überzeugungen ruft nicht nur das fanatische Festhalten an diesen hervor, son-

dern verleiht zumeist auch Seelenruhe und ein frohes, zuversichtliches Gemüt.

Wo von einer Sekte die Rede ist, kann das religiöse Element nicht unberührt bleiben. In diesem Punkte ähneln die „Kinder Gottes“ einigermaßen den Confucianern: ihre Religion ist nämlich mehr kontemplativer als thätiger Natur. Sie hängen mystischen, recht unklaren Meditationen nach und halten selten einen bestimmten Gottesdienst ab; zur Zeit meines ersten Besuches thaten sie's, während meines zweiten nicht. Wenn aber die „geistliche Aufregung“ über sie kommt, so kommen sie alle in einem Zelt zusammen, um zu beten, zu singen, eine Predigt der „Mutter“ anzuhören (seltsam genug ist das Zeug, das Mrs. Girling „predigt“!) und zu — tanzen oder vielmehr hysterisch umherzuhüpfen „zur höheren Ehre Gottes“. Im übrigen jedoch haben sie kein „positives Bekenntnis“; sie lesen nicht einmal die Bibel. Die Hauptsache bleibt das unbeschränkte Vertrauen ins Sektenoberhaupt, dessen Einfluß ein fabelhafter ist und an dem die „Familie“ mit Leib und Seele hängt, als wäre es die wirkliche Mutter aller New Forest Shakers.

Auch diesmal ließ ich mich wieder dieser merkwürdigen Dame vorstellen. Sie trug ein weißes Sonntagskleid und eine Art gestrickter Krone aus weißer und blauer Wolle mit Glasperlenverzierung. Sie ist eine einnehmende Erscheinung: hoher Wuchs,

schöne Gestalt, sehr glänzende Augen, reiner Teint, stark markierte Gesichtszüge, angenehmes Lächeln, gewinnende Manieren, sanfte, freundliche Stimme. Sie mag fünfundvierzig bis fünfzig Jahre alt sein. Sie schüttelte mir die Hand mit recht kräftigem Griffe und begann sofort zu plaudern. Sie erkannte mich nicht, und das war mir lieb, denn sonst hätte sie meine vielen Fragen für überflüssig gehalten oder mich eines schlechten Gedächtnisses geziehen; glücklicherweise war das letztere auf ihrer Seite. Wenn eine minder mild beschaffene Person mir gesagt hätte, was Mrs. Girling mir von ihrer göttlichen Mission auf Erden, ihrer Vorläuferschaft des Messias, der baldigen Wiederkehr Christi, ihrer Unsterblichkeit, ihrem persönlichen Umgang mit dem Erlöser, der in ihr verkörperten Göttlichkeit u. s. w. sagte, ich würde sie für verrückt oder betrügerisch gehalten haben. Die „Mutter“ der Shakers aber äußert ihre Dogmen in einer Weise, daß sie wie der zuversichtliche Ausdruck einer unausrottbaren Überzeugung klingen. Von geistlichem Stolz ist in ihrer Konversation keine Spur zu finden; je ernster sie wird, desto vertraulicher spricht sie den Fremdling als „mein Kind“ oder „mein Sohn“ an. Ich muß beschämt gestehen, daß mein beschränkter Menschenverstand außer stande war, sich in dem Labyrinth ihres „höheren“ Mysticismus zu orientieren.

Wahrscheinlich wird die Sekte, da sie dem Cölibat huldigt, bald aussterben, und auch die sich für

unsterblich haltende Frau Girling wird diesem Schicksal nicht entgehen, obgleich sie nicht den geringsten Zweifel an dem Gelingen ihrer „Mission" hat. Dann wird es mit dem Wahn zu Ende sein, von dem sie befangen ist und den sie auf einige Dutzend gedankenloser Autoritätsanstauner übertragen hat, denen ihre Überzeugungstreue imponiert; neue Hunger- und Kältekandidaten werden sich in den Zelten des New Forest künftig wohl kaum mehr um Aufnahme in die „Familie" der „Kinder Gottes" melden.

VI. Belohnte Tugend.

Es war schon oft zu lesen, daß in einigen Gegenden Frankreichs die Sitte der „Rosière" herrscht. An einem Sommertage, während der Rosenzeit, wird ein tugendhaftes Mädchen im Beisein der Lokalbehörden, der Gendarmerie und des ganzen Dorfes zur Rosenkönigin der Jahres gekrönt. Großes Gewicht wird bei der Wahl der Glücklichen auf Fleiß gelegt, namentlich falls sich dieser in der Erhaltung kranker oder arbeitsunfähiger Eltern bethätigt. Sehr oft folgt der Cermonie eine „Kirmeß" oder „Kirweih" zur Belustigung des Publikums. Im übrigen ist die Rosière, wie gesagt, schon oft genug geschildert worden, um uns des Eingehens in Einzelheiten zu entheben.

Dafür wollen wir mehr von einer ähnlichen Gepflogenheit sprechen, deren sich die Hauptstadt des

britischen Reichs erfreut, ohne daß unseres Wissens im Auslande näheres darüber bekannt wäre. Es dürfte wohl nur den allerwenigsten unserer Leserinnen zu Ohren gekommen sein, daß seit einiger Zeit in der größten Stadt der Erde ein Gebrauch im Schwang ist, der sich sonst auf eine Reihe französischer Dörfer beschränkte. Der der Mission zu „St. Austin“ im Süden der Metropole angehörige katholische Priester Nugee hat dafür gesorgt, daß der ländliche Rosenköniginnenkultus nach London verpflanzt werde. Die vor mehreren Jahren unternommene Akklimatisierung dieser zarten Blüte des poetischen Dorflebens auf dem heißen Boden der „Viermillionenprovinz“ ist vollkommen geglückt.

Die englische Rosière weicht von ihrem gallischen Vorbild mehrfach ab. Zunächst ist das Fest kein offizielles, wenngleich ein öffentliches. Sodann findet es nicht an Ort und Stelle statt, sondern alljährlich an einem andern Punkte der schönen ländlichen Umgebung Londons. Ferner trägt es ein religiöseres Gepräge, auch ist die Ceremonie eine andere. Ein aus älteren Frauen des hauptstädtischen Bezirks Walworth bestehendes Preisrichterkollegium wählt zur „Königin“ dasjenige Mädchen des Bezirks, das sich im Laufe des Jahres vor allen anderen — nach Ansicht der absoluten Mehrheit der Richterinnen — durch möglichst viele Tugenden ausgezeichnet hat, wobei natürlich bereits einmal Gekrönte ausgeschlossen

sind. Der größte Wert wird der Sanftmut, der jungfräulichen Bescheidenheit und einem im allgemeinen wohlgefälligen Lebenswandel beigemessen. Die „Krönung“ geht jedesmal an einem Tage der zweiten Augusthälfte vor sich. Pater Nugee trifft jeweilig mit den betreffenden Eisenbahngesellschaften ein Abkommen, wonach mehrere Hunderte seiner Pfarrkinder auf seine Kosten, aber zu ermäßigten Preisen, an den Schauplatz der Feierlichkeit befördert werden. Dadurch erhalten viele, die sonst keine Aussicht dazu hätten, zugleich Gelegenheit, einen Tag in der ihnen ebenso willkommenen wie für sie seltenen Landluft zuzubringen.

Im Jahre 1883 wohnten wir dem Fest bei, das am 21. August in dem wohlbekannten „Krystallpalast“ vor sich ging. Um 11 Uhr brachen etwa hundert Erwachsene und dreimal so viele Kinder mit Nugee dahin auf. Bis 4 Uhr wurde gespielt, gescherzt, geplaudert, gelacht, umhergestreift und „besichtigt“. Dann bildete sich eine Prozession: an der Spitze zwei Herolde, denen die Auserkorene in Begleitung einiger in ihre Stola gehüllten Priester folgte; hinter ihr her schritten ein Dutzend geputzter „Ehrendamen“, ferner die zahlreichen Schützlinge des Stifters der hübschen Sitte — viele der Kinder trugen mit religiösen Sprüchen bedruckte Fahnen — und endlich ein großer Teil des gerade im Krystallpalast anwesenden neugierigen Publikums. Unter

Absingung von Hymnen bewegte sich der Zug nach dem prachtvollen — offenen — Rosenpavillon im Park der Palastgesellschaft. Dort bestieg auf ein gegebenes Zeichen die „Königin" den vorher errichteten Krönungsthron und nahm aus den Händen einer Ehrenjungfer die schöne Rosenkrone entgegen, die sie sich vorschriftsmäßig aufs Haupt setzte. Nun hielt Nugee eine der Gelegenheit angepaßte Ansprache, in der er selbstverständlich den „Nutzen der Herzensgüte, des Fleißes und eines frommen Lebens" betonte. Nach Schluß derselben überreichte er der „Monarchin" eine mit Goldstücken gefüllte Börse, ein Tugendpreis, der zwar minder poetisch, aber dafür desto praktischer ist als der Rosenkranz.

Ein Geldbetrag kommt den gewöhnlich durchaus besitzlosen Königinnen um so eher zu statten, als die Thatsache, daß ein Mädchen sich durch große Tugenden auszeichnet, geeignet erscheint, sie als Gattin, Hausfrau und Mutter begehrenswert zu machen. Nugee weiß offenbar ganz gut, daß Mädchen, deren innerer Wert durch ein weibliches — also strenges — Richterkollegium bekundet und dann öffentlich bekannt gemacht wird, gar bald vielumworben sein dürfte. In der That konnte auch die Rosenkönigin von 1883 die schönste aller Blumen bald mit den bedeutungsvollen Orangenblüten vertauschen. Hoffen wir, daß Ada Harton als Frau hält, was sie als Mädchen versprach. Gelingt es ihr, auch in der Ehe ihre

Sanftmut und Bescheidenheit zu bewahren, so ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß sie mehr als einmal in die Lage kommen werde, sich den so äußerst selten in Anspruch genommenen „Dunmow Flitch“ zu verdienen. In dem englischen Dorfe Dunmow herrscht nämlich seit undenklichen Zeiten die Sitte, daß jedem Ehepaar, welches beschwören kann, sich ein Jahr und einen Tag lang nicht gezankt zu haben, eine gesalzene Speckseite als „Ehrenpreis“ überreicht wird, ein Gebrauch, der schon in Chaucer's „Canterburygeschichten“ erwähnt wird:

„Sehr fett war schwerlich wohl ihr Teil des Specks,
Den man bekommt zu Dunmow in Essex.“

Die Speckseite bildet die Grundlage des bekannten Ainsworth'schen Romans „The Flitch of Bacon“ und kommt auch bei Dickens und anderen neueren Autoren in scherzhaften Verbindungen vor. In allen Fällen heißt es, daß die betreffenden Paare es nicht zu der ebenso ehrenvollen wie prosaischen und appetitlichen Belohnung bringen konnten. Ada Harton aber wird alle diese Spötter gewiß Lügen strafen!

Nach der Rede des gutherzigen Pfarrers überschüttete der „Hofstaat“ die gekrönte „Fürstin“ mit Glückwünschen, der „Troß“ mit Hochrufen. Sodann nahm Nugee wieder das Wort, um mitzuteilen, daß ein zweites Mädchen eine ebenso große Anzahl von Stimmen erhalten hatte wie Ada Harton, nur sei

diese gewählt worden, weil sie etwas älter sei; doch werde die andere — die er die „Thronerbin“ nannte — ebenfalls einen Preis erhalten; ebenso ein dritte brave Jungfrau. Hierauf bewegte sich der neuerdings gebildete Zug in den Palast zurück, wo Thee genommen wurde, bevor die angenehm angeregte und zerstreute Gesellschaft bei einbrechender Dunkelheit in die Stadt zurückkehrte.

Jede Leserin, die das Herz auf dem richtigen Fleck hat, wird sich freuen, zu vernehmen, daß Ada Harton einer Klasse angehörte, in der es ungemein schwer ist, sich einen Schatz von weiblichen Tugenden unversehrt zu wahren. Welchen Anstrengungen und Entbehrungen müssen sich die armen, bedauernswerten Maschinennähterinnen unterziehen, wenn sie ihrer Weiblichkeit treu und würdig bleiben wollen! Dieser Gedanke läßt die einfache, aber schöne Cermonie im Krystallpalast desto rührender, eindrucksvoller, sympathischer, ja pathetischer erscheinen! Namentlich in den furchtbaren Armenvierteln im Süden und Osten Londons gehört kein geringer moralischer Mut dazu, stark zu bleiben, wenn man bei elender Bezahlung große physische Plage ohne entsprechende Befriedigung der Ernährungs- und Wohnungsbedürfnisse erdulden muß!

Wird die, wie gesagt, erst vor wenigen Jahren eingebürgerte Sitte der englischen Rosière im großen Publikum allmählich bekannter, so kann sich mit der

Zeit vielleicht ein bedeutendes Volksfest daraus entwickeln; ohnehin entspricht das öffentliche Zuerkennen von Belohnungen und Belobungen für verdienstliche Handlungen oder Eigenschaften den Neigungen der Engländer in hohem Grade. Einstweilen kann man wohl bereits sagen, das hübsche Fest habe seine Vorteile. Einer Anzahl von Erzstädtern ist Gelegenheit gegeben, sich im Freien zu unterhalten. Der Rosenkönigin selbst wird die denkbar beste, schönste und wohlfeilste Reklame gemacht, und zwar nicht nur auf dem Heirats-, sondern auch auf dem Arbeitsmarkte, denn wer würde einer öffentlich als tüchtig anerkannten Dame, namentlich einer Monarchin, nicht gerne einträgliche Arbeit geben? So trägt die Tugend ihren Lohn in sich! Die Hauptsache aber ist, daß die Anwartschaft auf eine Mitgift, auf die Verbesserung der materiellen Lage, sowie auf moralische Anerkennung zweifellos auf viele günstig einwirken muß, indem sie zur Erstrebung jenes schönen Zieles angeeifert werden. Würde die Rosière in jedem Stadtteil jeder großen Metropole eingeführt, das Ergebnis müßte gar erfreulich sein.

Allein auch noch von einem andern Standpunkt aus läßt sich der den Gegenstand unserer Skizze bildenden ethnographischen Erscheinung ein nicht unerhebliches Interesse abgewinnen: vom Standpunkte des Beobachters der umfassenden botanischen Neigungen der Menschen. Wodurch wird die Anerkennung

der Tugendköniginnen Südlondons oder Südfrankreichs ausgedrückt? Durch eine Rosenkrone. Muß es nicht angenehm auffallen, daß zu allen Zeiten Blumen und Laub als Abzeichen der ehrenvollsten Anerkennung gedient haben? Stets sind hervorragende Personen mit Oliven-, Reben-, Myrten- oder Lorbeerblättern belohnt worden. Unter den Blumen wurden mit Vorliebe das Veilchen, die Lilie, das Tausendschön und die Ringelblume verwendet, die sowohl historisch wie sagenhaft geworden sind. Die Hauptrolle aber spielt die Rose. Keine andere Pflanze ist so oft besungen, keine zum Gegenstand so vieler Traditionen gemacht worden. Auch unheilvollen Ereignissen hat sie zum Symbol gedient — man denke nur an den Krieg der weißen und der roten Rose! In vielen Volkslegenden galt und gilt sie für eine der Totenblumen, für ein böses Omen. Im Altertum war sie der Venus und dem Bacchus geheiligt. Vornehmlich jedoch kommt sie heutzutage als das Abzeichen jungfräulicher Schönheit und Tugend zur Verwendung. Sogar der Papst vergiebt Tugendrosen, wenngleich „nur“ goldene, die zwar dauerhafter, aber nicht so prächtig sind wie ihre Naturschwestern. Die Herrlichkeit der Rose triumphiert über all' die wechselnden Erscheinungen, deren Vertretung der Volksmund ihr angedichtet hat, und sie bleibt die Lieblingsbelohnung für weibliche Tugendhaftigkeit.

VII. „Rotkäppchen."

Von Zeit zu Zeit herrscht auf dem riesigen londoner Hauptbahnhof der Nordwestbahn ein noch lebhafteres Treiben als gewöhnlich, denn bei diesen Gelegenheiten pflegt, außer den Alltagspassagieren, etwa ein halbes Hundert Auswanderer da zu sein. Aber keine Durchschnitts-Auswanderer, nicht etwa gebräunte Männer mit bettuch- und kleidergefüllten Bündeln, sorgenvolle Weiber mit Haufen von Hausrat, Leute, die einander traurig anblicken, als ob die verlassenen Heimstätten eigentlich denn doch zu gut wären, um verlassen zu werden, und als ob sich an das künftige Heim keinerlei Hoffnungen knüpfen würden — nein, sondern lauter kleine Mädchen, die meisten von zwei bis neun Jahren; nur ein kleiner Teil ist etwas älter, und demgemäß vergießen auch nur die wenigsten Thränen, während die meisten der ihnen bevorstehenden Abwechslung in kindlicher Naturphilosophie wie allem neuen mit Vergnügen, Lachen und Erregtheit entgegensehen. „Wir gehen nach Canada — in einem Schiff!" rief einmal eines der „Rotkäppchen" aus, als ob Canada eine Vorstadt Londons wäre und die Kinder gerade bloß zu einem Majalis rüsteten, von dem sie noch an demselben Tage zurückkehren würden.

Nach Canada! Ja, dorthin gehen die Kleinen; aber wer sind die „Rotkäppchen"? Gewesene Insassen der „Miß Rye'schen Heimstätte" in Süd-London, wo

sie rote Häubchen getragen haben. Miß Rye ist eine menschenfreundliche Dame, wie es ihrer in England gar viele giebt; sie hat es sich in den Kopf gesetzt, eine möglichst große Anzahl von Mädchen, die sonst einer Zukunft voll Elend und Laster, voll Not und Verbrechen sicher wären, vor einem so grausamen Geschicke zu retten. Die Statistik lehrt, daß nur ein kleiner Prozentsatz der durch philanthropische Bemühungen aus der Gosse gezogenen erwachsenen Mädchen als dauernd gerettet betrachtet werden kann; in den meisten Fällen werden sie, da sie sich nicht mehr in eine andere Lebensweise hineinfinden können, ihren Wohlthätern untreu und gesellen sich wieder zu ihren alten Genossen und Genossinnen. Dieser Gefahr sucht Miß Rye erfolgreich dadurch vorzubeugen, daß sie Mädchen schon in zarter Jugend in ihr „Heim" aufnimmt; keines ist ihr zu jung. Ehe die Kleinen in die Lage kommen, die Namen der Rabeneltern zu erfahren, von denen sie in den Straßen dem Zufalle preisgegeben worden, kommen sie ins „Heim der Rotkäppchen". Die meisten derselben hat Vernachlässigung, Hunger oder Krankheit so heruntergebracht, daß zunächst die größte Sorgfalt angewendet werden muß, um sie gesund zu machen. Selbst die verwildertsten Findlinge werden durch dreimonatliche Behandlung mit Seife und Wasser, durch reine Kleidung, gute Kost und namentlich durch Freundlichkeit civilisiert, und sobald dies geschehen, werden sie unter

der Leitung der Miß Rye nach Ontario in Canada gebracht, um zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft erzogen zu werden. Wenn sie nicht heiraten, erhalten sie sofort nach Vollendung ihrer Erziehung gute Dienststellen. So wird gar vielen schmutzbedeckten, frierenden, ausgehungerten, grün und blau geschlagenen Kindern Reinlichkeit, Gesundheit, ein menschenwürdiges Dasein und oft ein großes Glück zu teil.

Wie furchtbar zahlreiche dieser Mädchen daran sind, ehe sie ins Peckhamer „Heim“ kommen, sei an zwei Beispielen gezeigt. Eines der Kinder hatte folgende merkwürdige Geschichte. Die Eltern zankten, die Frau verließ das Haus und ihren Gatten, ohne sich um das Kleine zu bekümmern. Der Mann wurde ein Landstreicher und nahm das Baby mit sich. Dieses konnte aber natürlich nicht sehr rasch gehen und infolgedessen bot der Vater es einem Armenhause an. Da es dort zurückgewiesen wurde, mußte es wieder mitvagabundieren. Schließlich verkaufte der Vater, der Kleinen überdrüssig, dieselbe um drei Schilling einem Unbekannten. Dieser brachte sie nach Hause; allein seine Frau wollte nichts von ihr wissen und setzte sie eines Nachts in den dunkeln Straßen aus. Ein Polizist führte das unglückliche Geschöpf zum nächsten Kommissariat, von wo es Tags darauf ins „Home“ der Miß Rye gebracht wurde — wer weiß, was andernfalls aus ihm geworden wäre! So

aber wurde sein Leben bald ein schönes. Unter den bereits glücklich verheirateten einstigen Rye'schen „Rotkäppchen“ befindet sich eine Dame, die als Kind von ihrer Mutter in scheußlichster Weise ausgebeutet wurde. Dieses Weib studierte ihr nämlich alle Flüche und niedrigen Redensarten ein, die sie vor den Thüren der gemeinsten Wirtshäuser aus dem fuseligen Munde betrunkener Männer hörte, führte sie abends auf die Gasse und ließ sie vor dem Pöbel ihr „Talent“ produzieren, um einige Kupferstücke zu „verdienen“.

Was die Geschichte des wohlthätigen Unternehmens betrifft, so verdankt dieses seine Entstehung dem Umstande, daß Miß Rye vor Jahren einmal in Amerika von einem Verein hörte, der sich die Überführung armer Mädchen aus dem Osten der Vereinigten Staaten nach dem Westen zum Ziele gesetzt hatte. Die guten Ergebnisse dieser Bestrebungen brachten die Dame auf den Gedanken, etwas Ähnliches im Hinblick auf England und Canada zu planen. Zunächst sammelte sie einen kleinen Betrag, der ihr den Ankauf eines alten, außer Gebrauch gesetzten Gefangenhauses in Niagara ermöglichte, das sie umbauen und mit Rosen- und Obstgärten umgeben ließ. Sodann reiste sie nach England, um eine erste Schiffsladung kleiner Auswanderinnen zusammenzustellen. Selbstverständlich strömten diese rasch herbei und die energische Philanthropin war bald mit siebzig Kindern

auf dem Rückwege nach Canada. Und was für Kinder! Miß Rye erzählte von ihnen, daß sie nicht einmal zu spielen verstanden und daß keines von ihnen je eine eigene Puppe gehabt hatte! Die Bewohner von Niagara nannten sie anfänglich „die neue Sorte Kinder" und staunten sie wie Sehenswürdigkeiten an; nach kurzer Zeit jedoch erkannte man den praktischen Wert des Rye'schen „Home" und verlangte, freie Dienststellen mit Mädchen aus demselben zu besetzen. Die Nachfrage ist jetzt so lebhaft, daß jedes Mädchen untergebracht wird, sobald es überhaupt das Stadium der Dienstfähigkeit erreicht hat. Die meisten kommen bei Farmern an, da die Bevölkerung sich vorwiegend mit Landwirtschaft beschäftigt; doch widmen sich viele den verschiedensten Gewerben und eine große Anzahl wird adoptiert.

Miß Rye war mit den Resultaten ihres ersten Versuches so zufrieden, daß sie, wieder nach England zurückgekehrt, sich bemühte, einflußreiche Menschenfreunde in größerem Maßstabe für ihr wohlthätiges Projekt zu interessieren. Da sie solide Beweise für die Nützlichkeit desselben beibringen konnte, gelang es ihr, sich so reiche Unterstützung zu sichern, daß sie bereits 38 Schiffsladungen kleiner Mädchen von London nach Ontario führen und über 2300 Kindern ein besseres Los bereiten konnte. Fünfzehn Prozent sind von kinderlosen Eltern adoptiert worden, während die übrigen Arbeiterinnen oder Dienstboten geworden sind, nicht ohne daß

über ihre Brotgeber vorher genaue Erkundigungen eingezogen und hinsichtlich der gegenseitigen Rechte und Pflichten schriftliche Abmachungen getroffen worden wären. Natürlich kann es, wie bei allem menschlichen Thun und Treiben, auch hier nicht an Mißgriffen fehlen, und hie und da verläßt ein „Rotkäppchen" in den größeren Städten den richtigen Pfad, um zu straucheln; allein dies geschieht äußerst selten, es kann sich da höchstens um ein Dutzend Fälle — unter mehr als 2300! — handeln. Recht zahlreiche „Rotkäppchen" sind von wohlhabenden und angesehenen Canadiern geheiratet worden. Welcher Unterschied zwischen einem Dasein als glückliche Adoptivtochter oder Gattin und dem Geschicke, das dieselben Geschöpfe wahrscheinlich betroffen hätte, falls Miß Rye sich ihrer nicht angenommen! Sie wären entweder der Schande oder dem Verbrechen verfallen oder sie würden zu den Armen gehören, die für 1½ Schilling ein Dutzend Überröcke nähen oder für 2 Schilling ein Gros Puppenarme anfertigen, um tugendhaft zu bleiben, ohne gänzlich — freilich immerhin halb — verhungern zu müssen. Ja es giebt in der Welt und namentlich in London noch viel der Linderung bedürftiges Elend und man kann nur wünschen, daß es nie an edlen Wohlthäterinnen nach Art der Miß Rye mangle!

Zwei bemerkenswerte Bauten.

I. Zum Abbruch verurteilt!

Ein letzter Besuch im Kerker von Newgate.

In nächster Nähe der berühmten Londoner St. Paulskirche und des großartigen Fleischmarktes „Smithfield Dead Meat Market“, an der Ecke von Newgatestreet und Old Bailey in der verkehrsreichen City stehen inmitten einer ungemein frequenten Umgebung zwei imposante Häuserkolosse, die aus massiven Riesenquadern bestehen und sich mit ihrem grimmigen, düstern Aussehen und ihrer Thor- und Fensterlosigkeit in dieser modernen, geschäftigen, rastlosen Welt von Wagengerassel, Menschengedränge, Schreibstuben und glänzenden Läden recht anachronistisch ausnehmen. Eine Art Terrasse, die zwischen den beiden Gebäuden liegt, ist von außen her nicht zugänglich und dient nur als innere Verbindung zwischen ihnen. Das eine ist das „Sessions House of Old Bailey“ oder das Central-Kriminalgericht von London, das andere der traurig-berühmte Kerker von Newgate, das älteste

und düsterste aller bestehenden Gefängnisse dieser gewaltigen Stadt. Hier wollen wir uns nur mit dem Gefängnisgebäude beschäftigen.

Die Langweiligkeit der Architektur des letzteren wird auf der Südfront durch die in Nischen stehenden allegorischen Statuen der Eintracht, der Barmherzigkeit, der Freiheit, der Gerechtigkeit, der Wahrheit, des Friedens und des Reichtums unterbrochen. Diese jetzt die äußeren Mauern des Kerkers von Newgate zierenden Standbilder schmückten einst das New Gate („neues Thor“), welches dort lag, wo gegenwärtig Giltspurstreet und Newgatestreet einander kreuzen. Es war eines der fünf Hauptthore der alten City und enthielt ein Gefängnis, dessen nächtliche Greuel der Quäker Ellwood eingehend beschrieben hat; sämtliche Insassen mußten in einem einzigen Saale, zusammengepfercht, schlafen und „die Ausdünstungen so vieler Menschen genügten zur Erzeugung von Krankheiten“. In der That starben während der großen Pest am Neu-Thor allein 52 Personen. Aus diesem Gefängnis ging später der jetzige Newgate-Kerker hervor, den George Dance, der berühmte Erbauer des Mansion House — des Amtssitzes der Lordmayors von London —, von 1770 bis 1780 aufführte. Er richtete sein Hauptaugenmerk auf die Verhinderung des Entweichens von Gefangenen und es gelang ihm denn auch, in dieser Beziehung das Möglichste zu leisten; Newgate wurde nicht nur eines der größten Gefängnis-Häuser — seine

Hauptfaçade ist 90 Meter lang —, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach auch das stärkste der Welt.

Das neue Gebäude war kaum vollendet, als ein Teil desselben im Jahre 1780 von den „Gordon Rioters“ wieder zerstört wurde. Lord George Gordon — der später in diesem selbigen Gefängnis, wo er wegen einer Beleidigung der Königin von Frankreich eingesperrt war, sterben sollte — fuhr in einem vierspännigen Wagen umher und ermunterte einen aus fanatischen Quäkern, Negern, Matrosen, Wirtshauskellnern und allerlei Gesindel zusammengesetzten Pöbelhaufen bei dem Zerstörungswerk; viele beschäftigten sich mit dem Niederbrennen der Wohnung des Gefängnis-Direktors („Governor“), andere plünderten das Gefängnis, befreiten die Sträflinge und trugen sie im Triumph auf die Straße. Der Schaden wurde bald gutgemacht und im Jahre 1782 war das Gebäude vollends hergestellt. 1858 wurde das moderne System der Einzelzellen eingeführt und dadurch der Umbau eines großen Teiles des Innern nötig gemacht. Früher war Newgate Straf- und Schuldengefängnis; seit einigen Jahrzehnten ist es ausschließlich Untersuchungskerker. Die Untersuchungsgefangenen werden durch die erwähnte Terrasse oder durch einen anderen tüchtig vergitterten Hof zu den Verhandlungen in das anstoßende Kriminal-Gericht gebracht.

Kein Mensch kennt alle Greuel, deren Zeugen die Mauern von Newgate seit ihrem Bestand waren.

Früher wurden Menschen dutzendweise gehenkt, die kein größeres Verbrechen begangen hatten, als Kaninchenfallen zu legen. Die Verurteilten wurden auf offenen Karren nach dem „Tyburn-Tree" gefahren, wo im vorigen Jahrhundert die Hinrichtungen stattfanden und wo das niedrige Volk sich bei Gin und Pfefferkuchen den ärgsten Gemeinheiten und Ausgelassenheiten hingab. In dem bereits mehrfach erwähnten Raum zwischen Newgate und Old Bailey wurde die Folter des Zutode-Drückens vollzogen; der Hof erhielt hiervon den Namen „Press-Yard". Wollte ein eines schweren Verbrechens Angeklagter seine Schuld nicht gestehen, so wurde er in einem auf diesen Hof mündenden Zimmer nackt auf den Boden gestreckt und während der ganzen Dauer der Tortur nur mit einem zur Erhaltung des Lebens gerade ausreichenden Minimum von Brot und Wasser genährt. Auf die Brust legte man ihm schwere, eiserne Gewichte, welche vermehrt wurden, bis der Unglückliche entweder gestand oder starb. Manche Angeklagten erlitten diesen qualvollen Tod freiwillig, um ihren Kindern ihr Vermögen zu erhalten, das im Fall eines Geständnisses und einer dann natürlich nicht ausbleibenden Verurteilung konfisziert worden wäre. Diese grausame Marter wurde erst 1770 abgeschafft. Menschenfreunde hinterließen in ihren Testamenten Geld zur Verbesserung der Lage der Sträflinge, aber ohne Erfolg; Newgate war und blieb eine Brut-

stätte des Lasters und ein Herd ansteckender Krankheiten. Zahlreiche Gefangenwärter erlagen dem Kerkerfieber und die Richter von Old Bailey bekamen nicht selten schwere Krankheiten. Die Hälfte aller in London begangenen Verbrechen wurde innerhalb der Mauern von Newgate geplant und arme, aber anständige Civilschuldner mußten sich bis zum Jahre 1813 den Aufenthalt in dieser moralisch, geistig und physisch verderbten Umgebung gefallen lassen. Mit Recht sprach Dickens von „jenen schrecklichen Mauern von Newgate, die so viel Elend und Seelenpein nicht nur den Augen, sondern nur zu oft und zu lange auch den Gedanken der Menschen ferngehalten haben.“ In den letzten Jahrzehnten sind freilich sehr viele Verbesserungen in den sanitären wie allen übrigen Vorrichtungen eingeführt worden; sie sind zum großen Teil den Bemühungen der Philanthropin Mrs. Fry zu verdanken, die im Jahre 1838 schreckliche Mitteilungen über die menschenunwürdige Behandlung der Gefangenen veröffentlichte. Aber beim besten Willen wäre es in diesem alten Gebäude nicht möglich gewesen, den Anforderungen des Zeitgeistes gänzlich zu entsprechen, und so ist denn der Beschluß gefaßt worden, den ebenso alten wie berüchtigten Kerker von Newgate aufzulassen.

In der City liegend, stand der Kerker von Newgate zu allen Zeiten unter der Oberhoheit des Lordmayors und der City-Ratsversammlung und die all-

jährlich gewählten Sheriffs (eine Art Vice-Bürgermeister) mußten bis zum Jahre 1877 unter anderen Eiden auch einen leisten, der dahin ging, daß sie sich nie unterfangen werden, das Gefängnis von Newgate zu verpachten. In dem letztgenannten Jahre jedoch schuf das Parlament ein Gesetz, infolgedessen Newgate dem Ministerium des Innern — das auch das Justiz-Ressort verwaltet — unterstellt wurde. Seither war man schlüssig, diesem Kerker den Garaus zu machen. Schon lange bedroht, geht er seinem Schicksal nunmehr mit Riesenschritten entgegen. Er ist bereits geräumt worden; der Gouverneur, die Beamten, die Gefangenwärter, der Arzt, der Geistliche und die Häftlinge sind nach dem Kerker von Clerkenwell übersiedelt, beziehungsweise überführt worden, und bald wird die Niederreißung erfolgen.

Als wir die Ankündigung lasen, daß diese Wandlung bevorstehe, beeilten wir uns, den Lordmayor um eine Besichtigungs-Anweisung zu bitten; eine solche konnte man nur von dem Oberhaupt der City-Verwaltung oder von dem Minister des Innern erhalten. An der einzigen und zwar recht kleinen und stark vergitterten Thüre des Gebäudes zogen wir eine Glocke; ein blau uniformierter Hausbeamter öffnete, hieß uns die drei schmalen Treppen hinansteigen und nahm uns die schriftliche Erlaubnis des Lordmayors und unseren Regenschirm ab. Sodann führte er uns durch das Bureau des Gefängnis-Direktors

Sydney Smith in ein Vorzimmerchen, wo uns der Oberaufseher (chief warder) von Newgate, dem die Aufgabe zufiel, uns durch sämtliche Räumlichkeiten dieses ernsten Hauses zu geleiten, in Empfang nahm.

Das Gebäude ist ein wahres Labyrinth, wie es die moderne Gefängnis-Architektur nicht herstellen würde; es besteht aus einer Unzahl von Gängen, Höfen, Korridoren, Treppen, Verschlägen u. s. w.; in diesem Gewirre könnte sich kein Verbrecher, der zu entweichen versuchen wollte, zurechtfinden. Überdies sind die Mauern sehr hoch und die Höfe haben einen Plafond in Form einer starken Obervergitterung. Dazu kommt noch, daß eiserne Gitter oder dicke, auf beiden Seiten mit Eisenplatten und Eisenstangen beschlagene eichene Thüren die einzelnen Räumlichkeiten voneinander trennen oder miteinander verbinden. An ein Entweichen war hier nicht zu denken. Die Mauern bestehen aus Quadern, gebrannten Ziegeln und Eisenklammern und sind ungeheuer dick; die Fußböden der Höfe sind aus Quadern, Asphalt oder Holz mit Eisenplatten hergestellt. Kurz, Newgate dürfte, wie schon angedeutet, das ausbruchsicherste Gefängnis der Welt sein. Die Höfe sind zumeist kurz und schmal, doch mangelt es nirgends an Licht und Luft und die Düsterkeit, die das Gebäude von außen an den Tag legt, ist im Innern weit geringer.

Einer der Höfe ist der Spazierhof; er ist glatt und kahl; seine Mauern sind sehr hoch, sein Fußboden besteht aus abwechslungslosem Asphalt. Zwei andere Höfe sind für den Empfang von Besuchen seitens der Häftlinge eingerichtet gewesen. In jedem dieser beiden Höfe befindet sich ein sechs Schuh tiefes Eisen-Drahtgeflecht, das in drei Abteilungen zerfällt; die eine war für den Besuch, die andere für den Häftling bestimmt und die mittlere für einen Gefängnis-Beamten, der den Gefangenen und sein Gespräch zu überwachen hatte. Natürlich waren die Häftlinge und ihre Verwandten oder Freunde außerstande, einander die Hände zu reichen, geschweige denn einander etwas zuzustecken, höchstens konnten sie einander zur Not sehen. Ein anderer, nur wenige Fuß breiter Hof birgt unter seinen Steinplatten die mit Ätzkalk gefüllten Särge der Hingerichteten von Newgate; an der einen Wand sieht man die Anfangsbuchstaben der Familiennamen der hier begraben liegenden Verbrecher nach der Reihenfolge ihrer Eingrabung eingehauen.

Wir betraten nun das Heiligtum des Innern, den eigentlichen Kerkerraum; zunächst gelangten wir in einen Korridor, in welchem wir zwei nebeneinander liegende Zimmerchen erblickten, die man uns als „solicitors' rooms" bezeichnete. Hierher wurden die Gefangenen gebracht, wenn sie sich mit ihren Verteidigern besprechen wollten, hier konnte niemand sie

hören, niemand sie stören, niemand auf den Gang der Gerechtigkeit einen ungebührlichen Einfluß nehmen. Die Einrichtung war recht einfach: ein Tischchen, an dem der Sachwalter sich Notizen machen konnte und zwei kurze, mit Leder gepolsterte Bänke zum Sitzen. Sodann kamen wir in die Gefängnisküche, wo ein Koch gerade beschäftigt war, das Mittagessen in drei großen Kesseln zu bereiten. Die Häftlinge durften sich, wenn es ihre Mittel erlaubten, mit eigener Kost versehen, aber auch diejenigen, die sich nicht selbst verköstigten, wurden gut versorgt. Sie erhielten die Gefängniskost, die hauptsächlich aus Suppe, Fleisch, Gemüse, Brot und Grütze bestand. Sie bekamen dreimal täglich ausreichend zu essen. Die Messer, die ihnen zum Zerschneiden des Fleisches überlassen wurden, waren so stumpf, daß es unmöglich gewesen wäre, sich mit denselben eine Verletzung beizubringen. In einer Wand der Küche befindet sich eine kleine Thüre, durch die man die zum Tode verurteilten Verbrecher auf die Gasse brachte, solange die Hinrichtungen auf dem freien Platze vor dem Kriminalgericht vollzogen wurden.

Ein nachdenklich stimmendes Gemach ist die Gefängniskapelle, in der täglich um $8^3/_4$ Uhr morgens ein Gottesdienst abgehalten wurde. Die Männer, die unten saßen, und die Weiber, die auf den Galerien Platz nahmen, konnten einander nicht sehen. Hier giebt es, und zwar unmittelbar vor dem Hoch-

altar, eine „Condémned bench“, d. h. eine Bank, auf der die zum Tode verurteilten Insassen des Kerkers saßen. In London leben Leute, die sich erinnern, auf dieser Bank zu gleicher Zeit nicht weniger als einundzwanzig Personen sitzen gesehen zu haben; es war dies zu der noch manchem erinnerlichen Zeit, da der Diebstahl eines Taschentuches mit dem Tode durch den Strang bestraft wurde. Der beliebte Prediger Dr. Dodd, der Erzieher des jungen Lord Chesterfield, für den die berühmten „Briefe an meinen Sohn“ geschrieben wurden, hielt in dieser Kapelle im Jahre 1777 seine eigene Grabrede, ehe er wegen einer Fälschung gehenkt wurde.

Jetzt werden wir in ein kleines, schmales Kabinet geführt, das uns in seiner Bestimmung an die wohlbekannte „Schreckenskammer“ in dem weltberühmten Wachsfiguren-Kabinet der Madame Tussaud in der Londoner Bakerstreet erinnert. Wir erblicken auf einem Schrank Wachsnachbildungen der Köpfe einer Anzahl von auf dem Platze vor dem Kriminalgericht gehenkten Verbrechern, darunter eine Reihe der berüchtigtesten Mörder, Giftmischer und Raubmörder, von denen in den blätterreichen Annalen der englischen Kriminalgeschichte zu lesen ist. Schon früher hatte man solche Wachsköpfe nur anfertigen lassen, wenn der der Hinrichtung in amtlicher Eigenschaft beiwohnende Sheriff es wünschte; seit 1867 hat man davon gänzlich Umgang genommen. Nicht minder

unangenehm als die Gedanken, denen man hier nachhängen muß, sind diejenigen, denen man sich unwillkürlich hingiebt, wenn man das „Fesseln-Museum" besichtigt. Dieses ist in einem Zimmer untergebracht, das einst eine Küche war, später aber den Beamten als Wärmstube diente. An der dem Fenster gegenüber liegenden Wand steht ein großer Kasten, in welchem die Ketten aufbewahrt werden, mit denen man die Gefangenen, wenn diese Disciplinarstrafe über sie verhängt wurde, an die Wand schloß; ferner die Fesseleisen, mit denen den Häftlingen während ihrer Überführung in ein Strafgefängnis oder auf der Reise Hände und Füße im Schach gehalten wurden; endlich der von dem Vorgänger des jetzigen Gefängnis-Direktors erfundene Riemen, der den Delinquenten bei der Hinrichtung Hände, Füße und Leib so fesselt, daß ein Zappeln oder ein Ausschlagen unmöglich wird. In demselben Zimmer befindet sich die Prügelmaschine, mit deren Hilfe die „garrotters" bestraft wurden. Diese waren gefährliche Straßenräuber, welche in den sechziger Jahren in London ihr Unwesen trieben und sich dadurch auszeichneten, daß sie Passanten in unbelebten Gassen von hinten überfielen und auf geschickte Art würgten, um sie zu berauben. Wurde ein Garrotter erwischt, so steckte man ihn in das soeben erwähnte Instrument, welches ihm Hände und Füße so fest hielt, daß er sich nicht rühren konnte, während man ihm mit der „neunschwänzigen Katze"

eine tüchtige Tracht Prügel verabreichte. Die Anwendung dieser radikalen Strafe genügte nach kurzer Zeit zur gänzlichen Beseitigung des Garrottertums.

Endlich erlangten wir Zutritt in den Zellenraum, in welchem die Häftlinge ihren Schlußverhandlungen und der damit verbundenen Freisprechung oder Verurteilung entgegensahen. Dieser Raum besteht aus drei Stockwerken und enthält alle Zellen, die es in Newgate giebt. Das Zellensystem ist hier im Jahre 1858 eingeführt worden. An der Thüre jeder Zelle bemerkten wir eine Nummer. Jede Zelle ist sechs Schritte lang und zwei Schritte breit. In der obern Hälfte der der Thüre gegenüber liegenden Wand befindet sich ein vergittertes Fensterchen, das der Zelle Licht und Luft spendet; unter demselben stehen das Waschbecken und ein Gefäß zum Ausleeren des schmutzigen Wassers nach dem Waschen. Neben der Thüre steht ein Gestell, auf dem das Eßgeschirr, das Bettzeug und einige Bücher frommer Natur Platz finden. Im übrigen durfte der Häftling lesen, was er wollte und was er sich verschaffen konnte, er durfte auch schreiben und sonstige Arbeiten machen, bei denen keine Stich-, Hieb- oder Schneidewerkzeuge zur Verwendung kommen, also nichts, was zum Selbstmorde reizen oder zur Ausführung desselben dienen könnte. An einer Wand befindet sich ein Gasarm, doch durfte in keiner Zelle länger als bis acht Uhr abends Licht sein, denn die Gefängnis-Disciplin er-

forderte, daß zu dieser Stunde jeder Häftling sich schlafen legte; zu diesem Behufe breitete er das übrigens recht warme Bettzeug über die Breitseite der Zelle in der Nähe der Thüre auf die Erde; aufgestanden wurde um sechs Uhr morgens. Ein Tischchen, ein Stuhl ohne Lehne, ein Thermometer und ein Glockenzug vervollständigen die Einrichtung der Zelle.

Der Gefangene brauchte übrigens nicht den ganzen Tag in der Zelle zu verbringen; wenn er sich daselbst langweilte, so stand es ihm frei, von 10—12 Uhr vormittags und von 2—4 nachmittags auf dem Spazierhofe zu promenieren. Die Anzahl der Zellen beträgt ungefähr zweihundert; doch waren nicht immer alle besetzt; wir sahen viele leer. Wurde ein Gefangener eingebracht, so mußte er vor allem ein Bad nehmen und er hatte die Wahl zwischen kalt und warm. Während des Bades untersuchte ein Wärter seine Kleider, nahm aus denselben alles Reglementwidrige heraus und trug sie dann in eine der zu ebener Erde belegenen Zellen, in der der Ankömmling verweilte, bis ihn der Hausarzt am nächsten Morgen untersuchte; war er krank, so kam er ins Hospital, andernfalls in eine Zelle der oberen Stockwerke und dort blieb er bis zu seiner Freisprechung oder Verurteilung. Führte er sich gut auf, so hatte er sich nicht mehr, wie einst, über schlechte Behandlung zu beklagen, auch nicht über Mangel an Licht und Reinlichkeit; die Zellen machten, wie das ganze

Innere dieses Gebäudes, den Eindruck der Helligkeit, Freundlichkeit und der strengsten Reinlichkeit; die einst berüchtigte Düsterheit war verschwunden. Betrug der Häftling sich widersetzlich, so konnten verschiedene Disciplinarstrafen über ihn verhängt werden; in der Regel entzog man ihm die Gefängniskost und reichte ihm nur Wasser und Brot oder man verkleinerte ihm seine Portionen. Hie und da schloß man ihn in Eisen; doch durfte der Gouverneur dies nur auf Einen Tag thun; um es auf längere Zeit thun zu können, bedurfte er eines schriftlichen Befehles des Untersuchungsrichters des Betreffenden. Die härteste Strafe dürfte das Einsperren in eine dunkle Zelle gewesen sein; doch kam dieselbe, wie man uns mitteilte, seit vielen Jahren fast nie mehr zur Anwendung und so benutzte man denn die Vorhalle des Dunkelzellenraums einstweilen als Tischlerwerkstätte.

Wer bei einer Schlußverhandlung zu einer Kerkerstrafe verurteilt wurde, den überführte man alsbald in eines der Strafgefängnisse Londons oder der Provinz. Wurde ein Insasse von Newgate zum Tode verurteilt, so wies man ihm sofort nach der Verhandlung eine der beiden „Condemned Cells“ (Zellen der zum Tode Verurteilten) an, wo er die Zeit bis zu seiner Hinrichtung verbrachte. Diese Zellen haben fast dieselbe Einrichtung wie die anderen, nur sind sie doppelt so groß und enthalten zwei Fenster, zwei Sitzbänke und ein hölzernes Bettgestell. Wer

nicht nachträglich begnadigt wurde, verließ das Gebäude nie wieder, sondern hauchte sein Leben auf dem Galgen von Newgate aus.

Seit 1868 fanden die Hinrichtungen im Gebäude selbst statt; früher jedoch wurden sie, wie schon einmal bemerkt, auf dem freien Platze vor Old Bailey vollzogen und waren öffentlich. Die jetzige Generation erinnert sich noch ganz gut der Scenen, zu denen die öffentlichen Hinrichtungen vor Schaffung des 1868er Gesetzes Anlaß gaben. Die Hinrichtungen fanden immer am Morgen eines Montags statt. Sonntags um Mitternacht begann ein Pöbelhaufe sich vor dem Richtplatz zu versammeln; man konnte darin hauptsächlich das gefährliche Gesindel bemerken, das die schmutzigen, übelriechenden, verrufenen Seitengäßchen („slums“) bewohnte. Die Menge schlenderte anfänglich lachend, jodelnd und scherzend umher und tummelte sich in den Schänken, die die ganze Nacht hindurch offen blieben. Später kauerten die Weiber und Kinder sich in Winkeln und Thorwegen und auf Stiegen nieder, um ein wenig zu schlummern. Der rohe, gemeine, betrunkene Mob wuchs immer mehr an und die Schankwirte machten glänzende Geschäfte, indem sie in die oberen Fenster ihrer Häuser Sessel stellten und dieselben um 2½ bis 21 Schilling an „feine Herrschaften“ vermieteten. Etwa um drei Uhr morgens öffnete sich die Thüre des Schuldengefängnisses und die Basis des Gerüstes wurde auf

Rädern in die Straße gefahren. Jetzt rissen sich die Schlummernden aus Morpheus Armen und beobachteten mit den übrigen die Errichtung des Galgens. Während die Zimmermänner ihre Hämmer schwangen — die Insassen der condemned cells konnten es hören —, wurden sie vom Volke gehänselt; dieses fluchte und schimpfte in fürchterlicher Weise und erging sich in den rohesten, gemeinsten Späßen. Endlich wurde der Galgen fertig und war in der Morgendämmerung deutlich zu erkennen, — ein Gespenst bei anbrechendem Tage! Bald ertönte im Glockenturme der gegenüberliegenden Kirche zum Heiligen Grabe Totengeläute und der Hausgeistliche erschien, von den Sheriffs, dem Henker, den Kerkermeistern und dem armen Sünder gefolgt, in der „Schuldnerthüre“. Die dichte Zuschauermenge konnte den Gottesdienst hören, konnte bemerken, wie der Henker dem Delinquenten die Mütze über das Gesicht zog, konnte den Unglücklichen aufknüpfen und sterben sehen. Schreckliche Neugierde das! Der Henker pflegte abergläubischen Zuschauern das benützte Seil nach der Hinrichtung um einen Schilling per Zoll zu verkaufen; aber er hatte Konkurrenten, die in dem Gedränge umhergingen und falsche Galgen-Reliquien um einen Penny bis sechs Pence feilboten. Ein gewisser Catnach, der in dem berüchtigten Stadtteil Seven Dials wohnte, besoldete einen „Dichter“, der die Bekenntnisse und den Schwanengesang jedes Hin-

zurichtenden in Verse bringen mußte, die dann, mit einem rohen Holzschnitt des Galgens illustriert, gedruckt und sofort nach dem Fallen des Seiles in Umlauf gesetzt und verkauft wurden.

Seit 1868 waren die Hinrichtungen wie gesagt nicht mehr öffentlich. Sie fanden in einem Holzverschlage statt, der in einem Hofe des Gefangenhauses von Newgate steht und in welchem der Galgen permanent aufgerichtet ist. Der Verschlag ist so klein, daß nur etwa zwanzig Personen darin Platz haben. Unser Führer teilte uns mit, daß er zu seinem Leidwesen jeder Justifizierung beiwohnen mußte; außerdem mußten der Hausgeistliche und der Untersuchungsrichter des betreffenden Unglücklichen dabei sein, früher auch ein City-Sheriff. Während der traurigen Arbeit wurde die obere Hälfte des Holzverschlages geöffnet, damit die Vertreter der Presse, welche noch immer Zutritt haben, den Vorgang beobachten können; leider bringen viele Blätter über jede Hinrichtung widerlich ausführliche Berichte. Andere Personen wurden nur mit besonderer Erlaubnis des Lordmayors oder des Ministers des Innern zugelassen. Der Chief warder erzählte uns, er habe einmal nicht weniger als fünf Verurteilte gleichzeitig an den Galgen, den wir erblickten, knüpfen sehen. Unter dem Galgen befindet sich eine aus zwei langen Brettern bestehende Fallthüre, auf die der arme Sünder zu stehen kam. Dieser wurde mittels des

von Wetherett erfundenen Riemens, den wir im „Fesseln-Museum" gesehen haben, gebunden, sodann vollbrachte der Henker sein kurzes, aber gräßliches Werk und in demselben Augenblick wurde ein Hebel in Bewegung gesetzt, der die Fallthüre öffnete, durch die der Gehenkte mit gebrochenem Genick in die darunter befindliche Grube stürzte. Alsbald stieg ein Henkersknecht eine an der Seite des Galgens liegende Treppe hinab, legte die Leiche in einen mit Ätzkalk ausgefüllten Sarg, der schon bereit gestanden und trug denselben nach dem Begräbnishofe, wo so viele „große" Verbrecher den ewigen Schlaf schlafen.

Während der Hinrichtung — deren Zeit sich nach der Uhr der Kirche „zum heiligen Grabe" richtete — wurden bis zuletzt die Glocken dieses Gotteshauses geläutet, wahrscheinlich weil es das nächste ist. In früheren Zeiten, als die Todesstrafe noch in Tyburn vollzogen wurde, erhielt jeder Delinquent auf dem Wege nach dem Richtplatze in dieser Kirche einen Blumenstrauß. Um Mitternacht vor dem Hinrichtungsmorgen ging der Mesner der Kirche „zum heiligen Grabe" um die Gefängnismauern herum, seine Glocke läutend und dabei ein Lied singend, das in deutscher Übersetzung etwa folgendes besagt:

„Ihr, die in den Zellen der Verurteilten seid,
Haltet Euch für morgen zum Sterben bereit.
Wachet und betet, denn die Stunde nah ist,
In der vor der Allmacht erscheinen Ihr müßt.

Erforscht Euer Inn'res, bereuet bei Zeiten,
Damit in die Höll' Ihr nicht kommt für alle Ewigkeiten.
Wenn morgen die Glock' unsrer Kirche Euch Armen
Ertönt, habe Gott mit Euern Seelen Erbarmen.
Es hat zwölf geschlagen!"

Zu den Celebritäten im guten und schlechten Sinne, die in Newgate saßen, zählen die berühmten Dichter Crabbe, Wither und Sackville wegen Schulden, William Penn wegen Predigens auf der Straße, Daniel Defoe, der Verfasser des „Robinson Crusoe", wegen der Herausgabe seiner Broschüre „The shortest way with dissenters", und der populäre Räuber Jack Sheppard, den sowohl Defoe als auch William Harrison Ainsworth zum Helden von Romanen gemacht haben.

Unser Rundgang war beendet, wir wurden in das Vorzimmer zurückgeführt, mußten dort unsern Namen in das Buch der Besichtiger eintragen, erhielten unsern Regenschirm wieder und traten durch das Bureau des Direktors den Rückweg an.

Das Gebäude, das noch nicht niedergerissen worden, hat vorläufig die Bestimmung erhalten, die Gefangenen am Tage der Schlußverhandlung aufzunehmen. Aber es kann nicht mehr lange dauern und der aus dem zwölften Jahrhundert stammende Kerker von Newgate wird der Vergangenheit angehören. Die Citywelt erwartet die Demolierung mit Ungeduld, denn auf dem Grund und Boden sollen Kontors und Waren-

lager errichtet werden und der Raum ist in der City gar kostbar! Welche Wandlung steht dem verrufenen alten Quaderblock bevor! Sic transit . . . .

II. Ein Musterlesesaal.

Das Britische Museum ist weltberühmt. Kein Fremder, der nach der Themse-Weltstadt kommt — und sei es auch nur auf zwei oder drei Tage — unterläßt es, diese wahrhaft großartige Anstalt zu besuchen. Aber nicht jeder besichtigt das inmitten der wunderbaren Bibliothek stehende Lesezimmer, und doch ist dieses sehenswerter als alles übrige, überhaupt eine der hervorragendsten Sehenswürdigkeiten des an solchen so reichen London. Schon der ahnungslos eintretende Fremdling, der respektvoll an der Thüre stehen bleiben muß, um die Leser nicht zu stören, kann sich ob des sich ihm darbietenden, in hohem Grade überraschenden Anblicks eines „Ah!" des Staunens und Vergnügens nicht enthalten. Wie viel günstiger ist der Eindruck, den man empfängt, wenn man als Leser Zutritt ins ganze Innere des Riesensaales hat. Hiezu ist eine Lesekarte erforderlich, und eine solche kann man nur erlangen, wenn man großjährig ist — in England mit einundzwanzig Jahren — es sei denn, daß die Kuratoren des Museums den Dispens erteilen. Früher mußten die Karten jedes halbe Jahr erneuert werden; jetzt sind

sie lebenslänglich und können nur entzogen werden, falls die Inhaber sich gegen das Reglement vergehen. Wer eine Karte wünscht, hat sich mindestens zwei Tage vorher schriftlich an den Oberbibliothekar zu wenden, seinen Beruf und seine Adresse anzugeben und eine Empfehlung beizulegen, die von einem Hausmieter oder einer dem Oberbibliothekar persönlich bekannten Persönlichkeit ausgestellt sein muß. Anderswo kann der Erstbeste die großen öffentlichen Bibliotheken benützen; hier gebraucht man diese Vorsichtsmaßregeln, um möglichst wenige Leser zu bekommen, von denen zu befürchten wäre, daß sie Bücher stehlen, bekritzeln oder verstümmeln.

Das Britische Museum — und mit ihm die Bibliothek — wurde vor hundertunddreißig Jahren begründet. Im Laufe der Zeit nahmen die Bücherschätze in so ungeheurem Maße zu, daß selbst das 1823 erbaute „neue" Gebäude viel zu eng ward. Die Kuratoren des Museums, die öffentliche Meinung und die im Parlament sitzenden Litteraten bemühten sich Decennien hindurch vergeblich, bei Regierung und Gesetzgebung eine staatliche Hilfeleistung zum Zwecke der Vergrößerung der Bibliotheks- und Leseräume zu erlangen. Trotz der zustimmenden Berichte verschiedener Enquêten und Ausschüsse geschah nichts zur Besserung der Lage der überangestrengten Beamten, zur Erhöhung der Bequemlichkeit der Leser und zur vorteilhafteren Unterbringung der Bücher-

sammlungen, die um so unerbittlicher anwuchsen, als mittlerweile verfügt worden war, daß von jedem im Vereinigten Königreiche erscheinenden Druckwerk (Buch, Zeitung, Broschüre, Zeitschrift, Musikwerk, Stich u. s. w.) ein Exemplar von Amts wegen an die Bibliothek abzuliefern sei. Die Staatslenker schreckten vor den voraussichtlich hohen Kosten zurück. Da machte der Oberbibliothekar Panizzi — ein seither verstorbener, in England naturalisierter Italiener, dessen Büste über der Eingangsthüre des großen Lesesaales zu sehen ist — den Vorschlag, die neuen Bauten, um die Kosten eines Grundstückes zu ersparen, im innern Hofe des Museums zu errichten. Das gab den Ausschlag (1854) und schon 1857 waren die geplanten Gebäude, welche 150 000 Pfund Sterling kosteten, vollendet.

Das Lesezimmer, das den Gegenstand unserer Schilderung bilden soll, ist kreisförmig und enthält einen Raum von fünf Viertelmillionen Kubikfuß. Zum Bau der Kuppel allein sind Materialien im Gewicht von 84 000 Centnern verwendet worden, darunter 40 000 Centner Eisen. Die Kuppel hat einen Durchmesser von 140 Fuß bei einer Höhe von 106 Fuß, ist also die zweitgrößte auf Erden, denn nur die des Pantheon zu Rom hat einen um 2 Fuß größeren Diameter, während die der Peterskirche in Rom bloß 139 Fuß beträgt. Die nächst umfangreichen Kuppeln messen: Marienkirche in Flo-

renz 139, Grab Mohammed's zu Bedschapur 135, Londoner Paulskathedrale 112, Aja Sofia 107, Darmstädter Kirche 105. Das Dach des Lesesaales besteht aus zwei von einander abgesonderten, kugelförmigen, konzentrischen Luftkammern, deren eine sich zwischen dem äußeren Dach und dem oberen Mauerwerk befindet und zur Ausgleichung der inneren Temperatur bei großer äußerer Hitze oder Kälte dient, während die andere zwischen dem oberen Mauerwerk und der Saaldecke liegt und den Zweck hat, die verdorbene Luft hinauszuschaffen. Diese zwei Luftkammern besorgen im Verein mit verschiedenen Öffnungen an der innern Wölbung der Fenster — zu denen 60 000 Quadratfuß Glas verwendet wurden — und mit den Oberteilen der Lesetischwände (bestehend aus eisernen Luftleitungsröhren) die Ventilation des ungeheuren Raumes, die allerdings im Winter, zur Nebelzeit, nicht immer ganz vollkommen ist. Behufs ausgiebigerer Lüftung und gleichzeitiger Reinigung bleibt der Saal dreimal im Jahre auf je eine Woche der Benützung entzogen; sonst ist er nur noch Sonntags, sowie am Aschermittwoch, am Karfreitag und am 25. Dezember geschlossen.

Trotz der Größe des Saales ist derselbe nur für dreihundert Leser berechnet. Für diese aber ist räumlich und in jeder andern Hinsicht glänzend Sorge getragen. Jeder Lesetisch ist 51 Zoll lang und fast ebenso breit. Unter demselben befindet sich eine Vor=

richtung für den Hut — Schirm, Überrock und Pakete werden in der Garderobe unentgeltlich aufbewahrt —; den Fußboden entlang läuft eine Röhre, durch die im Winter heißes Wasser geleitet wird, so daß sie als Fußwärmer benützt werden kann. Auf dem Tisch liegt ein Briefbeschwerer, ein Papiermesser und ein Buch Löschpapier, das zugleich als Unterlage dient; der dem Leser gegenüber befindliche, eine Wand bildende Oberteil des Tisches enthält: Tintenfaß, Federnwischer, Kiel- und Stahlfedern, eine zu öffnende Platte für Bücher, Papiere oder Zeitungen und ein sinnreiches, nach allen Richtungen verstellbares Gestell für das gerade in der Benützung befindliche Werk. An Sesseln ist eine Auswahl vorhanden, die jeden Geschmack befriedigen muß: man findet hier Stühle mit Leder-, mit Rohr- und mit Mahagonisitzen, und welch bequeme Stühle! Im Saale sind in ebenso schönen wie praktischen Fächern (überhaupt ist fast alles nach den neuesten Fortschritten eingerichtet) 80 000 Bände untergebracht, davon 20 000 in einer den Lesern leicht zugänglichen Weise, und zwar sind dies diejenigen Werke — wie Wörterbücher, Encyklopädieen, biographische Nachschlagewerke, Weltgeschichten, Parlamentsberichte u. s. w. — von denen sich die häufigste Benutzung voraussetzen läßt, so daß der Leser sie zu Rate ziehen kann, ohne erst Verlangzettel schreiben zu müssen. Zur Erlangung aller übrigen Bücher, Zeitungen,

Manuskripte 2c. ist die Ausfüllung solcher Zettel erforderlich; dieselben sind recht groß und von feinem Papier, was eigentlich überflüssig ist. Die Zettel werden in dafür bestimmte Körbchen gelegt, die Saaldiener nehmen sie heraus und bringen das Gewünschte aus den Bibliotheksräumen in das kreisrunde „Centrum", einen abgeschlossenen Raum in der Mitte des Saales, wo der Superintendent nebst einigen Bibliothekaren und anderen Beamten sitzt. Einer der letzteren trägt die Titel der gebrachten Bücher bündig in ein Buch ein, der Diener — dieselben sind sehr zahlreich — liefert die Bücher an den auf den Zetteln angegebenen Tischen, die Zettel im Centrum ab, wo sie verbleiben, bis der Leser die Bücher abliefert; so lange ein Zettel in den Händen der Beamten ist, bleibt der Leser dafür verantwortlich.

Mit den Zetteln und Büchern wird viel Mißbrauch getrieben. Es giebt zahlreiche Leser, die sich kein Gewissen daraus machen, die Zettel zu ihren Notizen zu verwenden oder sie wegen des geringsten Schreibfehlers zu zerreißen oder Büchertitel für die Zukunft aufzuschreiben. Andere Leser haben die üble Gewohnheit, von dem ihnen zustehenden Recht, eine beliebige Anzahl von Bänden zu bestellen, den ausgedehntesten Gebrauch zu machen und Dutzende von Bänden auf einmal zu verlangen, weil sie vielleicht einen oder den andern im Laufe des Tages oder der folgenden Tage — man darf nämlich Bücher

von einem Tag auf den andern reservieren lassen, entweder um sie sich zu sichern oder um nicht lange auf sie warten zu müssen — benutzen könnten. Demzufolge muß ein anderer, der zu derselben Zeit derselben Sachen benötigt, unverrichteter Dinge abziehen.

Um den Verlangzettel schreiben zu können, muß man das Werk im Katalog nachschlagen und das „pressmark“, d. h. Littera und Nummer des betreffenden Kastens und dann des Faches kopieren. Der Katalog allein bildet schon eine große Sehenswürdigkeit, denn erstens ist er mit systematischer Genauigkeit nach praktischen Grundsätzen zusammengestellt; zweitens kann er zufolge seines Umfangs eine ganze Bibliothek genannt werden. Er besteht aus ungefähr sechshundert dicken, in Kalbleder gebundenen, mit Messingecken versehenen Foliobänden, die auf vier ungeheuren, ebenfalls kreisrunden Gestellen stehen, welche von Riesenpulten bedeckt sind, auf die man die betreffenden Bände des Katalogs legt, um sie nach erfolgter Benutzung wieder in ihre alphabetische Reihenfolge zurückzustellen. Feder, Verlangzettel, Tinte und Löschpapier sind auf den Pulten zu finden. Dieser Katalog ist wahrscheinlich der allerbeste und brauchbarste, dessen sich irgend eine Bücherei der Welt rühmen kann. Früher wurde der Katalog geschrieben, dann hektographiert; seit einigen Jahren wird er gedruckt. Vorerst druckt man in Zwischenräumen

von mehreren Monaten ein alphabetisches Verzeichnis — in Quartformat — aller Neuerwerbungen und legt es in mehreren Exemplaren im Lesezimmer auf (auch ist es im Buchhandel zu haben), so daß die Leser die „pressmarks“ der neueren Sachen erfahren können, ehe die einzelnen Zettelchen eines Exemplars dieses provisorischen Verzeichnisses in den großen Hauptkatalog eingeklebt werden, was immer erst nach längerer Zeit geschehen kann. Von der den Lesern ohne weiteres zur Verfügung stehenden Nachschlagsbibliothek von ungefähr 20 000 Bänden giebt es schon lange einen gedruckten Separatkatalog, der natürlich häufigen Änderungen unterliegt und aus dem der Forscher ersehen kann, in welchem Kasten und Fache er das Gesuchte ohne Zeitverlust findet.

Im Hauptkatalog füllen die von den zahllosen Smith oder Robinson oder Johnson — dem deutschen Schmid, Müller und Schultze entsprechend — herrührenden Werke je mehrere Bände. Dasselbe gilt von den auf London, England, Luther, Frankreich u. s. w. Bezug habenden Veröffentlichungen. Gewaltig viel Katalograum nehmen die Zeitungen und Zeitschriften ein; sie sind erst nach Städten alphabetisch geordnet und bei jeder Stadt folgt die Liste der Publikationen ebenfalls alphabetisch; außerdem ist ein mehrbändiges alphabetisches Register sämtlicher im Zeitungskatalog vorkommenden Blätter und Monatsschriften vorhanden. Von dem Reichtum der

Museumsbibliothek an in- und ausländischen Veröffentlichungen dieser Art kann man sich, wenn man nicht selbst da war, keine Vorstellung machen; namentlich London ist vollständig vertreten; von sehr vielen längst eingegangenen dortigen Preßorganen existiert gar kein anderes Exemplar mehr als das im Britischen Museum deponierte; kein Wunder daher, daß das Verzeichnis der gegenwärtigen und früheren „periodical publications“ der Themsemetropole mehrere Bände des Katalogs füllt. In hohem Grade vorzüglich ist der etwa vierzigbändige Musikalienkatalog. Von großem Quellenwerte sind die verschiedenen gedruckten und geschriebenen Kataloge der dem Museum gehörigen, einfach unschätzbaren Handschriftensammlungen. Geradezu wundervoll ist der fünfbändige Katalog der Stiche; er bildet eine chronologisch geordnete Erläuterung des Gegenstandes jedes einzelnen Stichs und jeder einzelnen Figur, nebst passenden Stellen aus den Werken von Historikern und Kunstschriftstellern. Diese Arbeit ist ein wahres Denkmal geduldigen Fleißes.

Zu den angeführten Vorteilen und Annehmlichkeiten des „British Museum Reading Room“ gesellen sich noch ein Restaurant, schöne Lavatoirs, Damenzimmer, im Saale selbst lose stehende Büchergestelle mit ganz besonders wichtigen Nachschlagewerken und im Winter die elektrische Beleuchtung. Bis vor wenigen Jahren durfte in den Gebäuden des Britischen

Museums keinerlei Beleuchtung angewendet werden — wegen Feuersgefahr — ; aus diesem Grunde war auch niemals eine Gasleitung gelegt worden. Das elektrische Licht jedoch fand Gnade in den Augen der Verwaltung, wurde 1880 eingeführt und kommt jedes Wintersemester (Oktober bis März) im Lesesaal zur Anwendung. Dieser wird dadurch mehr als taghell gemacht, denn das Tageslicht ist während des Londoner Winters nur zu oft nichts weniger als hell. Während früher das Lesezimmer im Winter um vier Uhr geschlossen wurde — lesen konnte man häufig schon um Drei nicht mehr, und es kam durchaus nicht selten vor, daß man den ganzen Tag hindurch gar nichts sah — bleibt es jetzt in der schlechten Jahreszeit bis Sieben offen, also länger als im Sommer, und wenn Nebel herrscht, wird das elektrische Licht zu jeder erforderlichen Stunde herangezogen.

All diesen schönen Dingen setzt jedoch die Krone auf die Anwesenheit des „Superintendenten" und seiner Hilfsbeamten im „Centrum". Von dem Wunsche beseelt, den Lesern bei der Vornahme ihrer Forschungen jede mögliche Erleichterung zu gewähren, ernannten die Kuratoren einen Lesesaaldirektor in der Person des gelehrten und sprachkundigen Dichters und Litterarhistorikers Richard Garnett, der sich unter anderem namentlich auch durch seine hervorragende Kenntnis der deutschen Litteratur auszeichnet. Er übersieht den ganzen Raum und giebt seit Jahrzehnten

jedem, der ihn anspricht, mit unermüdlicher Liebenswürdigkeit Auskunft über alles, was den Katalog, die Bibliothek und zahllose andere Dinge betrifft. In seiner Abwesenheit vertreten ihn die anderen Herren im „Centrum" nach bestem Können. Manche Leser stellen an diese diensteifrige Beamtengruppe und deren Chef unbillige Ansprüche und fallen ihnen ungebührlich zur Last; aber dieselben lassen sich das nicht anfechten. Der Wert dieser Einrichtung läßt sich durch kein Wort des Lobes genügend anerkennen; mancher deutsche Autor und Professor, der da studiert hat, wird sich des fast sprichwörtlich gewordenen „Mr. Garnett" beim Lesen dieser Zeilen dankbar erinnern.

Natürlich darf niemand ein dem Museum gehörendes Buch u. s. w. bekritzeln oder sonstwie schädigen oder aus der Bibliothek entfernen. Früher wurden Bücher häufig entwendet; jetzt geschieht dies sehr selten, denn erstens üben die beiden an der Eingangsthüre des zum Lesezimmer führenden Korridors stehenden Beamten — denen die Lesekarten vorgewiesen werden müssen — größere Wachsamkeit aus, und dann sind alle Sachen auf beiden Einbanddecken, auf dem Titelblatt und an verschiedenen anderen Stellen mit dem Stempel der Anstalt versehen, so daß an Stehlen zum Zwecke des Verkaufs kaum zu denken ist; höchstens könnte Liebhaberei im Spiele sein. In mit Stichen illustrierten Werken wird jeder

Stich an einem Rande mit dem Einlaufsdatum gestempelt, — sonst würden die Bilder herausgerissen werden. Wie viel Arbeitskraft nur das Stempeln in Anspruch nimmt!

Ehe wir den freundlichen Saal verlassen, werfen wir noch einen Blick auf die Kuppel. Da fällt uns auf, daß die hellen Farben vorherrschen, was dem Riesenraum im Verein mit der schönen Vergoldung ein elegantes Aussehen verleiht. Die Kuppel ist durch gemalte Rippen in zwanzig Felder geteilt und die Rippen sind mit dem echtesten Blattgold bedeckt, während die Felder durch hübsche Arabesken verschönert werden. Wir schließen mit dem Wunsche, daß bald auch die großen Bibliotheken von Paris, Berlin und Wien solche Lesesäle und — solche Kataloge aufzuweisen haben mögen.

Drei Volksfeier- und Festtage.

I. Die Lordmayors-Schau.

Ich bitte meine freundlichen Leser, mich ein wenig zu begleiten; doch werden sie gut thun, ihre Börsen, Uhrketten und Taschentücher wohl zu verstecken, denn wie sagt Schiller?

„Drei Worte nenn' ich euch inhaltsschwer: „Beware of pickpokets."

Es ist nämlich der 9. November, der Tag der berühmten „Lordmayors-Schau", die in der Religion der Londoner Taschendiebe dieselbe hohe Feiertagsrolle spielt wie Ostern in den christlichen Glaubensbekenntnissen. Also vorwärts!

Stellen wir uns meinetwegen an der Ecke von Fleet Street auf, um der Dinge zu harren, die da kommen sollen. Es hat uns Mühe genug gekostet, uns dahin zu drängen, denn der größte Teil der Londoner City ist von ungeheuren Menschenmassen erfüllt. Ein Nachbar macht den ebenso neuen wie geistreichen Witz, daß von den vier Millionen Ein-

wohnern der Metropole mindestens fünf Millionen ausgegangen seien, um die „Lord Mayor's Show" mitanzusehen, die alljährlich am 9. November stattfindet, um die Inaugurierung des jeweiligen Bürgermeisters der City zum glänzenden Ereignis zu machen.

Die Prozession verläßt Mansion House, den Amtssitz der Lordmayors, diesmal um 12 Uhr und es dauert daher noch ein Stündchen, ehe sie unsern Standort passiert. Unterhalten wir uns einstweilen über das Wesen der Mayorschaft, dieser wichtigsten Stelle, welche das reichste und mächtigste Municipium der Erde zu vergeben hat. Der „Lordmayor" ist der Bürgermeister jenes Teiles von London, der unter dem Namen „City" so weltbekannt ist, wie kaum irgend ein Teil einer anderen Stadt.

Man kann sich vorstellen, daß die Funktionen, welche dieser Würdenträger zu versehen hat, nicht gerade den Verdacht erwecken, er habe eine Sinekure inne. Im Gegenteil, dieselben sind so lästig und mannigfaltig, daß sich die Notwendigkeit herausgestellt hat, die Amtsdauer auf ein Jahr zu beschränken; allerdings ist der Abtretende wiederwählbar, aber es kommt äußerst selten vor, daß jemand sich dazu hergiebt, die Bürde nochmals zu übernehmen. Man denke: der Lordmayor hat der Königin von England bei allen offiziellen Gelegenheiten seine Huldigung darzubringen; es ist seine Aufgabe, für das Wohlergehen und Vergnügen der nach London kommenden ge-

krönten Häupter und sonstigen berühmten Persönlichkeiten zu sorgen; er pflegt an der Spitze fast sämtlicher Wohlthätigkeitsfonds-Sammelausschüsse des Jahres zu stehen, Mitglied des großen Schulrates, Kurator mancher Unternehmungen, zuweilen auch Parlamentsmitglied zu sein; er soll täglich dem Polizeigerichtshofe in seinem offiziellen Palais vorsitzen; er muß den Sitzungen des City-Municipalrates präsidieren, jährlich zwei Schock Bankette geben, wöchentlich einem Dutzend verschiedener Komiteesitzungen und gemeinnütziger Meetings beiwohnen, sowie fortwährend allerlei Ausstellungen eröffnen und Deputationen empfangen, ganz abgesehen von der Erledigung der laufenden Amtsgeschäfte, mehreren offiziellen und privaten Reisen 2c. Es läßt sich also leicht erraten, daß der Londoner Großmogul manchmal das Recht hätte, mit Leporello zu singen:

„Keine Ruh' bei Tag und Nacht;
Nichts, was mir Vergnügen macht."

Doch ja, — böse Zungen behaupten, daß es dem jeweiligen Lordmayor denn doch ein kleinwenig Vergnügen macht, wenn er mit dem Kaiser von Rußland Arm in Arm einherstolzieren oder den Schah von Persien bei sich empfangen kann. Auch der Umstand, daß die City-Könige nach ihrem Rücktritt ins Privat- oder Geschäftsleben in der Regel geadelt werden, macht gar viele nach dem kurulischen Stuhl im Mansion-House lüstern; sie vergessen gerne alle

Mühe und Plage, finden sich gerne bereit, ihre Privatgeschäfte zu vernachlässigen und scheuen nicht die schweren Summen, um die jeder Lordmayor leichter ist, wenn er sich zurückzieht. Zwar ist das Jahresgehalt mit 8000 Pfund Sterling nicht eben harpagonmäßig bemessen, doch das nette Sümmchen reicht noch lange nicht aus. Arme Leute könnten daher dieses Amt nicht bekleiden. Von der Großartigkeit des Fußes, auf dem die Bewohner von Mansion-House leben und ihre Gäste bewirten, mag die Thatsache einen Begriff geben, daß in diesem Riesengebäude nicht weniger als ein halbes Hundert Köche und Kellermeister angestellt sind.

Sehr merkwürdig geht die Wahl des City-Bürgermeisters vor sich; sie hat einige Stadien durchzumachen. Vor allem werden — in der dritten Septemberwoche — die Sheriffs gewählt, die halb Vicebürgermeister, halb Gerichtsvollzieher sind. Die neuen Jahres-Sheriffs legen in die Hände des regierenden Mayor den Eid der Anhänglichkeit an die Königin ab, und zwar in der aus der elisabethinischen Zeit beibehaltenen Formel, die spaßig genug klingt. Der hierauf folgende zweite Eid ist schon moderner und bezieht sich auf die Verteidigung der Privilegien der Cityverwaltung. Nachdem die Sheriffs noch mit Purpurmänteln und goldenen Ketten behängt worden, nehmen sie dieselben Proceduren mit den neuen Untersheriffs vor und empfangen endlich formell die

Schlüssel der den Citybehörden unterstehenden Gefängnisse; die letztere Ceremonie findet übrigens seit einigen Jahren nicht mehr statt, weil jetzt sämtliche Kerker Londons unter der Verwaltung des Staates stehen.

Wie die Sheriffs und Untersheriffs, werden auch die Lordmayors von den Vertretern der Zünfte gewählt. Diese versammeln sich am 29. September in der „Guildhall“ (wörtlich „Zunfthalle“), dem City-Rathause. Um zwölf Uhr Mittags begiebt sich der im Amte befindliche Lordmayor unter Trompetengeschmetter in Begleitung eines Stadtältesten, des City-Marschalls, des Scepter- und des Schwertträgers, der Sheriffs und der Untersheriffs vom Mansion-House in voller Gala-Uniform nach dem Rathause, wo er von sämtlichen Stadtältesten, den Vertretern der Zünfte und dem Deputy-Recorder (Stadtanwalt) empfangen wird. All diese Personen sind mit schönen Blumensträußen und den althergebrachten Insignien ihrer respektiven Stände versehen. Die Ankömmlinge und die Empfangenden bilden nun eine Prozession, die sich in die naheliegende Laurentiuskirche begiebt, wo der Vikar eine Messe liest und der Kaplan eine der Gelegenheit angepaßte Predigt hält. Früher erhielten die Sheriffs und der Lordmayor auch die Kommunion; seitdem aber Juden Lordmayors werden können, ist dieser Gebrauch außer Übung gekommen. Nach dem Gottesdienst bewegt sich die Prozession

zurück nach dem Sitzungssaale der Stadtältesten. Sobald die Ruhe hergestellt ist, eröffnet der Common Crier (öffentliche Ausrufer) die Sitzung mit den gewöhnlichen Formalitäten. Jetzt tritt der Stadtanwalt vor und zeigt der Versammlung an, daß sie da sei, um „das hohe und alte Privilegium“ der Wahl eines Lordmayors auszuüben. Die schon vorher bestimmten, stets der Reihe nach der Gruppe der Ex-Sheriffs entnommenen Kandidaten — deren jeder auch Mitglied mindestens Einer der Zünfte sein muß — werden hierauf ein wenig katechisiert. Man fragt sie, ob sie entschlossen seien, die Vorrechte der Zünfte, die Privilegien der City u. s. w. zu verteidigen. Selbstredend wird alles bejaht und man erklärt, „die alten Gebräuche, als für das Gedeihen des Handels und der Industrie absolut notwendig“, aufrechthalten zu wollen. Natürlich verhindert das nicht, daß diese oft recht anachronistischen Privilegien und Gebräuche infolge des Andrängens des Zeitgeistes immer weniger werden.

Nun wird die Wahl durch Aufstehen und Sitzenbleiben vorgenommen. Sobald zwei Kandidaten die nötige Stimmenzahl erreichen, treffen die Stadtältesten die endgültige Entscheidung. Der Erwählte hält sofort eine Ansprache, die von Gemeinplätzen wimmelt. Er erklärt natürlich, von der ihm erwiesenen großen Ehre ganz verwirrt zu sein, fragt, ob man keinen Würdigeren habe finden können, sagt, er sei stolz

darauf, erster Beamter der City zu sein, und ergeht sich in Lobsprüchen über seinen Vorgänger, der sich nun selbstverständlich seinerseits beeilt, den Nachfolger zu bekomplimentieren und auch den fungierenden Sheriffs einige schmeichelhafte Worte zu sagen, worauf den letzteren ebenso selbstverständlich nichts übrig bleibt, als ihre Nachfolger zu beglückwünschen. Nachdem dieses etwa zweistündige gegenseitige Weihrauchstreuen vorbei ist, trennt sich die Versammlung, um abends bei einem Diner wieder zusammenzukommen.

Am 2. November fährt der künftige City-Potentat zum Lord-Oberkanzler, — dem Präsidenten der Pairskammer — um die offizielle Mitteilung entgegenzunehmen, die Königin habe seine Wahl genehmigt. Ein Freundschaftsbecher wird herumgereicht; der Kanzler trinkt auf das Wohl des Neugewählten und erinnert ihn in einer konventionellen Rede an die mit seinem schwierigen Amte verbundenen Pflichten. Tags darauf begiebt sich der schon im vorhinein Vielgeplagte in Begleitung der höchsten städtischen Würdenträger nach Westminster Hall, wo er den Eid der Treue leistet. Seit seiner Wahl ist er jedoch noch immer nur einfacher Stadtältester geblieben; erst am 9. November tritt er sein Regierungsjahr an.

In der ersten Novemberwoche jedes Jahres kann man in der City allenthalben beobachten, daß große Vorbereitungen zu einem Feste getroffen werden. Viele Straßen werden — in der Quere, hoch in der

Luft — mit Fahnen und Flaggen aller Art über und über behängt, ein seltsames, buntes Bild. Im Rathause, das mittels eines Bretterverschlages abgesperrt wird, richtet man alles aufs schönste her. An den Straßenecken kleben Plakate, in denen die Polizei bekannt giebt, daß am 9. diese und jene Straße von 11 bis 5 Uhr für den gewöhnlichen Wagenverkehr abgesperrt sein wird, weil der Zug des Lord-Mayor durch sie ziehen werde. Diese Prozession, die „Lord Mayor's Show“, ist von den zahlreichen Schaugeprängen, von denen früher das öffentliche Leben Londons wimmelte, fast das einzige, das sich, übrigens stark verändert, bis jetzt erhalten hat.

Doch halt, unser Geplauder muß ein Ende nehmen, denn der Zug nähert sich unserem Standplatz. Es dauert nahezu eine Stunde, ehe derselbe gänzlich an uns vorbeigezogen. Es ist eine komische, unsinnige Mischung von Altertum, Mittelalter und Neuzeit. Die Details dieser bunten, farbenreichen, abwechslungsvollen Prozession werden jedesmal von dem neuen Oberbürgermeister bestimmt und die Pracht ist daher nicht immer die gleiche. In dieser Beziehung ist übrigens auch das Wetter maßgebend. Diesmal ist dasselbe herrlich und die Zuschauermassen sind daher enorm. Zerlumpte Männer, Weiber und Kinder verkaufen jämmerliche Abbildungen der vorjährigen „Show“, sowie „Lord-Mayors-Orangen“, „Lord-Mayors-Spielzeug“ u. s. w.; alle Verkaufsgegen-

stände werden mit dem Helden des Tages in Verbindung gebracht. Der Zug besteht hauptsächlich aus Galawägen mit den Stadtältesten, den Sheriffs, dem alten und dem neuen Lord-Mayor, den Vertretern der Zünfte 2c., ferner aus nicht weniger als 17 Musikbanden, die selbstverständlich einen angemessenen Heidenlärm vollführen, aus vielen Hunderten von Bannern der Zünfte, der Sheriffs, der Stadtältesten u. s. w., aus der prachtvoll uniformierten City-Feuerwehr, zahlreichen Marineschülern in zierlichen blauen Jacken, sechs ganz in Stahlrüstungen gehüllten Reitern auf herrlichen Pferden und unzähligen anderen Elementen. Die endlosen Wagenreihen bieten ein imposantes Bild dar, das durch die vielfachen hochgetragenen Insignien und Standarten nur noch pittoresker wird. Das Schmettern der Leibgarde und das Anmarschieren der in blauen Sammet mit wundervoller Goldbrokatstickerei gekleideten Lakaien des Lord-Mayor zeigen die Nähe des großen vergoldeten Staatswagens an; in diesem, von Cipriani sehr schön bemalten Meisterstücke fahren sechsspännig der neue Lord-Mayor, sein Kaplan, sein Scepter- und sein Schwertträger.

Gegen 3 Uhr hat der groteske Zug seinen Bestimmungsort, Westminster Hall, erreicht. Die Hauptpersonen betreten den Sitzungssaal des Finanzgerichts, wo der Stadtanwalt den neuen Lord-Mayor den Richtern offiziell vorstellt. Nachdem der Oberrichter

eine passende Ansprache gehalten, kehrt die Prozession auf einem kürzeren Wege ins Rathaus zurück, wo sie um 5 Uhr eintrifft. Übrigens geschah der Übergang nach Westminster bis Ende des vorigen Jahrhunderts nicht zu Wagen, sondern zu Schiffe. Gleich den Dogen von Venedig, die sich auf dem „Bucentaur" mit der Adria vermählten, vermählte sich der Lord-Mayor auf der Themse mit der City. Die alte Gondel, die hierzu benutzt wurde, existierte noch vor einigen Jahren. Den Tag beschließt ein großartiges Bankett im Riesensaale der Guildhall, dem etwa tausend Auserwählte beizuwohnen pflegen, darunter jedesmal fast sämtliche Minister und Diplomaten. Die stark politisch gefärbten Toaste, die unabänderlich zum Programm dieses Inaugurationsgelages gehören, pflegt der Telegraph in alle Weltgegenden zu tragen, namentlich den Auslassungen des jeweiligen Premiers wird allenthalben mit Spannung entgegengesehen, denn dieselben sind in der Regel für die Kenntnis der politischen Situation nicht unwichtig.

Am nächsten Tage bezieht der neue Citymachthaber das Mansion House und tritt sein Amt an, während sein Vorgänger wieder in seine Privatwohnung übersiedelt, um seinen arg vernachlässigten Privatgeschäften nachzugehen. Und dasselbe wiederholt sich Jahr um Jahr. Aber die geplante durchgreifende Londoner Verwaltungsreform wird jeden-

falls große Änderungen in den vorstehend geschilderten Gebräuchen zur Folge haben. Die Lordmayors-Schau kommt dann wahrscheinlich ganz ab und London erhält ein einheitliches Stadtoberhaupt wie andere Städte. Es taugt nichts, daß ein Hundertzwanzigstel der Metropole eine geregelte Verwaltung habe, während die übrigen 119/120 von unfähigen partikularistischen Sprengelausschüssen mißregiert werden.

II. Das Derbyrennen.

Welcher Leser wüßte nicht, was „der Derby" ist? Man hat das unter diesem Namen bekannte große Pferderennen, das alljährlich am letzten Mittwoch im Mai zu Epsom — einem auch wegen seiner Bittersalzquellen berühmten Städtchen — vor sich geht, nicht mit Unrecht „die isthmischen Spiele der Engländer" genannt. Gewisse blasierte Cyniker behaupten seit einigen Jahren, dieser nationale Festtag habe aufgehört unterhaltend zu sein, er weise keine Heiterkeit oder Lustigkeit mehr auf, es herrsche beim Derby keine Aufregung mehr. Das ist aber falsch. Die frühere „Heiterkeit" und „Aufregung" herrscht freilich nicht mehr, und das ist gerade recht erfreulich. Es kommt ganz darauf an, was man unter Spaß und Scherz, unter Lustigkeit und Amüsement versteht. Die Zeiten ändern sich eben, und das ist ein Glück. Vermissen jene Blasierten etwa die rohen Jure, die

den Derby einst kennzeichneten, die empfindlichen Blasrohre, die umhergeschleuderten Mehldüten, die falschen Nasen oder die scheußlichen Masken? Ehemals galt kein Derby für regelrecht, wenn nicht eine Anzahl anständiger Menschen auf der in Staub gehüllten Landstraße mit schlimmen Subjekten ins Handgemenge gerieten. Es mangelte weder an eingeschlagenen Nasen, noch an gebrochenen Füßen, weder an ruinierten Kleidern, noch an schlecht bestandenen Geduldproben. Es galt für witzig, einander mit Sodawasserflaschen zu bewerfen oder die Ohren der Damen durch gemeine Reden zu beleidigen. Kindischen Blödsin n sah man für Humor an, und die Narren, die den tollsten Mummenschanz trieben, wurden als die besten Gesellschafter betrachtet. Jetzt ist beim Derby von alledem freilich fast nichts zu sehen; aber der Umstand, daß die ungeheure Volksmasse sich heutzutage geziemend und anständig zu benehmen pflegt, berechtigt noch nicht zur Behauptung, daß die Leute den Sinn für ein richtiges Vergnügen verloren haben; sie setzen nur an die Stelle der rohen eine vernünftige Art und Weise, sich zu unterhalten.

Jeder Derbytag zeichnet sich durch andres Wetter aus. Es hat ebensoviele nasse wie trockene Derbies gegeben; das große Wettrennen hat ebenso oft in einem Morastmeer wie in dichten Staubwolken, ja sogar schon bei Schneegestöber (Ende Mai in England!) stattgefunden. Es ist vorgekommen, daß man

auf dem Epsomer Hügel nicht stehen konnte, ohne sich der Gefahr eines Sonnenstiches auszusetzen, aber auch, daß den Zuschauern ein eisiger Wind durch die Glieder pfiff. Je schöner das Wetter, desto gewaltigere Volksmassen wallfahrten nach Epsom und desto gemütlicher ist die Stimmung des Publikums. In einer so ungeheuren Menschenansammlung kann es selbstverständlich niemals gänzlich an Gaunern, Bettlern und Landstreichern fehlen; allein während diese Elemente früher eine peinlich hervorragende Rolle spielten, machen sie sich seit einigen Jahren nur in ganz geringem Maße bemerkbar, und die Menge beträgt sich friedlich und unaufdringlich. Alljährlich erscheint das englische Thronfolgerpaar nebst mehreren anderen Mitgliedern der königlichen Familie auf dem Rennplatze. Das Parlament ist ebenfalls reichlich vertreten; seit 40 Jahren hält es am Derbytage keine Sitzung ab; nur 1882 wurde von dieser Regel Umgang genommen, weil man angesichts der Dringlichkeit der für Irland erforderlichen Gesetzgebung keine Sitzung opfern mochte. Eine oder die andere Gruppe hochstehender oder offizieller Persönlichkeiten nimmt ihr Gabelfrühstück unter entsprechend eingerichteten Zelten ein. Nach der traditionellen Theorie mag es vielleicht regelrechter sein, im Freien zu sitzen, den Teller auf dem Schoß zu halten, wegen des Gleichgewichts der Trinkgläser fortwährend in Angst zu sein und nach der Mahlzeit die Abfälle ins Gras

oder auf die Straße zu werfen; minder „romantisch“, dafür aber zweifellos angenehmer und bequemer ist es, unter Dach und Fach an einem Tische behaglich essen und dann das Wettrennen ungestört, d. h. ohne Rippenstöße, mitansehen zu können.

Hat man nach der Ankunft in Epsom auf der Wiese oder dem Hügel Posto gefaßt, so hat man hauptsächlich dreierlei zu thun: die Ankommenden zu mustern, dann zu speisen und schließlich ob des Wettrennens in Aufregung und Begeisterung zu geraten. Die erstgenannte Beschäftigung wird immer wichtiger, denn die besseren Klassen machen von Jahr zu Jahr Fortschritte in der Auserlesenheit der Toiletten, in denen sie beim Derby erscheinen. Auch hinsichtlich des Gabelfrühstücks machen sich seit neuerer Zeit Verbesserungen geltend; die Zahl von mit Lachs, Salat, kalten Delikatessen und guten Getränken bedeckten Tischen nimmt immer mehr zu. Zwischen dem Essen und dem Beginn des Wettrennens begeben sich viele auf den eingehegten, ungemein ruhigen, selbst in der Sonnenhitze erfrischend kühlen Weideplatz, wo die Anwesenden lautlos durchs hohe, blumenbesäte Gras wandeln, von den Bewegungen der hier weidenden Pferde angezogen und außer stande, den Derbylärm zu hören oder das bunte Treiben der Menge zu sehen. Kaum jedoch giebt der Polizei-Inspektor das Zeichen zum Beginn der Prozession, stürzt jedermann aus der Einfriedigung, um auf den Schauplatz des

Wettrennens zurückzueilen. Alsbald bemächtigt sich des ganzen Publikums eine gewaltige Aufregung; Teller und Schüsseln, Gläser und Messer, Gabeln und Löffel werden zur Seite geworfen, die leeren Flaschen unter die Wagen geschleudert, alle verfügbaren Sitze erklommen und sämtliche vorhandenen Turf-Fernrohre auf das höchst bemerkenswerte Schauspiel gerichtet.

Natürlich kann nur ein verhältnismäßig geringer Teil der Myriaden das eigentliche Rennen deutlich sehen; die übrigen erwarten mit Spannung das Glockenzeichen, und alle verhalten sich so mäuschenstill, als hätten sie den Atem verloren. Plötzlich ertönt eine Stimme, gleich darauf ein Dutzend, dann Tausende und bald schreit die ganze Versammlung aus vollem Halse den Namen des gewinnenden Pferdes. Endlich macht sich die latente Aufregung bei den Gewinnenden wie bei den Verlierenden in einem allgemeinen tiefen Aufseufzen Luft. Das Volk auf der Wiese beginnt zu tanzen, die anderen besteigen ihr Pferd, ihren Wagen oder einen Eisenbahnzug, um nach Hause zurückzukehren, und — der Derby ist vorbei!

III. Die Bankfeiertage.

Der Derby ist zwar ein nationaler Festtag, aber er kann doch nur von Leuten mitgemacht werden, die ihr Alltagsberuf nicht von Epsom fernhält. Anders ist es mit den sogenannten „Bankholidays“ bewandt.

Diese können von jedermann oder doch von den allermeisten gehalten werden.

Der Ursprung dieser eigenartigen Einrichtung ist in der Strenge der englischen Sonntagsfeier zu suchen. Der Festländer, der noch nicht in London war, kann sich den Unterschied zwischen der englischen und der kontinentalen Sonntagsfeier gar nicht vorstellen, und den Ausländer, der nach England kommt, ärgert an den dortigen Zuständen nichts so sehr, wie die fromm sein sollende, angeblich von jeder Arbeit abhaltende, in Wirklichkeit aber heuchlerische, veratorische, höchst inkonsequent durchgeführte Art, wie der „Tag des Herrn“ in diesem sonst so freien Lande gefeiert wird. Die Straßen sind öde und menschenleer, die Wirtshäuser voll; die Museen, die Theater, die Konzertsäle sind geschlossen, die Wirtshäuser offen. Die Postbeamten und Briefträger haben Ruhe, weil die Postämter gesperrt sind; die Telegraphenbeamten und Boten müssen arbeiten, weil die Telegraphenämter offen sind. Es ist dem Volke verwehrt, Sonntags in den Tiergarten zu gehen oder in den Parks etwas anderes zu hören als Kirchenmusik, nach der die meisten nicht fragen und wobei sie nicht einmal eine Limonade oder ein Biskuit bekommen können; dagegen steht es jedem frei, ins Wirtshaus zu gehen und sich dort zu betrinken. Man läßt die zahlreichen Eisenbahnangestellten tüchtig arbeiten und will die Orte, an denen das Volk, das sich langweilt, sich

unterhalten und belehren könnte, nicht öffnen, damit die wenigen dort Angestellten Ruhe haben. Man will die Leute zwingen, in die Kirche zu gehen, zwingt sie aber indirekt, ins Wirtshaus zu gehen, das viele nur aus Langeweile betreten, die fernbleiben würden, wenn ihnen Gelegenheit geboten wäre, anderswohin zu gehen, wo sie sich nicht zu langweilen brauchen. Man hat eine heillose Angst vor der Möglichkeit, daß der „continental Sunday“ in England Fuß fassen könnte — namentlich der französische Sonntag jagt den schottisch-englischen Philistern Schrecken ein —; John Bull schaudert bei dem Gedanken, daß die Öffnung der nützlichen Museen zur Öffnung der Theater und Musikhallen führen könnte; entsetzliches Zukunftsbild das! Bei allem Kopfzerbrechen können wir uns aber nicht denken, wieso es der Nation schaden könnte, wenn die Theater und andere Vergnügungslokale offen wären. Ist es denn durchaus notwendig, daß der Ruhetag mit einem Tag puritanischer Beschaulichkeit identisch sei? Sollte es wirklich sträflich sein, den Feiertag zur Erholung und Zerstreuung, zur Belehrung und Unterhaltung zu verwenden? Die in neuerer Zeit oft vorgenommene Statistik des Sonntags-Kirchenbesuches in den englischen Städten zeigt, daß die Majorität des Publikums nicht Lust hat, in die Kirche zu gehen. Die Versuche, die in einzelnen Städten von Zeit zu Zeit gemacht worden sind, einzelne Vergnügungslokale an

Sonntagsnachmittagen zu öffnen, sind in allen Fällen von auffallend gutem Erfolg gekrönt gewesen. Aber weder diese Erfahrungen, noch die eifrigen Bemühungen der verschiedenen Sonntagsvereine, noch die ewigen Petitionen, noch die vielen Zeitungsartikel waren bisher im stande, eine Änderung in der strengen Sonntagsgesetzgebung herbeizuführen. Ja, manche gehen soweit, in Frankreich durch Druckschriften für die Einführung der englischen Sonntagsfeier zu agitieren. Aber nichts dauert ewig, und auch die Verstocktheit der auf falscher Fährte befindlichen rigorosen Sonntagsfeierer wird durch das Parlament im Laufe der Zeit unschädlich gemacht werden. Die fortgesetzte Agitation zu Gunsten einer vernünftigeren Sonntagsfeier bekehrt von Jahr zu Jahr mehr Deputierte und wird nach einem weitern Decennium nicht verfehlen können, die Majorität des Parlamentes andern Sinnes zu machen. Wünschen und hoffen wir, daß dies noch früher geschehe!

Mittlerweile ist man längst auf ein anderes Mittel gekommen, um denjenigen Klassen, die die ganze Woche hindurch beschäftigt, wenigstens von Zeit zu Zeit die Möglichkeit und das Recht des Besuchs der öffentlichen Sammlungen und Vergnügungslokale zu sichern. Gegen Ende der sechziger Jahre wurde nämlich auf Betreiben des berühmten Naturforschers Sir John Lubbock, der auch Bankier und Parlamentsmitglied ist, ein Gesetz geschaffen, wonach alljährlich an vier

Werktagen alle Bankhäuser gesperrt zu bleiben hatten, um den Angestellten Gelegenheit zu geben, manches mitzumachen, was ihnen sonst unzugänglich bliebe. Bald wurde das humane Gesetz auf sämtliche Geschäftshäuser, Fabriken, Werkstätten ausgedehnt, die betreffenden Tage aber — der Ostermontag, der Pfingstmontag, der erste Montag im August und der Tag nach dem Weihnachtstag — heißen noch immer „Bankferien“. Der Montag wurde gewählt, weil die Leute, wenn sie wollen oder können, dadurch in der Lage sind, Samstag abends aufs Land, an die Seeküste oder sonstwohin zu reisen und bis Dienstag morgens zu bleiben. An diesen Tagen sind denn auch — mit Ausnahme der Tabakläden, der Wirtshäuser und der Zuckerbäckereien — alle Geschäftslokale gesperrt, sogar die meisten Postämter; selbst die Briefträger haben von neun Uhr morgens bis acht Uhr abends Ruhe. Freilich sind dafür die in den Vergnügungslokalen, auf den Bahnhöfen u. s. w. Bediensteten, sowie die Kutscher und Kondukteure der Omnibusse, Pferdebahnen und Mietwagen desto angestrengter; wahrscheinlich werden sie für ihren Feiertag anderweitig entschädigt. Da das Bankholiday-Publikum stets nach vielen Millionen zählt, läuft selbstverständlich mancher kleine und große Rausch, manche Rauferei, kurz, manche Unregelmäßigkeit mit unter; seit einigen Jahren jedoch nimmt die Zahl dieser Fälle erfreulicherweise stetig ab.

Natürlich hängt der Erfolg der Bankholidays großenteils vom Wetter ab. Die „Priester des heiligen Lubbock“ — so nennt man scherzhaft jene, die an diesen Feiertagen etwas mitmachen — flehen jedesmal schon längere Zeit vorher den „Clerk of the weather“, den „Wettergott“, um schönes Wetter oder doch mindestens ein trockenes Firmament an. Werden die Gebete von dieser ebenso wichtigen wie einflußreichen Persönlichkeit gnädigst erhört, so hat das zur Folge, daß die Eisenbahngesellschaften und die Besitzer aller übrigen Beförderungsmittel glänzende Geschäfte machen. Die Sonnenstrahlen verlocken ungeheure Volksmassen zu Ausflügen; aber auch die Sehenswürdigkeiten, die Unterhaltungslokale, die Parks 2c. sind überfüllt. Die königlichen Paläste und Gärten in Hampton Court pflegen von 25—30 000, die Hampsteader Haide von 70—80 000, der Zoologische Garten im Regent's Park von 20—30 000, der Krystallpalast von 60—70 000, das South-Kensington-Museum von 20—35 000, der Tower von 8—10 000, der Peckhamer Wiesengrund von 50 bis 70 000 Personen besucht zu werden. Es ist eine Herzenslust, zu sehen, wie die Menge sich allenthalben belehrend unterhält und unterhaltend belehrt.

Malerei und Bildhauerei.

Kurz vor Schluß der 1885er Parlamentssession interpellierte der Abgeordnete Sir Robert Peel die Regierung über die an der „königlichen Kunstakademie“ herrschenden Zustände, mit denen er gleich vielen anderen sich recht unzufrieden erklärte. Auf diese Interpellation kommen wir noch zurück.

Die „Royal Academy of Arts“ ist berufen, die vornehmste Hüterin der englischen Kunstinteressen zu sein. Die öffentliche Meinung hat sich seit Jahrzehnten viel mit der Frage beschäftigt, ob die „vierzig Unsterblichen“ ihrer Aufgabe auch gebührend nachkommen oder ob sie nicht vielmehr in Pedanterie und Cliquengeist untersinken. Vielfach ist man zu dem Schlusse gelangt, daß leider das letztere den Thatsachen entspreche. Die Art, wie das Institut seiner bedeutendsten Obliegenheit, der Veranstaltung des „Londoner Salon“ (offiziell „Exhibition“ genannt), nachkommt, ist allerdings nicht ganz unbedenklich. Diese Ausstellung soll den jeweiligen Zustand der englischen Malerei

und Bildhauerei veranschaulichen, thut es aber nicht. Auch läßt sich nicht sagen, daß sie bloß das Kunstleben der Akademie selber zum Ausdruck zu bringen pflegt. Sie thut mehr als letzteres und weniger als ersteres; sie enthält immer zahlreiche Bilder, die von englischen Nichtakademikern, sogar auch von ausländischen Künstlern gemalt sind, läßt aber andererseits jedes Jahr die Schöpfungen manches hervorragenden britischen Meisters vermissen. Man darf verlangen „entweder — oder" und sicherlich muß manches faul sein im Staate Dänemark, wenn derlei Übelstände bei einer Anstalt vorhanden sind, die die reichste ihrer Art ist.

Der „Salon" pflegt auch an großem Raummangel zu laborieren, und nicht wenig tragen hierzu die räumlichen Vorrechte der Akademiker bei. Seit einigen Jahren darf jeder Akademiker in jedem „Salon" höchstens vier Bilder oder Skulpturen ausstellen; das ist immer noch recht viel, allein vorher war die Grenze erst bei acht Stück gezogen. Die Bildhauer haben niemals durch ein Übermaß an Quantität gesündigt, desto mehr aber die Maler. Am ärgsten machten es die beliebteren Porträtisten. Es ist begreiflich, daß es im Interesse derselben liegt, möglichst viele ihrer Leistungen zur öffentlichen Kenntnis zu bringen, denn wo Tauben sind, fliegen Tauben zu. Je hervorragendere Kunden ein Maler hat, desto sehnlicher werden unbedeutende Krösusse wünschen, ebenfalls von ihm gemalt zu werden, um so eher,

als sie dann Aussicht haben, ausgestellt zu werden und dadurch in die Spalten der Presse und in den Mund des Publikums zu kommen. Nun ist es ja recht interessant, berühmte Männer von berühmten Künstlern porträtiert zu sehen, aber obskure Personen, von minder großen, wenngleich beliebten Malern dargestellt, zu Dutzenden an den Wänden des „Salon" zu mustern, ist weniger genußreich. Geradezu ärgerlich jedoch ist es, zu wissen, daß durch solche Monopolporträts Raummangels halber echte Kunstwerke zurückgewiesen werden müssen. Die Unsterblichen vom Pinsel und vom Meißel haben übrigens, wie gesagt, dieses Unrecht gut gemacht, indem sie — freilich etwas spät — die Selbstüberwindung zeigten, ihr persönliches Vorrecht zur Hälfte aufzugeben.

Eine andere Klasse von Akademikern hat bisher weniger durch die große Anzahl der von ihr ausgestellten Gemälde, als vielmehr durch untergeordnete Qualität gesündigt. Greise R. A.,*) die sich längst hätten zur verdienten Ruhe zurückziehen sollen, fahren überflüssiger Weise fort, ihre Leistungen auszustellen, ohne zu bedenken, daß sie damit ihren guten Ruf

*) R. A. = Royal Academician (das heißt Mitglied der königlichen Akademie), im Volksmunde scherzhaft als Real Artist („Wirklicher Künstler") gedeutet, ebenso wie die mit A. R. A. (Associate Royal Academy) bezeichneten „Genossen" dieses Instituts „Almost Real Artists" („Fast wirkliche Künstler") genannt werden.

beeinträchtigen und nur Schatten ihres früheren Lichtes bieten. Namentlich die junge Generation, die den einstigen Glanz dieser Privilegiumsmißbraucher nicht kennt, pflegt ob der Schwächen derselben Entrüstung und Hohn an den Tag zu legen.

Im großen Ganzen muß man gestehen, daß die Akademie seit dem Amtsantritt ihres gegenwärtigen einsichtsvollen Leiters, Sir Frederick Leighton's, des bedeutendsten britischen Malers der Jetztzeit, begonnen hat, den ihr gemachten Vorwürfen durch Verbesserungen entgegenzutreten und ihre Mission mehr im Sinne des Zeitgeistes aufzufassen. Sie hat junge Talente freundlich in ihre Mitte aufgenommen, sie hat die einstigen peinlichen gesellschaftlichen Unterschiede zwischen ihren eigentlichen Mitgliedern und den „Genossen" aufgehoben; sie hat den Unterricht an ihren Kunstschulen — der, nebenbei bemerkt, durchaus unentgeltlich erteilt wird, und zwar nur Zöglingen, die talentiert genug sind, um eine strenge Prüfung zu bestehen — ungemein verbessert, sie hat es dahin gebracht, ihre allwinterlichen Ausstellungen alter Meister abwechslungsvoll und lehrreich zu gestalten; sie wendet der Bildhauerei mehr Aufmerksamkeit zu als je zuvor, und sie ist zu der Einsicht gelangt, daß es außer einer alten, das heißt akademischen Schule auch eine neue, das heißt emanzipiertere giebt und daß viele, den Traditionen der Akademie feindselig gegenüberstehende Maler ebenso

bedeutend und berühmt geworden sind wie die besten R. A.

Hauptsächlich zwei Umstände beeinflußten die modernen Wandlungen im Schoße der Kunstakademie. Nicht etwa die Macht der Kritik; gegen die Angriffe der Presse zeigte sie sich stets herzlich gleichgültig, denn dieselben waren außer stande, das Publikum vom Besuch der Ausstellungen abzuschrecken oder die größten Künstler davon abzuhalten, sich um Ausstellungsraum an den Wänden des „Salon“ zu bewerben. Alle Versuche der Gesetzgebung, eine Änderung der akademischen Organisation herbeizuführen und die Daseinsberechtigung der Anstalt zu erforschen, sind zu Wasser geworden, denn es erwies sich äußerst schwierig, ihre eigentliche rechtliche Natur zu bestimmen; das ist, man konnte nicht definieren, ob sie als eine öffentliche Körperschaft oder eine Privatvereinigung, eine Handelsgesellschaft, ein Kollegium oder eine Zunft zu betrachten sei. Wenn sie dennoch aus ihrem langen Schlummer erwachte, so ist dies in erster Linie ihrer Übersiedelung aus einem unangenehmen, unzulänglichen, altmodischen Lokale auf dem Trafalgarplatze in ein Prachtgebäude, das „Burlington-House“ heißt und in der vornehmen Straße „Piccadilly“ liegt, zuzuschreiben. Bei dieser Gelegenheit wurde eine Reihe von Reformen eingeführt. Noch wichtiger für die fortschrittliche Entwickelung der Akademie war die im Jahre 1875 er-

folgte Eröffnung der „Grosvenor Gallery“, die jetzt im englischen Kunstleben eine ungemein wichtige Rolle spielt. Man kann sie keine eigentliche Konkurrenz der Akademie nennen, denn viele Akademiker tragen auch zu ihren Ausstellungen ihr Scherflein bei, und dennoch ist eine gewisse Rivalität vorhanden, indem dort mehr die verschiedenen nichtakademischen Gattungen bevorzugt werden. In gewissen Beziehungen läßt sich das Verhältnis zwischen diesen beiden Ausstellungsorten — die „Grosvenor“ erteilt keinen Unterricht, sie stellt nur aus — mit demjenigen vergleichen, das in Wien zwischen dem Künstlerhaus und dem österreichischen Kunstverein besteht. Besondere Merkmale der „Grosvenor“ sind, daß sie einem angesehenen Privatmann gehört, daß sie auch Sonntags geöffnet ist und daß nur solche Bilder ausgestellt werden, zu deren Einsendung der kunstverständige Eigentümer die betreffenden Maler einladet. Die Bildhauerei ist daselbst in kaum nennenswerter Geringfügigkeit vertreten. Während im Burlington-House durchschnittlich siebenzehnhundert Gemälde, Zeichnungen und Skulpturen zu sehen sind, hat die „Grosvenor“ kaum für vierhundert Nummern Raum. Auch hier dauern die Sommerausstellungen von Anfang Mai bis Anfang August, und auch hier beträgt das Eintrittsgeld einen Shilling. Sofort nach ihrer Begründung galt die „Grosvenor“ als der „Academy“ ebenbürtig; wer dort Erfolge erzielt, kann

darauf ebenso stolz sein wie wenn er sie hier errungen hätte. Die Leistungen dieses neuen Unternehmens nun waren es, die die Academy zu energischerer Thätigkeit anspornten, und die verständnisvolle Leitung des jetzigen Präsidenten wird hoffentlich bald bewirken, daß die Anstalt die letzten Spuren ihrer früheren Schläfrigkeit sich aus den Augen reiben und vollkommen wach werden wird.

Daß dies bislang noch nicht in genügendem Maße geschehen, beweist die eingangs erwähnte Interpellation Sir Robert Peels. In derselben heißt es unter anderem: „Die Akademie hat es unterlassen, die ihr von der königlichen Kommission, welche im Jahre 1863 tagte, empfohlenen Reformen auszuführen ..... Sie nimmt ein Gebäude, dessen Ertragswert auf jährlich fünfzigtausend Pfund Sterling geschätzt wird, auf öffentliche Kosten ein. Sie verwaltet eine große Anzahl öffentlicher Stiftungen und dergleichen, ohne darüber öffentlich Rechnung zu legen .... Während viele öffentliche Sammlungen unentgeltlich besucht werden können, nimmt die Akademie ein Eintrittsgeld, obgleich das von ihr besetzte Gebäude vom Steuerträger bezahlt wird. Ebenso wie mit den Vorrechten und Stiftungen der Universitäten und — in naher Zukunft — mit dem Einkommen und den Privilegien der Zünfte sollte das Parlament mit der Akademie verfahren; es sollte sich im Interesse der Öffentlichkeit und der wahren

Kunst neuerdings um die Reform der Akademie bekümmern."

Der „Salon" bildet — nächst der Italienischen Oper und den zahllosen Konzerten der hervorragendsten festländischen Virtuosen — das wichtigste Wahrzeichen der „Saison". So sehr auch das Londoner Westend von großen und kleinen Kunstausstellungen wimmeln mag, der „Salon" übt bislang die stärkste Anziehungskraft aus. Am ersten Maimontag geöffnet, wird er am Abend des ersten Augustmontags geschlossen. Am Sonnabend vor der Eröffnung findet eine mit einem großen Bankett verbundene „Privatschau" statt, zu der insbesondere Künstler, Kunstkritiker, Aristokraten und berühmte Schriftsteller eingeladen werden. In neuerer Zeit sind im „Salon" alljährlich sechzehn- bis achtzehnhundert Gemälde, Skulpturen, Zeichnungen und Stiche ausgestellt. Eingereicht werden freilich acht- bis zehntausend Werke. Die Verwerfung einer so großen Anzahl seitens des „Hängeausschusses" muß wohl vielen Künstlern, darunter ganz verdienstvollen, bittere Enttäuschungen bereiten. Doch wäre es nicht am Platze, sämtliche Enttäuschten zu bedauern. Wollte das „Hängekomitee" alle eingesandten Werke — das Vorhandensein des nötigen Raums vorausgesetzt — annehmen, so wäre der Anblick des „Salon" wahrscheinlich nichts weniger als angenehm. Das bewies Napoleon III., indem er einmal gestattete, daß der „Salon" im Pariser In-

dustriepalast durch einen „Salon der Zurückgewiesenen“ ergänzt werde. Diese Ausstellung soll eine wahre Schreckenskammer gewesen sein und den Besuchern in ihren Träumen Alpbeschwerden verursacht haben. Eigentlich sollte man meinen, daß die Eitelkeit die Künstler abhalten würde, es an die große Glocke zu hängen, daß sie durchgefallen sind; dennoch ist das soeben erwähnte Pariser Experiment in London nachgeahmt worden, und es zeigte sich, daß unter den „unschuldig Verfolgten“ kaum ein im Keime erstickter Apelles, kaum ein einziger grausam vernachlässigter Parrhasius, kaum ein schnöde verkannter Zeuxis sich befand. Der einzige Trost, der den in ihrem Künstlerstolze gekränkten Bewerbern um die Gunst des „Hängeausschusses“ (von dem wohl mancher insgeheim wünschen mag: „Ich wollte, das Hängekomitee würde selber gehängt!“) bleibt, ist die Hoffnung, daß es ihnen ein andermal besser gelingen werde, sich Anerkennung zu verschaffen; einstweilen müssen sie thun, was die Österreicher thun: warten. Warum sollten sie auch etwas voraus haben vor den Schriftstellern, die keinen Verleger, den Schauspielern, die keine Anstellung finden, und den Musiklehrern, die nicht für hervorragende Virtuosen gelten, so sehr sie sich auch für solche halten? Übrigens kann man dem gefürchteten Komitee nicht das Lob versagen, daß es sich zu bemühen pflegt, in dem ihm zu Gebote stehenden Raum — nur dreizehn Zimmer von recht

mäßigem Umfang — möglichst viel unterzubringen, wobei freilich manche hübsche Arbeit verurteilt sein muß, ein wenig allzu sehr in „höheren Regionen" zu schweben.

Seit einer Reihe von Jahren geben alle englischen Gemäldeausstellungen Anlaß zu melancholischen Betrachtungen über den Verfall der Landschaftsmalerei gerade in England, welches früher in diesem Gebiete Großes schuf. Was insbesondere die Akademie betrifft, so haben die häufigen Vorstellungen von Kunstkennern sie bewogen, mehr landschaftliche Bilder zum „Salon" zuzulassen als früher. Der erhoffte gute Erfolg blieb jedoch aus; die Ausstellungen pflegen seither zwar mehreres, aber nicht mehr zu bringen als ehedem. Die Armut der Stoffauswahl und der Mangel an Fleiß werden bei den englischen Landschaftern immer auffallender. Sie scheinen zu glauben, der Maler brauche nichts anderes zu thun, als sich in irgend einer Gegend zu irgend einer Stunde unter seinen weißen Sonnenschirm zu setzen und, so gut es geht, zu kopieren, was er just vor sich sieht. In neuerer Zeit hat England nur zwei tüchtige Landschafter besessen: Frederick Walker und John Everett Millais; aber der erstere starb 1875 und der letztere malt längst keine Landschaften mehr. Der Nachwuchs ist gleich null. Wertvolle Landschaftsbilder sind daher im Nebellande heutzutage so selten wie weiße Raben.

Etwas besser steht es mit der Seestückmalerei; in diesem Zweige giebt es doch wenigstens einen fleißigen und bedeutenden Meister: John Brett.

Sehr groß ist dagegen die fortschreitend günstige Entwickelung der britischen Porträtmalerei. In diesem Punkte zeigen die meisten Ausstellungen — namentlich aber der „Salon" — in der Regel qualitativ wie quantitativ Hervorragendes. Der Vorrang gebührt dem berühmten Millais, dessen wir soeben Erwähnung gethan. Einst that er sich in den allerhöchsten Kunstgattungen fast ebensosehr hervor wie gegenwärtig Sir Fred. Leighton, und seine Freunde nehmen es ihm übel, daß er nicht dabei geblieben. Nachdem er berühmt geworden, verlegte er sich gleich mehreren anderen hochbedeutenden Künstlern auf die Porträtmalerei, die am wenigsten Mühe macht und dabei am einträglichsten ist. Freilich kann er sich allen Vorwürfen gegenüber darauf berufen, daß seine Beliebtheit nicht nachgelassen hat und daß seine Leistungen nach wie vor ausgezeichnet sind. Wenn es auch zu viel wäre, zu behaupten, daß in England das Zeitalter eines Tizian oder van Dyk, eines Velasquez oder Holbein auf dem Gebiete der Porträtmalerei wiedergekehrt ist, so wird doch selbst der ärgste Pessimist zugeben müssen, daß John Bull heute nicht zu erröten braucht, wenn er an die Zeiten Reynolds' und Gainsborough's zurückdenkt. Zur Zeit der Blüte der Landschafterei jedoch, in der ersten

Hälfte unseres Jahrhunderts, lag die englische Porträtmalerei arg danieder.

Daran, daß Künstler ersten Ranges sich von den höheren Kunstgattungen abwenden, trägt zum Teil der Umstand Schuld, daß die reichen Privatmäcene für Werke dieser Klasse jetzt keine große Kauflust an den Tag legen, sondern sich weit mehr für Porträts, Genrebilder und dergleichen interessieren. Die Hauptabnehmer für „Höheres“ sind gegenwärtig merkwürdigerweise die Municipalitäten der großen Handels- und Industriestädte.

Recht schlecht bestellt ist es mit der Bildhauerei. Die Engländer erfreuen sich jetzt nur eines einzigen hervorragenden Meisters — Boehm — und dieser ist nicht einmal ein Sohn Albions, sondern ein Österreicher. Der heutige Zustand der englischen Skulptur zeigt sich am besten im öffentlichen Denkmälerwesen. In dieser Hinsicht haben die britischen Großstädte gemeiniglich Pech. Abgesehen von dem Mangel an Geschmack und Kunstwert, nimmt man es nicht einmal mit der Bedeutung der Männer genau, die man durch Monumente auszeichnet. Machen wir zum Beispiel einen Spaziergang durch London, so finden wir, daß man in der Geschichte schon tüchtig sein muß, um bei manchem Standbild erraten zu können, aus welcher Ursache es aufgestellt worden sein mag. Lange waren auf dem dortigen Statuenmarkte hannoveranische Könige beliebter als große englische Dichter

oder Künstler, wahrscheinlich, weil sich Reiterstatuen „besser machen“. Als kein Mitglied des genannten Herrscherhauses mehr verfügbar war, glaubte man ins Mittelalter zurückgehen und Richard Löwenherz verewigen zu müssen. Dann kamen unzählige Generale an die Reihe, namentlich auf dem Trafalgarsquare. Diesen nannte einst ein berühmter Staatsmann — der große Vater des eingangs erwähnten Interpellanten — den „schönsten Platz in Europa“. Dies trifft längst nicht mehr zu und seit längerer Zeit zeichnet sich der Trafalgarsquare hauptsächlich durch eine Menge mißlungener Bronzemonumente und Marmordenkmäler aus. Später verpflanzte sich das Statuenfieber nach dem benachbarten Waterlooplatze, auf welchem man eine große Anzahl herzlich unbedeutender Standbilder errichtete, die jedoch — gleich denen auf dem Berliner Ziethenplatz — glücklicherweise ziemlich versteckt angebracht sind. Gegenwärtig, seit der im Jahre 1879 erfolgten Aufstellung des vielberufenen Obelisken „Kleopatras Nadel“, macht sich die Tendenz geltend, das prächtige, asphaltene nördliche Themseufer mit Statuen zu bepflanzen. Dieses von Bazalgette — dem genialen Schöpfer des berühmten Kloakensystems der Viermillionenstadt — erbaute „Victoria Embankment“ eignet sich allerdings vortrefflich für den gedachten Zweck. Die Künstler und Dichter kommen jetzt mehr als früher zu ihrem Recht, allein die Thatsache, daß die Westmacotts,

Flaxmans u. s. w. keine würdigen Epigonen haben, bleibt bestehen. Hoffen wir, daß es der Royal Academy gelingen werde, Besserung zu schaffen!

Von englischer Kunst überhaupt und von Denkmälern insbesondere sprechend, wollen wir zum Schlusse eines ebenso eigenartigen wie herrlichen Kunstdenkmals erwähnen, welches sich eine Dame im Jahre 1882 auf eigene Kosten bei lebendigem Leibe errichtet hat und von dem man auf dem Festlande bislang kaum etwas weiß. Wer in den letzten drei Jahren die großartigen botanischen Gärten zu Kew bei London besucht hat, der wird auf ein abseits liegendes, äußerst zierliches Gebäude gestoßen sein, über das sich vielleicht noch nicht einmal in den neuesten Auflagen der Reisehandbücher etwas findet. Wir meinen „Die Galerie der Marianne North'schen Gemälde von Pflanzen und deren Heimstätten". Diese wunderhübsche Sammlung von 627 Öl- und Aquarellbildern ist, ebenso wie das ganze Gebäude, ein großherziges Geschenk, das die hervorragende Forschungsreisende Miß North den botanischen Gärten, das heißt dem Publikum gemacht hat. Diese Galerie dürfte auf der Erde kaum ihresgleichen haben, und zwar nicht nur dem Stoffe nach, sondern auch darin, daß sämtliche Bilder von einer Hand — der Spenderin selbst — an Ort und Stelle, in den von ihr besuchten Ländern Asiens, Afrikas, Amerikas und Australiens gemalt wurden. Auch die Anordnung der Positionen der Gemälde an den Wän-

den rührt von ihr her. Das Haus soll sie zweitausend Pfund Sterling gekostet haben. Sie bestritt auch die Druckkosten des Katalogs und überwies den Erlös der Hilfskasse der Gärtner. Das Getäfel der Galerie besteht aus einer Sammlung von zahllosen exotischen Hölzern, die Miß North auf ihren Weltwanderungen gesammelt hat und entsprechend verarbeiten ließ. Die Nachwelt wird ihr dankbar sein für den sinnigen Gedanken, ihre botanische Galerie gerade dort zu erbauen, wo sie in Verbindung mit der botanischen Umgebung am nützlichsten werden kann und muß.

C.

Fliegende Blätter.

Zur socialen Frage.

I. Die Irische Landakte von 1881.

Wohl nur wenige deutsche Leser haben einen klaren Begriff von den Agrarreformen, die in der im August 1881 zum Gesetz erhobenen Gladstone'schen Landbill für Irland enthalten sind. Sie hat so durchgreifende Umwälzungen herbeigeführt, daß sie einer eingehenden Betrachtung wert ist. Zum bessern Verständnis müssen wir eine kurze Darlegung der Krebsschäden des irischen Agrarsystems voranschicken.

Der Pächter konnte aus der Armut nicht herauskommen, denn die Rente verschlang seinen Verdienst zu einem so großen Teile, daß ihm nur ganz knapp blieb, was er brauchte, um sein Leben kümmerlich zu fristen, und sehr oft nicht einmal soviel. Dabei war er fortwährend der Gefahr ausgesetzt, aus Böswilligkeit oder Laune hinausgeworfen zu werden, wenn er sich weigerte, bei einer Wahl im Sinne

der Wünsche des Gutsherrn zu stimmen oder seine Kinder in eine Proselyten machende Schule zu schicken, oder wenn er es unterließ, vor dem Gutsverwalter unterwürfig die Mütze zu ziehen und seiner Frau Eier und Hühner zum Geschenk zu machen, oder wenn er vergaß, den Pachtzinseinsammler mit Schnaps zu bewirten. Errichtete er Gebäude oder nahm er Meliorationen vor, so waren dieselben nicht sein Eigentum, sondern das seines Gutsherrn, und er konnte sie daher nicht an andere — etwa seine Nachfolger in der Pachtung — übertragen. Wo er dies kraft des „Ulsterrechtes“ denn doch konnte, war er in Gefahr, seinen Gewinn von beträchtlichen Pachtzinsrückständen verschlungen zu sehen. Da der Gutsherr den Pachtzins erhöhte, sobald der Pächter durch Emsigkeit und Meliorationen seine Lage ein wenig verbesserte, war jeder Beweggrund zum Sparen und Streben benommen. Da der arme Bauer gegen das Unrecht, das ihm vielfach geschah, keinen rechten Schutz finden konnte, machte er seinem Unmut in feigen und abscheulichen Agrarverbrechen Luft. Sir Charles Gavan Duffy schreibt: „Schlechte Landlords warfen ihre Pächter, nachdem sie sie ausgesogen, von sich, wie einen zerbrochenen Spaten und nahmen sich andere. Wer im Winter zu Feuerungszwecken Torf grub oder wer ohne Erlaubnis eine Hütte errichtete, wurde in der Regel davongejagt. Mancher schlaue Landlord ließ die Kündigungen auf die Rückseite der

Zinsquittungen drucken. Kam es zur Neubestimmung des Pachtschillings, so hing dessen Höhe oft mehr von der fetten Gans oder dem Branntwein ab, die dem Schätzmeister gegeben wurden, als von den Erfordernissen der obwaltenden Verhältnisse.“ Kurz, die Gesetze waren derart, daß es der Mehrheit der Bewohner Irlands unmöglich werden mußte, einen Teil des von ihr bebauten Bodens eigentümlich zu erwerben oder auf irgend eine andere Art eine billige Stufe des Gedeihens und der Zufriedenheit zu erreichen.

Die ganz besonders schlimmen Zustände der 40er, 50er und 60er Jahre des neunzehnten Jahrhunderts führten zur Schaffung der Gladstone'schen Landakte von 1870. Diese sollte dem Schlimmsten abhelfen, den endlosen, willkürlichen Ejektionen (Eviktionen, Kündigungen), und zwar wurde die Bestimmung getroffen, daß der Gutsherr, wenn er einem Pächter ohne triftigen Grund kündigt — triftig sollte namentlich die Nichtbezahlung der Rente sein — demselben eine „Störungsentschädigung“ bezahlen müsse. Die wackeren Gutsherren waren aber in vielen Fällen scharfsinnig genug, ein Mittel zur Umgehung dieser wichtigsten Verfügung der 1870er Akte zu ersinnen und anzuwenden: sie erhöhten Pächtern, die sie loswerden wollten, die Rente in so übertriebener Weise, daß die Bezahlung unmöglich wurde; die Betreffenden mußten also gehen, ohne eine Entschädigung beanspruchen zu können. Auch in anderen Beziehungen

bewirkte die 1870er Akte — weil seitens des Oberhauses ihrer wertvollsten Reformkeime beraubt — die Besserung der Zustände nicht in dem erhofften Maße.

Die konservative Regierung, welche 1874 ans Ruder kam, leistete nichts auf dem Gebiete der irischen Agrarreformen. Dies zu thun, blieb abermals den Liberalen, und namentlich wieder dem mutigen Premierminister Gladstone vorbehalten. Sofort nach dessen Amtsantritt im Jahre 1880 wurde seitens der im Parlament sitzenden irischen Home-Ruler — d. h. Anhänger der politischen Lostrennung Irlands von Großbritannien — eine ausgebreitete und ungemein wilde Agitation in Scene gesetzt, die in der Bildung der „Landliga" gipfelte. Diese Vereinigung stiftete so große Unruhen und so viele Verbrechen an, ihre Emissäre machten so viel Lärm und stießen so schreckliche Drohungen aus, und die irische Presse sowohl auf der grünen Insel als auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika befliß sich einer so unerhört unverschämten Sprache, daß man beginnen mußte, den Ausbruch einer Revolution zu befürchten, falls nicht etwas ergiebiges zur Verbesserung der irischen Agrarzustände geschehen würde. Die Regierung sah sich veranlaßt, das Parlament viel früher einzuberufen als dies gewöhnlich geschieht und demselben Maßregeln zur Pacifizierung der Schwesterinsel vorzulegen. Zunächst kam ein als „Coercion

Bill" bekannt gewordenes Gesetz in Vorschlag, das den Zweck hatte, die Anarchie zu unterdrücken. Sodann wurde die umfangreiche und kühnradikale „Landbill" eingebracht, welche den bedauernswerten irischen Pächtern die ersehnten Linderungen bringen sollte. Mittlerweile waren den Agitatoren die Flügel so sehr gewachsen, daß sie erklärten, keine noch so radikale Landbill könne ihr Volk befriedigen, — dieses müsse ganz und gar in den Besitz des Bodens gelangen und der Landlordismus müsse gänzlich beseitigt werden. Da dies aber einer ersatzlosen, gewaltsamen Enteignung gleichkäme, kann davon keine Rede sein; im Laufe der Zeit — und die neueren Gesetze bieten Handhaben dazu — wird der Boden Irlands vielleicht wieder gänzlich an seine Bebauer übergehen; aber so plötzlich und ersatzlos, wie die Agitatoren es wünschen, geht das nicht an.

Das Gesetz von 1881 hatte in beiden Häusern des Parlaments mit unerhörten Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Konservativen wollten nichts davon wissen, den Iren war es nicht genug durchgreifend, und das Oberhaus änderte einige der wichtigsten Bestimmungen. Da jedoch die Lage sehr ernst war, gaben die Unwilligen in Anbetracht der zwingenden Notwendigkeit nach, so daß die Bill endlich nach fünfmonatlicher hitziger Debatte — die Sitzungen dauerten täglich 10 bis 15 Stunden! — mit geringfügigen Änderungen angenommen wurde. Die Befürchtung, sie

werde sich schließlich in einen bloßen Stückwerkabklatsch der 1870er Landakte verwandeln, hat sich als unbegründet erwiesen; wir haben es mit einem unzweifelhaft hochliberalen, fast revolutionären Stück reformatorischer Gesetzgebung zu thun, von dem der bereits genannte irische Patriot Duffy selbst gestehen muß: „Die neue Landakte enthält die Keime unermeßlicher Segnungen. Kein Parlament — sei es ein irisches oder ein britisches — gewährte dem irischen Volke jemals so große Vorteile. Weise gehandhabt, wird die Akte, um mit Disraeli zu sprechen, auf gesetzlichem Wege vollführen, was andernfalls durch eine Revolution hätte vollführt werden müssen . . . Wenn ehrlich und furchtlos verwirklicht, können die Bestimmungen der Akte für Irland thun, was Stein und Hardenberg für Preußen thaten: es auf seinen Ruinen wieder aufrichten, die Konfiskationen Cromwell's und der wilhelminischen Parlamente ohne Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten ungeschehen machen . . . . . Die Akte erkennt das Recht der Irländer auf den Besitz und die Beherrschung ihres Bodens an. Wäre Irland 1843 von England getrennt worden, so hätte ein Dubliner Patriotenparlament gewiß ein ganz ähnliches Gesetz geschaffen, um dem Lande dauernd den Frieden zu sichern."

Gehen wir auf den meritorischen Inhalt der 1881er Landakte über, so finden wir, daß diese in ihren Details recht verwickelt ist. Betrachtet man sie

jedoch im großen Ganzen, gleichsam aus der Vogelschau, so schwindet die Verworrenheit und die Hauptumrisse treten klar zu Tage. Es verhält sich damit wie mit einer Landschaft, die, vom Thal aus gesehen, voll kleiner Ungleichheiten zu sein scheint, welche, wenn man die Aussicht von einem Hügel herab hat, verschwinden. Wie aus unserer obigen Aufzählung der agrarischen Mißstände hervorgeht, bedurfte der irische Farmer zunächst und hauptsächlich viererlei Reformen: 1. Schutz gegen allzu hohe Pachtzinsforderungen, 2. Sicherheit vor willkürlichen Kündigungen, 3. Ersatzleistung für die von ihm bewerkstelligten Meliorationen (diese Punkte sind die berühmten „drei F“: fair rent, fixity of tenure, free sale), 4. Ermöglichung der Erwerbung von Grund und Boden. Diesen vier Bedürfnissen trug die neue Akte in hohem Grade Rechnung, abgesehen davon, daß sie noch mehrere andere wohlthätige Neuerungen einführte.

1. Fair rent. Die den englischen Freiheitsbegriffen eigentlich schnurstracks zuwider laufende, aber unter den obwaltenden Verhältnissen dringend gebotene Beschränkung des Gutsherrn in seinem Rechte, für die Überlassung seiner Felder einen beliebig hohen Pachtzins zu verlangen, bildet, wie Gladstone selbst zugab, den Kern- und Angelpunkt des neuen Gesetzes. Dieses gestattet jedem Pächter, von seinem Grafschaftsgerichtshofe die Bestimmung des zu entrichtenden

Pachtschillings zu verlangen. Auch der Gutsbesitzer darf an das Gericht dasselbe Ansuchen stellen. Es mag freilich nicht leicht sein, beim Festsetzen der Rente das Richtige zu treffen, aber bei einiger Gerechtigkeitsliebe und bei genauer Beachtung aller einschlägigen Umstände dürfte es in den meisten Fällen denn doch leidlich gelingen, einen den Interessen aller Beteiligten entsprechenden Mittelweg zu finden. Das Gericht wird bei seinen Entscheidungen nötigenfalls von Schätzmeistern unterstützt, und eine aus drei erfahrenen Männern — deren einer ein Mitglied des obersten Gerichtshofes von Irland sein muß — zusammengesetzte „Landkommission“ bildet die Berufungsinstanz in Fällen, wo die Parteien mit der vom Gerichtshofe getroffenen Entscheidung unzufrieden sind. Die einmal festgestellte Rente gilt für volle fünfzehn Jahre; während dieses Zeitraumes darf der Landlord dieselbe nicht erhöhen und dem Pächter nicht kündigen, es sei denn, daß dieser nicht bezahlt oder daß er den übrigen Pachtbedingungen zuwiderhandelt, d. h. wenn er ohne Vorwissen und Erlaubnis des Landlords Subpächter nimmt, oder wenn er mutwillig Schaden anrichtet, oder wenn er den Landlord in der Ausübung eines seiner Rechte (Steinbrechen, Entwässerung, Minengrabung u. s. w.) einschränken will. Sind die fünfzehn Jahre abgelaufen, so kann der Pachtzins auf weitere fünfzehn in derselben Weise festgesetzt werden. Aber niemand ist ge-

zwungen, die Intervention des Gerichtes in Anspruch zu nehmen; ein diesbezüglicher Zwang würde die von Staats wegen stets zu begünstigende Neigung zum Selbstbestimmungsrecht schädigen und die ohnehin große Prozessiersucht der Irländer unendlich steigern. Die neue Landakte ermutigt daher jene Pächter, die sich nicht an den Gerichtshof wenden wollen, sondern ein friedliches Privatübereinkommen mit den Gutspächtern vorziehen. Verlangt ein Landlord von einem solchen Pächter eine höhere Rente, so hat dieser noch immer Zeit, sich wegen Bestimmung einer billigen Rente ans Gericht zu wenden; oder er kann auf die gutsherrliche Forderung eingehen, in welchem Falle die erhöhte Rente für fünfzehn Jahre Gültigkeit hat. Es steht ihm aber auch frei, die Bezahlung eines höheren Pachtschillings zu verweigern, sein Pachtrecht (Ablösung der Meliorationen) zu verkaufen und vom Gutsbesitzer den zehnfachen Betrag der Differenz zwischen der erhöhten Rente und der vom Gericht zu bestimmenden „billigen" einzuheimsen. Verläßt er die Pachtung, ohne sein Pachtrecht zu verkaufen, so muß ihm der Landlord die in der 1870er Landakte vorgesehene „Störungsentschädigung" bezahlen, die sich je nach der Höhe des Pachtschillings auf dessen drei- bis siebenjährigen Betrag beläuft.

2. Fixity of tenure. Von einer absoluten Permanenz des Pachtverhältnisses kann natürlich keine Rede sein, denn der Gutsherr kann nicht gezwungen

werden, seine Felder ruiniert oder seine Rechte verhöhnt zu sehen. Derjenige Pächter jedoch, der sich anständig aufführt und seinen Pflichten nachkommt, darf unter dem Schutze des neuen Gesetzes sicher sein, auf seiner Farm sehr lange und ungestört belassen zu werden. Das ist eine naturnotwendige Folge vernünftig bemessener Pachtzinse. Während der jeweiligen fünfzehn Jahre wird der brave Pächter zu den „unbeweglichen Gütern" des Landlords gehören. Wird einem Pächter gekündigt, weil er die Rente nicht bezahlt, so hat er trotzdem Anspruch auf die sub 1 angeführte hohe Entschädigung. Man sieht, daß das Hinauswerfen von Pächtern den Landlords sehr erschwert wird. Die erwähnte Coercion Bill hat zahllose Landlords veranlaßt, sich mit dem Kündigen zu beeilen, ehe die Landbill ins Leben trat, wodurch viele obdachlos wurden; glücklicherweise bestimmte die neue Akte, daß die bis zu ihrer Einführung nicht ausgetragenen Kündigungsprozesse (Prozesse, weil die Pächter der Kündigung nicht Folge leisten; sie werden von ihren Genossen und vom Volke unterstützt und müssen gerichtlich und unter großem Aufwand von Polizei und Militär ejiziert werden) null und nichtig werden, sobald die neue Ordnung der Dinge anbricht. Nach Ablauf von je fünfzehn Jahren kann der Gutsherr sein Recht der „Resumption" geltend machen, d. h. er kann dem Pächter kündigen, um das Grundstück in eigener Regie zu bewirtschaften. Dieser Vor-

behalt ist, genau genommen, der einzige Punkt, in dem sich das jetzt geschaffene Pachtverhältnis von der eigentlichen Permanenzpacht unterscheidet; da nun wahrscheinlich sehr selten ein Landlord vom Resumptionsrecht Gebrauch machen wird, so ist die Sicherheit der Pächter eine sehr große.

3. Free sale. Manche Tories behaupteten, diese Konzession gebe dem Farmer das Recht, etwas zu verkaufen, das er nie gekauft hat. Die Regierung wandte mit Recht ein, daß der Pächter, wenn er für sein materielles Interesse an dem Pachtgut auch kein bares Geld bezahlt, dasselbe doch mit dem Schweiße seines Angesichts erkauft habe. Der Farmer hat seine Meliorationen zu verkaufen, d. h. er läßt sich dieselben ablösen. In der Provinz Ulster hatte er dieses Recht schon früher und die 1870er Landakte sanktionierte dieses Gewohnheitsrecht, das jetzt durch das neue Gesetz auf ganz Irland ausgedehnt wird. „Der Pächter", heißt es, „kann sein Pachtrecht zum höchsten Preise, den er erzielen kann, verkaufen." Doch muß er, wenn er es an mehr als eine Person abtreten will, in allen Fällen die Bewilligung des Landlords einholen. Ferner muß er den Landlord von seiner Verkaufsabsicht stets rechtzeitig verständigen, damit derselbe Zeit habe, das ihm vom Gesetz eingeräumte Vorkaufsrecht auszuüben, falls er dazu Lust hat. Übt der Gutsherr das Vorkaufsrecht aus und kann hinsichtlich des Preises keine Einigung erzielt werden,

so setzt der Grafschaftsgerichthof einen Betrag fest. Wird vom Vorkaufsrecht kein Gebrauch gemacht, so kann der Landlord gegen die Person des Ablösers Einwendungen erheben: erstens wenn die Meliorationen von ihm und nicht vom Pächter herrühren, zweitens wenn der Ablöser sich als eine ungeeignete Person erweist. Etwaige Forderungen des Gutsbesitzers für Pachtzins oder Meliorationen sind aus dem Betrag der Ablösung zu berichtigen.

4. Ankauf von Grundstücken seitens der pachtenden Bauernklasse. Die „Landkommission“ wird nicht nur als Berufungsinstanz in Sachen der Rente thätig sein, sondern auch als Darlehensbehörde und Güterkaufvermittlerin. Sie ist ermächtigt, Pächtern, die die von ihnen bewirtschafteten Felder eigentümlich erwerben wollen, von Staats wegen Vorschüsse zu gewähren, die nebst fünf Prozent Interessen in fünfunddreißig Jahresraten rückzahlbar sein sollen. Die Höhe der Vorschüsse beträgt nicht weniger als drei Viertel der Ankaufssumme, falls das Gut lastenfrei ist, aber bloß die Hälfte, wenn es als Erbzinslehen mit einer ewigen Jahresrente behaftet bleibt. Sachverständige sind der Ansicht, daß solchergestalt die von Käufern an die Landkommission zu bezahlende Annuität nicht größer ist als der Pachtschilling; würden also alle Pächter ihre Pachtungen erkaufen, so wäre schon in fünfunddreißig Jahren der sehnlichste Wunsch der Iren, den Boden des Landes für das Volk zu-

rückzuerhalten, in unblutiger, friedlicher, vernünftiger Weise und ohne Ungerechtigkeiten, erfüllt. Die Landkommission darf ferner jedem Landlord, der ein Grundstück zu verkaufen wünscht, dasselbe von Staatswegen abkaufen, um es den Pächtern, wenn diese dazu geneigt sind, unter denselben Bedingungen weiter zu verkaufen. Die Farmer erhalten durch diese neuen Bestimmungen einen Beweggrund und eine Gelegenheit zum Sparen und zum Fleiß. Sie brauchen nicht mehr zu befürchten, daß ihr Fleiß und ihre Verbesserungsbestrebungen Pachtzinserhöhungen nach sich ziehen werden. Geht der Boden in ihren Besitz über, so werden sie aufhören, denselben zu schädigen und zu vernachlässigen, und beginnen, ihm einen möglichst hohen Grad von Aufmerksamkeit und Rationellität zuzuwenden. Die Regierung erkennt es als politisch und social vorteilhaft an, daß die Anzahl der grundbesitzenden Personen in Irland thunlichst vermehrt werde. Die auf den Ankauf von Grundstücken Bezug habenden Bestimmungen werden von den einsichtsvollsten irischen Patrioten für den wertvollsten und segensreichsten Bestandteil erklärt; diese Männer betrachten die Verfügungen in Sachen der „drei F“ als eine zeitweilige Brücke, die den Übergang von dem bisherigen Gnadenpachtwesen (tenancy-at-will) zum französischen Bauerngrundbesitzertum (peasant proprietorship) bildet.

Die 1881er Landakte zeichnet sich durch eine löb-

liche Vielseitigkeit aus. Abgesehen von den verschiedenen vorstehend erläuterten Reformen, verleiht sie der Landkommission noch die Macht, die Urbarmachung von brachliegenden Ländereien und die Auswanderung von Irländern nach den außereuropäischen Besitzungen des britischen Reiches zu ermuntern, und zwar nicht nur durch Rat, sondern auch durch That, d. h. Geldvorschüsse. Die Auswanderung einzelner Personen soll weniger begünstigt werden als die ganzer Gruppen. In Details können wir uns hier nicht einlassen, und das ist auch gar nicht nötig.

Dies in großen Zügen der Inhalt und die Tragweite jener Großthat Gladstone's. Man konnte ihn und sein Ministerium nicht wohl beschuldigen, die Anforderungen des Zeitgeistes und die Gebote der Notwendigkeit und der Staatsraison unberücksichtigt gelassen zu haben. Der Premier hielt sein Versprechen, die Bill mit allen gesetzlichen Mitteln durchzubringen, glänzend und brachte die, wie er sagte, „schwierigste und verwickeltste Frage, mit der er im Laufe seines öffentlichen Lebens jemals zu thun gehabt“, um einen großen Schritt ihrer Lösung näher. Die 1881er Landakte entsprach wahrhaftig den wirklichen Bedürfnissen der Irländer; dies wurde von den Maßvollen und Billigdenkenden unter ihnen anerkannt, und in der That kommen die Landlords und die Pächter seither vielfach etwas friedlicher miteinander aus als früher. Aber die guten Folgen sind nur

in weit geringerem Grade eingetreten als man sich versprochen hatte. Es fehlt seitens der Irländer an dem versöhnlichen Geist, ohne den sich die erhofften glücklichen Wirkungen des neuen Gesetzes nicht in dem wünschenswerten Maße erzielen lassen. Die Agitatoren hörten nicht auf, das Volk aufzuhetzen. 1882 wurde sogar die Parole ausgegeben, man möge überhaupt keine Pachtgelder mehr bezahlen. Die Anarchie wuchs derart, daß die Landliga von der Regierung unterdrückt wurde; auch behandelte man in neuen Zwangsgesetzen die Verbrecher mit größter Strenge. Gleichzeitig schuf man einige neue Bestimmungen mit der Tendenz, den allmählichen Übergang des Bodens an dessen Bebauer thunlichst zu erleichtern. Die Agitatoren wollen sich zwar selbst mit diesen neuen Begünstigungen, die ungemein weitgehend und radikal sind, nicht begnügen; allein Thatsache ist, daß seit 1883 das arme Land viel ruhiger geworden ist und die Anzahl der Agrarverbrechen stark abgenommen hat. Was wird die Zukunft bringen? Die von den Parnelliten gewünschte gänzliche Beseitigung der „sächsischen" Landlords? . . .

II. Zur Wohnungsmiserre.

Fast ein Jahrhundert ist verflossen, seitdem Schiller die große Themsestadt besang:

„Alles Herrliche ist dort zu schauen,
Und es herrscht der Erde Gott, das Gold."

Ja, das herrscht noch immer, aber außer dem Herrlichen sind dort auch grauenhafte Zustände zu schauen, und es herrscht ein sittliches Elend, daß sich dem englischen Spießbürger bei den Enthüllungen der „Pall Mall Gazette“ die Haare gesträubt haben. In diese Tiefen des Schmutzes wollen wir nicht nachfolgen, wohl aber zunächst ein Buch etwas näher besehen, das sich „Work about the 5 dials“ betitelt und die Schwester des Lord Stanley von Alderley zur Verfasserin hat: man sagt von diesem Buche, daß es unmöglich sei, es ohne Thränen, oder doch ohne einen Sturm wehmütigster Gefühle zu lesen, und sei man noch so abgehärtet.

Vor allem beschäftigt sich die Verfasserin mit dem Armenbesuch, der in England nur allzu häufig als Sekten-Geschäft aufgefaßt wird, als ob nur die einer bestimmten Konfession angehörigen Seelen und Körper rettungswert wären. Die Geistlichen und die Stadtmissionäre lassen in dieser Hinsicht viel zu wünschen übrig, und leider wenig zahlreich sind Armenbesucher vom Schlage unserer Autorin, — Besucher, die einsehen, daß es sich in erster Linie um die leiblichen Bedürfnisse handelt, und in dieser Richtung wirken. Einen Mann zu bekehren, — dazu hat es Zeit, nachdem man ihn vom Hungertode gerettet. Auch sonst erfordert das Besuchen von Armen viel Takt, Energie und Geduld. Freilich werden die menschenfreundlichen Bemühungen nicht immer vom besten Erfolge ge-

krönt: wir hören von Fällen, in denen die aufgewendeten Wohlthaten förmlich hinausgeworfen waren. Die Verfasserin, eine ältliche Dame, von jeher eine der eifrigsten Menschenfreundinnen, war überrascht über die große Anzahl von „wilden Ehen“ und sagt, sie begriffe es jetzt, warum der Philanthrop George Moore die Trauungsgebühren für Tausende von Armen bezahlte. Die prüden englischen Damen geben einem armen Weibe, das kein Trauungszeugnis besitzt, und sei es noch so keusch und ehrlich, keine Arbeit.

Was die Trunksucht, die größte Geißel der niedrigen Klassen Englands, betrifft, so erzählt Fräulein Stanley einige entsetzliche Beispiele von deren Wirkungen, so z. B., daß in einem der Häuser, die sie besuchte, ein Berauschter seine Frau aus einem Fenster des zweiten Stockwerkes auf die Straße hinabwarf. Am schrecklichsten zeigt sich dieses Laster bei Weibern, und für die Londoner Zustände ist es charakteristisch, daß gewisse Straßen allnächtlich von trunkenen Weibern wimmeln. Wir lesen:

„. . . . . Der Bruder hatte seine zwei Schwestern und seinen kleinen Bruder auf sein Zimmer genommen, während die Mutter zum achtenmale im Kerker saß, aus dem sie jedesmal verkommener entlassen wurde. Einmal erhielt sie acht Monate, weil sie in halbtrunkenem Zustande ihr jüngstes Kind über ein Feuer gehalten hatte, bis dessen Zehen verkohlt waren. Dieses Kind ist gestorben, aber drei andere sind noch

am Leben .... Das eine Mädchen (17 Jahre alt), das ich in elende Lumpen gekleidet fand, sagte mir, daß sie, als sie aus dem Dienste heimkehrte, zwar gute Kleider besaß, daß ihre Mutter ihr dieselben aber wegnahm und für Schnaps verkaufte, so daß sie — das Mädchen — wegen Mangels an Kleidung ans Zimmer gefesselt sei."

Übervölkerung der Wohnungen ist eine der vorzüglichsten Quellen der sittlichen Verwilderung der englischen arbeitenden Schichten. Erst wenn hierin ein Wandel geschaffen ist, läßt sich bei den Londoner Arbeitern auf mehr Moralität und Mäßigkeit hoffen. Was Frl. Stanley hinsichtlich der Übervölkerung der Wohnungen schreibt, können wir aus eigenster Anschauung bestätigen. Wir citieren folgende Stelle:

„Wie muß den im Ausschuß zur Beratung des Hauptstädtischen Straßenverbesserung-Gesetzentwurfes sitzenden adeligen Herren zu Mute gewesen sein, als eine Zeugin vor sie gebracht wurde, die samt ihrem Gatten, drei arbeitenden Söhnen, einem Mädchen und einem kleinen Knaben, in einem 182 Quadratschuhe fassenden Raum lebte! Dazu kam noch, daß der Gatte ewig das Zimmer hüten mußte, infolge eines Fußleidens, das so große Aufmerksamkeit erforderte, daß der Mann hätte im Spital sein sollen ..... Anderswo wohnte ein Ehepaar mit acht Kindern – die meisten krank, das älteste zwölf Jahre

alt — in Einem Zimmer, in dem überdies die Luft noch durch Kaninchenzucht verdorben wurde."

Ähnlich verhält es sich mit der Enge und Dürftigkeit der Straßen, sowie dem vernachlässigten Zustand der Wassercisternen u. s. w. Es wäre gut, einige jener Hausinhaber, die zur Verbesserung verrotteter Häuser nichts thun wollen, des Totschlags anzuklagen!

Eines der interessantesten Kapitel ist das der „Romantik der Armut" gewidmete. Inmitten des Schmutzes und des Jammers fand unsere Autorin viele edle Naturen, die eines romantischen, poetischen Anstriches nicht entbehren. Wie erquickend ist es, nach der Aufzählung so vieler Schrecknisse auf die Schilderung eines Lebens zu stoßen, wie das eines gewissen Thomas Wright, einer im übrigen ganz unbekannten Person!

„. . . . wohnt in einem Zimmer, dessen Decke niedrig und schmutzig, dessen Wände mit schmierigem Papier beklebt sind. Seit sieben Jahren liegt auf dem Bette ein armes Weib, das so entstellt ist, daß niemand sich entschließen wird, sie ein zweites Mal anzublicken. Und warum bleibt sie hier? Weil sie einen alten Gatten und einen starken Sohn hat, die sie zärtlich lieben. Schon oft wollte der Wohlthätigkeitsbeamte des Bezirks sie ins Spital eines Arbeitshauses senden, aber der junge Mann — er zählt über dreißig Jahre — läßt es nicht zu und sagt,

er werde niemals müde werden, für seine Mutter zu arbeiten. Um letzterer willen ist er unverheiratet geblieben. Er und sein Vater sitzen den ganzen Tag auf der Bank, Schuhe nähend und dadurch das tägliche Brot erwerbend und die wenigen Bequemlichkeiten, die sie für das kranke Weib herbeischaffen können. Um ihretwillen pflegt der Sohn vor dem Fenster einige Pflanzen, damit die Luft, die sie auf dem Krankenbett erreicht, würziger sei. Der Vater ist über siebzig Jahre alt und kann nicht viel verdienen; aber der Sohn arbeitet von früh bis spät, um sich und seine Eltern zu erhalten. Sein Mietzins beträgt fünfthalb Schilling wöchentlich, und er bezahlt außerdem etwas dafür, daß seiner Mutter Bett täglich gemacht werde, dieses ist so rein und nett als es die Verhältnisse gestatten .... Er arbeitet angestrengt bis 10 Uhr abends und geht dann in der Straße auf und ab, um die Pfeife zu rauchen, die er sich tagsüber versagt hat. Spricht man ihm von seiner Mutter, so sagt er bloß, er wolle immerdar für sie arbeiten, denn er könne den Gedanken nicht ertragen, sich von ihr zu trennen und sie ins Arbeitshaus gehen zu lassen."

Dies ist ein Edelsinn, den man leider in wenigen reichen Familien findet.

Nach einigen für Ausländer weniger wichtigen Bemerkungen über das englische Armengesetz und die englischen Pfandleih-Anstalten spricht Frl. Stan-

ley eingehend zu Gunsten öffentlicher Unterhaltungs- und Erholungs-Orte. Von den zahlreichen Squares und Gärten Londons kommen nur einige den Armen zu gute. Die Behörden verhalten sich in dieser Hinsicht manchmal lächerlich borniert, und so lange sich deren Philistersinn nicht ändert, ist nichts Gutes zu erwarten. Auch die großen Parks der britischen Metropole könnten unter gewissen Umständen den Arbeitsklassen weit nutzbarer gemacht werden. Gegenwärtig geschieht viel, um die vier großen Feinde der Armen — Unwissenheit, Übervölkerung, Trunksucht, Mangel an Sparsamkeit — zu überwinden, aber noch sehr, sehr viel bleibt zu thun übrig.

Die Hauptsache wird hierbei zweifellos die befriedigende Lösung der Wohnungsfrage sein müssen. Wie in Dänemark, Nordamerika und anderwärts, sind auch in England ganz hübsche Anfänge gemacht worden und die Erfahrung lehrt, daß eine anständige Wohnung von hohem sittlichen wie materiellen Werte für den Armen ist. Die Erfahrung hat aber auch gezeigt, daß bei einschlägigen Unternehmungen die Menschenfreundlichkeit nicht die Rentabilität ausschließt. Man kann ein gutes Werk thun und dabei selber ganz gut wegkommen!

Schon der berühmte anglo-amerikanische Menschenfreund Peabody hatte große Summen zur Errichtung und Verwaltung ausgedehnter Komplexe von guten, wohlfeilen Arbeiterwohnungen hinterlassen. Diese

Kapitalien tragen ebenfalls Zinsen, welche zur Erbauung neuer Häuser dienen. Doch liegen die Peabody-Komplexe zumeist inmitten der bevölkertsten Bezirke Londons. Nach anderen Grundsätzen verfährt die dortige „Gesellschaft für Handwerker-, Arbeiter- und andere Wohnungen"; sie ist auf dem besten Wege, der Öffentlichkeit, welche sich seit einiger Zeit so eifrig und ernst mit der Wohnungsfrage der proletarischen Bevölkerungsschichten Londons befaßt, zu zeigen, wie diese brennende Frage sich am zweckmäßigsten lösen lasse.

Die Häuserkomplexe dieser Gesellschaft, deren Mitgliederliste zahlreiche hervorragende Namen aufweist (wie Tennyson, Salisbury, Tyndall, Rothschild und andere), befinden sich nicht in der Stadt, sondern in nächster Nähe derselben und bilden selbst kleine Städte, sogenannte „estates"; und dann sind sie keine „Zinskasernen" nach festländischer Art, wie die Wohnungen der Peabodystiftung, sondern separierte Häuschen nach dem in England allgemeinen Muster. Der erste „estate" (Liegenschaft) der in Rede stehenden Gesellschaft, Shaftesbury Park Estate, wurde im Süden Londons im Jahre 1874 eröffnet; bei dieser Gelegenheit äußerte Disraeli-Beaconsfield: „In meinem Leben war ich über nichts so erstaunt wie über den Anblick dieser sozusagen aus der Wüste erstandenen Stadt." Wie würde der berühmte Staatsmann sich erst über den im Nordosten liegenden, im Jahre 1882 eingerichteten Queen's Park Estate wundern, könnte er

denselben sehen! Umfaßt der Shaftesbury-Komplex vierzig Morgen Landes mit 1200 Häusern, so zählt der von Queen's Park 2176 Häuser, die sich auf siebzig Morgen verteilen. Die Straßen haben eine Gesamtlänge von neun Zehnteln einer geogr. Meile, sind breit und gut gepflastert; die Gebäude bestehen aus Ziegeln, sind mit Terrakotta verziert und erregen im Beschauer durch ihr nettes Äußere um so größere Befriedigung, als die meisten Insassen gewöhnliche Arbeiter mit geringem Einkommen sind. Die vortreffliche Organisation und die Wohlfeilheit des Eisenbahnverkehrs ermöglichen es den Bewohnern der Estates, ihre Arbeitsplätze rasch zu erreichen und am Abend aus der ungesunden Metropole in bessere Luft zu entfliehen.

Unsere Gesellschaft hat zum Zweck die Errichtung von bequemen, gesunden, geräumigen, angenehmen Häuschen mit je einem Vorder- und einem Hintergarten. Je nach ihrer Größe — in der qualitativen Beschaffenheit ist kein Unterschied vorhanden — gehören die Wohnungen einer der fünf folgenden Klassen an: I. Zwei Wohn-, vier Schlafzimmer, Spülküche, Küche, Waschkammer; Mietzins zwölf Mark wöchentlich. II. Ein Wohn-, drei Schlafzimmer ꝛc. wie oben; Miete zehn Mark. III. Dasselbe, nur etwas kleiner, neun Mark. IV. Ein Wohn-, zwei Schlafzimmer ꝛc. wie oben, siebenundeinhalb Mark. V. Ein Wohn-, zwei Schlafzimmer, Küche, Waschkammer;

Zins sechs Mark für die Woche. Jedes Zimmer ist mit Tobin'schen Ventilationsröhren versehen. Die Öfen, die Gesimse, die Tapeten sind hübsch und gut. Die Fußbodenbretter liegen — im Gegensatz zu den meisten Leistungen der vielen Massen-Schwindelbaumeister Londons — ganz dicht beieinander, abgesehen davon, daß sie ungewöhnlich dick sind. Ein Haus, das jährlich 312 Mark kostet, ist genau so eingerichet wie ein doppelt so teures. Der Fachmann, der die Estates besichtigt, gelangt alsbald zur Erkenntnis, daß allen bau-hygieinischen Anforderungen hier Rechnung getragen worden, sowie daß die Bedürfnisse der Insassen in einer Weise berücksichtigt sind, die einem gewöhnlichen Hausbesitzer Schrecken einjagen würde, wenn man ihm die Nachahmung zumutete. Ein intelligenter Mensch mit mäßig starker Familie und mäßigem Einkommen kann sich, sei er nun Industrie-Arbeiter, Gewerbsmann oder Mitglied der freien Stände, keine bessere, hübschere und billigere Wohnung wünschen als ein Haus erster Klasse der Dwellings Company, das auf ein ganzes Jahr bloß 624 Mark kostet. Diese Häuser sind denn auch sehr gesucht, und ihre Insassen werden von manchen besser gestellten Bürgern der Mittelklasse beneidet, denen es aus irgend einem Grunde unmöglich ist, nach einem der Estates zu ziehen. Man braucht weder Philanthrop noch Enthusiast zu sein, um anzuerkennen, daß die „Gesellschaft" sich, außer einem Erträgnis von fünf Prozent, große „Verdienste" erwirbt.

Die „Dwellings Company“ ist, von ihren seitherigen Erfolgen angespornt, vor einiger Zeit an die Anlage eines dritten Städtchens geschritten: „Noel Park Estate“ wurde anfangs 1884 mit 381 Häusern „eröffnet“. Dieser Komplex, der größte von allen, mißt hundert Morgen und liegt nördlich von London, in der Nähe des bekannten Volksbelustigungslokals „Alexandrapalast“, also in prachtvoller Umgebung und herrlicher Luft. Im ganzen sollen hier 2600 Wohnungen erbaut werden; die Hauptstraßen sollen neunzig, die übrigen sechzig Fuß breit sein. Schon die jetzt fertigen Straßen weisen längs des Trottoirs Baumreihen und auf dem Fahrweg vorzügliches Bodenmaterial auf. Die Häuser werden auch hier fast in allen Fällen sofort nach dem Austrocknen bezogen — so lebhaft ist die Nachfrage.

Auf allen drei Estates wird für die religiösen und geistigen Bedürfnisse der Bewohner und für ihre Erholung im Freien nach Thunlichkeit gesorgt. Es fehlt nicht an Kirchen, Schulen, Lesezimmern, Versammlungslokalen und öffentlichen Gärten. Die Pflege von Fensterblumen und Topfgewächsen wird erfolgreich ermutigt. Das Erfreulichste aber ist, daß es in keinem der Ideal-Städtchen der „Gesellschaft“ ein Wirtshaus giebt; die Gesellschaft gestattet nicht, daß „Ginpaläste“ errichtet werden, und ihre Mieter sind mit dieser Bestimmung vollkommen einverstanden — ja, sie widersetzen sich sogar der Eröffnung von

Schänken in der Nähe der „Estates“. Schon die Nüchternheit allein sichert diesen vernünftigen Leuten einen gewissen Grad von Glück, Behagen und Gesundheit, die gute Luft und die Reinlichkeit thun ein Übriges.

Die „Company“ besitzt etwa viertausend Häuser: 500 erster, 1000 zweiter, 1500 dritter, 800 vierter, 200 fünfter Klasse. Daß sie so gute Wohnungen so wohlfeil herstellen und dabei noch einen leidlichen Gewinn erzielen kann, wird nur dadurch ermöglicht, daß sie ihre Einkäufe in größtem Maßstabe macht und daher beträchtliche Ersparnisse an den Preisen erzielt. Sie bestellt zwölf Millionen Ziegel auf einmal und läßt aus Schweden riesige Ladungen Hölzer kommen; in einem Schuppen auf Noel Park Estate trocknet sie eine Million Fuß Bretter, die, trocken gekauft, viel mehr kosten würden, als die hunderttausend Mark, die sie in Wirklichkeit kosten. Tapeten, für die in gewöhnlichen Detailgeschäften zwei Mark verlangt wird, kommen der „Company“ blos auf siebzig Pfennig zu stehen. Solcher Vorteile kann sich kein Privatbaumeister rühmen! Das sind Fingerzeige für die mit der Lösung der Arbeiterwohnungsfrage betrauten Faktoren! Nicht nur in London, sondern auch in Paris, Berlin und Wien, wo die Mietpreise viel höher sind als in der Metropole an der Themse, thäte man gut, sich mit den von uns geschilderten Idealstädten näher zu beschäftigen.

Zur Geschichte der Juden.

Über dieses Thema hat eine Litteratur früher nicht existiert; um so willkommener muß ein Anfang dazu sein, besonders wenn es ein so schöner ist, wie das vorliegende Buch: James Picciotto: „Sketches of Anglo-Jewish History.“ London, Trübner & Ko. 1876. „Aller Anfang ist schwer“; es muß auch Mr. Picciotto herzlich sauer geworden sein, sich das Material für seinen Gegenstand zusammenzusuchen. Gar manches uralte jüdische Tempelarchiv, von dessen Vorhandensein die meisten keine Ahnung hatten, mußte er durchstöbern, seine Hände wirbelten große Mengen vielhundertjährigen Staubes auf, aber seine Mühe ist dafür auch von Erfolg gekrönt, denn die Resultate seines Forscherfleißes gewähren ein beträchtliches kulturgeschichtliches Interesse.

Wir erfahren, daß es — im Gegensatze zu manchen anderen Ländern Europas — in England schon sehr frühzeitig Juden gab, wenn auch die Zahl derselben selbst heute noch eine weit geringere ist als in den meisten anderen Ländern. Einst wurden sie, je nach

dem Belieben der Könige, geduldet oder beraubt. Das Überbleibsel des Kreuzzugs-Eifers, der sich von einem edlen Ideal abwendende und in rohe Unterdrückung ausartende Fanatismus, führte eine Vertreibung der Juden unter Eduard I. herbei. Zweifellos kehrten einzelne hie und da wieder, aber erst Cromwell berief sie förmlich zurück. Von den Stuarts wurden sie nach der Restauration geduldet. Karl II., welcher während seiner Verbannung zu Amsterdam von den Juden Geld geliehen hatte, war ihnen günstig gesinnt. Als die Stuarts dem dritten Wilhelm Platz machten, erwuchs den Juden ein mächtiger Protektor. In seinem eigenen Lande hatte Wilhelm die Nützlichkeit zahlreicher, mit dem Ausland in ausgedehntem Verkehre stehender Kapitalisten erfahren. Der König beschützte daher die Juden gegen den Fanatismus des Pöbels und gegen die Eifersucht der Handelswelt. Seither sind sie in England ziemlich unbehelligt geblieben und haben sich durch die wichtige sociale und politische Rolle, welche sie spielten, im Laufe der Zeit eine bedeutende bürgerliche und religiöse Freiheit errungen. Ihre internationale Stellung gab ihnen in politischen Dingen einen weiteren Horizont. Sie verstanden das Finanzwesen schon zu einer Zeit, da dessen einfachste Grundregeln den nichtjüdischen Engländern noch unbekannt waren. Sie wußten sich durch wohlangebrachte Geldopfer stets am raschesten alle wichtigen politischen Nachrichten

zu verschaffen, wodurch sie sich gegen verlustbringende Überraschungen, Krisen u. s. w. schützten. Ereignisse, die den Geist der Nation in Aufruhr brachten, konnten die Juden kaltblütig und leidenschaftslos betrachten. Daher that ihnen der gewaltige Südseeschwindel keinen Schaden und während der Panik von 1745 konnte jener berühmte jüdische Finanzmann, der berechnende Samso Gideon, durch Zusammenkaufen aller zum Verkaufe ausgebotenen Papiere ungeheure Summen verdienen. Fast scheint es, als ob den Juden, je mehr sie sich der übrigen Gesellschaft amalgamieren, die Ursachen des materiellen Gedeihens, dessen sie sich während ihrer Sonderstellung erfreuten, allmählich abhanden kämen. Diese Ursachen sind nicht weit zu suchen. Heute beteiligen sich die Angehörigen aller Religionen an den Geschäften, welche früher bloß von Juden betrieben wurden. Von der aktiven Politik und den öffentlichen Fehden und Kriegen ausgeschlossen, mußten sich dieselben dem Handel zuwenden, und da ihre Aufmerksamkeit auf nichts anderes gelenkt war, wurden sie geschickte Handelsleute. Da sie überdies mit ihren Glaubensgenossen in anderen Reichen häufige Mitteilungen von geschäftlicher Wichtigkeit austauschten, welche den übrigen Leuten schwerer zugänglich waren, blühte ihr Weizen noch mehr; heute aber haben alle besonderen Vorteile aufgehört, und nur der dem Juden angeborene Geschäftssinn läßt ihn noch oft über Nichtjuden den Sieg davontragen.

Picciotto's Bericht über die Vorgänge innerhalb der Synagogengemeinden läßt uns die merkwürdige Thatsache erkennen, daß sich in dieser Hinsicht das Sektenwesen aller Religionen gleich bleibt, so verschieden diese auch dem Glaubensbekenntnis und der äußeren Verfassung nach sein mögen. Obwohl die Juden keine eigentliche Geistlichkeit kennen, wissen sie doch von Intoleranz im Schoße ihrer eigenen Kirche ein garstiges Lied zu singen, — in England wie anderswo, z. B. in Galizien. Man sollte meinen, daß die Juden sich an der Jahrhunderte langen Verfolgung und Unduldsamkeit, deren Opfer sie selbst waren, ein abschreckendes Beispiel genommen hätten und gegen einander — unter sich — mildsinnig sein müßten. Allein dies ist nicht immer der Fall. Die englischen Juden sind zumeist hyperorthodox und gehen mit Exkommunikationen verschwenderisch um. Blinder Gehorsam gegen die Gebote des jeweiligen „Rates der Ältesten" wird streng gefordert und selbst die nötigsten Reformen sind bitter befehdet und äußerst langsam ins Werk gesetzt worden. Ja, noch 1840 bildete das Anstreben einiger Reformen, deren Verweigerung unser höchstes Staunen erregen muß, den Anstoß zu einem Schisma in der Londoner Judengemeinde (heute giebt es in London drei große Judengemeinden: eine sefardische, eine aschkenasisch-orthodoxe und eine reformatorische oder neologische). Mehrere einflußreiche Gemeindemitglieder thaten sich

zusammen und wünschten die Einführung von Änderungen im Gottesdienste. Als man hierauf nicht einging, ließen sie sich eine eigene Synagoge bauen, in der sie ihre Ansichten zum Ausdrucke brachten. Die Folge war, daß sie in den „Bann“ gethan wurden, so daß die Gemeinde geteilt war. Und welche „unorthodoxen“ Reformen waren begehrt worden? Was war das fluchwürdige Streben der Frevler? Sie hatten verlangt: a) Da die Mehrzahl der Juden damals im Westend wohnte und das Fahren zu der im Eastend gelegenen Synagoge eine Verletzung des Sabbaths involviert hätte, sei eine Filialsynagoge im Westend erwünscht; b) der Gottesdienst möge die Dauer von dritthalb Stunden nicht überschreiten; c) die Predigten seien in englischer Sprache zu halten, da dies die einzige von sämtlichen Gemeindemitgliedern verstandene Sprache sei; d) das Decorum möge gewahrt und die Andacht nicht durch Geschwätz u. s. w. gestört werden. Darum Zeter und Mordio! Natürlich mußten diese gewiß nicht unbilligen Forderungen später denn doch bewilligt werden. Es ist dieselbe Geschichte wie überall.

In England, dem Lande der Missionäre par excellence, begnügt man sich nicht damit, die Heiden und die Katholiken bekehren zu wollen, man arbeitet auch für das Seelenheil der Juden. Es giebt großartig organisierte Gesellschaften, welche über ansehnliche Geldmittel verfügen und gutbezahlte Beamte —

in der Regel getaufte Juden — auf die Jagd nach Judenseelen aussenden. Diese Missionäre ersinnen die schönsten Dinge, um, während sie den Frieden vieler Familien stören, Kinder oder Erwachsene in den Schoß der alleinseligmachenden Hochkirche einzuführen. Zumeist geben sich Ausländer dazu her, welche in Not sind und denen die oft sehr netten Summen, die ihnen, wenn sie sich taufen lassen, gezahlt werden, willkommen sind. Manche dieser Individuen lassen sich des guten Geschäftes halber mehrmals taufen. Was diese Taufen wert sind, läßt sich denken; die betreffenden Anstalten werden aber auch von jedem gebildeten Engländer mit Verachtung besprochen. Die britischen Juden selbst lassen es sich nicht beifallen, Repressalien zu üben und sich auf das Bekehren von Christen zum Judentume zu verlegen, ja, sie betrachten Proselyten mit scheelen Augen; Abfälle hinwiederum vom Glauben ihrer Väter nehmen sie bedauernd hin, ohne darüber Lärm zu schlagen. Interessant ist, daß Wilhelm Rufus ein solcher Judenfreund war, daß er den Juden verbot, zum Christentume überzugehen; einst ließ er einen Bischof und einen Rabbi vor sich kommen und disputieren und schwor, er würde, wenn der Rabbi siegte, sofort Jude werden. Aber das Ergebnis war dasselbe, wie in Heines „Disputation“.

Hauptstädtisches.

I. Straßengestalten.

(1883.)

Das Straßenleben der Viermillionenstadt ist ein ebenso interessantes wie lehrreiches Studium. Wer dasselbe kennt, den berührt die Nachricht von dem Tode des „Alten Franzosen“ eigentümlich. Allgemein so genannt, aber eigentlich ein Schweizer, gehörte Christian Rimminick zu den bekanntesten Straßentypen Londons. Er hat in einem armseligen Dachstübchen, halb verhungert, einsam und allein, im Alter von achtzig Jahren das Zeitliche gesegnet. Jedes Kind kannte den schlanken, hageren Greis mit dem hutlosen Kopfe, dessen langes graues Haar im Winde zu flattern pflegte. Er trug einen patriarchalischen Bart, trotzte gleichmäßig dem Spott und dem Mitleid, war der Reinlichkeit abhold, verkaufte Zeitungen und wurde von vielen für einen geizigen Millionär gehalten. Er gehörte seit Jahrzehnten zu den er-

centrischesten Figuren Londons. Er liebte es, in allen Wettern möglichst leicht gekleidet zu sein; er zog nur das Allernotwendigste an und sein schöner Jupiterkopf war daher stets unbedeckt. Der Fledermaus gleich kam er erst abends öffentlich zum Vorschein. Am liebsten schritt er, die Abendblätter ausbietend und das Gelächter der Gassenbuben mit souveräner Verachtung behandelnd, gemessenen Schrittes die berühmte Fremdenstraße „Strand" entlang. Sein Aussehen war unwandelbar gravitätisch und befangen; er starrte fortwährend ins Leere und schlang dabei einen Arm um die eigene Taille, offenbar um das Abspringen des Einen Knopfes, der seinen dünnen Rock zusammenhielt, zu verhindern. Tagsüber muß er manchen Schilling durch Modellstehen verdient haben, denn viele öffentlich ausgestellte Gemälde, welche orientalisches Leben veranschaulichen, wiesen sein wohlbekanntes Gesicht auf.

In London braucht man, um sich einen großen Ruf zu verschaffen, nur ein wenig excentrisch zu sein. Unser Original machte keine Ausnahme von dieser Regel, die übrigens wohl auch anderswo gilt. Von einem gutherzigen Modewarenhändler bezog er eine kleine Pension, und da er außerdem noch Geld verdiente, schrieb man ihm wiederholt erhebliche Reichtümer zu. Es war eine irrige Annahme, denn er hinterließ nur eine eiserne Bettstätte, ein Bündel Stroh, zwei alte Decken und ein Sparkassenbuch über

36 Pfund Sterling — bei „diesen schlechten Zeiten“ zwar viel Geld, aber noch lange nicht genug zum Nabob.

Von der sonstigen Biographie dieses vermeintlichen Krösus weiß man eigentlich bloß, daß er vor undenklichen Zeiten ein durchaus nicht elegantes Zimmerchen in einem nichts weniger als fashionabeln Sackgäßchen mietete. Er erregte die Aufmerksamkeit seiner Nachbarn, doch respektierten diese des Engländers Satzung „Mein Haus ist meine Burg“ und drängten sich dem Manne nicht auf. In letzterer Zeit jedoch fühlten sie sich ob des Sonderlings beunruhigt, denn er hatte sich, was bei seinem hohen Alter und seiner mangelhaften Kleidung nicht Wunder nehmen kann, einen fürchterlichen Husten zugezogen. Sie erboten sich, für einen Arzt Sorge zu tragen, aber er wies hartnäckig jeden Beistand zurück.

Eines Tages kam er nach Hause, lehnte wie gewöhnlich die ihm angebotene Hilfe ab, versperrte die Thür von innen und — dann hörte man nichts mehr. Schließlich sandten die ängstlichen Nachbarn um den Kaufmann, von dem Rimminick seine Pension erhielt. Derselbe eilte herbei und fragte, ob er etwas für ihn thun könne. Als er nur eine leise, von sehr geschwächter Stimme zeugende Antwort vernahm, ließ er die Thüre gewaltsam erbrechen und fand seinen Schützling, neben dem eine Tasse Thee stand und ein Laib Brot lag, im Sterben. Seinen

excentrischen Gewohnheiten treu, hatte der alte Mann, der von freundlichen und gutmütigen Menschen hätte umgeben sein können und überdies 36 Pfund sein eigen nannte, vorgezogen, einsam und Hungers zu sterben. Ein bedürfnisloser Diogenes in „neuer, stark vermehrter“ Auflage!

Dieser sonderbare Schwärmer war kein eigentlicher Bettler; dennoch hat die mitleidige Polizei zu wiederholten Malen — freilich stets vergeblich — den Versuch gemacht, ihn auf Grund des Vagantengesetzes ins Armenhaus zu bringen, damit er gezwungen werde, ein Bad zu nehmen, warme Kleider anzulegen und sich genügend zu nähren.

So verschwindet ein Original nach dem anderen aus den belebten Straßen dieser Riesenstadt, und der Nachwuchs ist infolge der Strenge der modernen Straßenvorschriften kaum nennenswert. Vorbei sind die Zeiten des blinden Deklamators der „packendsten“ Stellen aus der Offenbarung Johannis; des fuchsäugigen Mannes, der durch die Verbreitung theologischer Broschüren die religiöse Unduldsamkeit zu fördern suchte; des Tierzüchters mit dem Käfig, in welchem Katzen, Mäuse, Affen und Kanarienvögel als „glückliche Familie“ friedlich beisammen lebten; der „unglücklichen Dame“ mit dem ewig geschwollenen Gesicht und der chronischen Neuralgie, welche — die Dame, nicht die Neuralgie — im Verein mit ihren Kindern das Trottoir auf dem Waterlooplatze zu

segen pflegte; der „achtbaren Witwe", die derselben Beschäftigung gegenüber dem Gebäude des Kriegsministeriums oblag und dabei so hübsche Knixe zu machen wußte. Wo ist der originelle „schwarze Mann" hingeraten, der auf dem aristokratischen Saint-James-Square für die Reinlichkeit des Pflasters sorgte und sich alljährlich nur einen Feiertag gönnte, um dem Derbyrennen als Bleistiftverkäufer beizuwohnen? Wohin der seltsame Greis, der Sommer und Winter, „ob schön, ob Regen", in einem baufälligen, antiquierten Phaeton mit roten Rädern tagtäglich vom Portlandplatze nach der Bromptonstraße fuhr und ebenso schläfrig aussah wie seine kriechenden Pferde? Einige waren der Ansicht, er mache die monotone Fahrt, um sich im Besitz einer Erbschaft zu erhalten, die ohne dieses merkwürdige „Servitut" verfallen würde, während andere die minder prosaische Meinung hegten, er thue es nur, um das Grab seiner „Seligen" zu besuchen. Was ist aus dem blinden, pockennarbigen Bettler geworden, der mit seinem gelben Hunde die Gegend der Burlingtongasse unsicher machte und für einen englischen Staatsgläubiger galt? Was aus dem Londoner „Cul-de-jatte", der mit überraschender Geschwindigkeit sich fortbewegte und dem fabelhaften Verkehr in der fashionablen Piccadillystraße auf die geschickteste Weise auszuweichen verstand? Was aus zahlreichen anderen Gestalten, die verschwunden sind?

Immerhin leben noch einige solche Exemplare,

so z. B. der Mann, der in der Nähe der eleganten Regentstreet seit vollen vierzig Jahren Schachtelmännchen verkauft und das den Absatz fördernde Quieken meisterhaft versteht, oder der steinalte, seit Menschengedenken vor der National-Gemäldegalerie sitzende Spieler einer melancholischen Konzertina, dem der Trafalgar-Square heilig zu sein scheint und den die Polizei gutmütig duldet. Unter dem dunklen Schatten der alten Mauer halb verborgen, sitzt er zu allen Jahreszeiten, auch bei Wind und Wetter, da; er bettelt nie, sondern beschränkt sich darauf, seinem Instrument klagende Töne zu entlocken. Schon lange vor der Aufstellung der berühmten Landseer'schen Steinlöwen und der Anbringung von Bäumen und Bänken auf dem genannten Trafalgar-Square humpelte der kleine Mann allabendlich vor dem Beginn der Theatervorstellungen — die meisten londoner Schauspielhäuser befinden sich in dieser, hauptsächlich von Fremden frequentierten Gegend — auf sein Plätzchen und verließ es erst um 2 Uhr morgens, nachdem der letzte Theaterbesucher ihm seinen Obolus in die Hand gedrückt, und dasselbe thut er noch heute.

II. Eine „grüne" Parallele.

Eine sauber und nett aussehende Stadt ist natürlich einer häßlichen und schmutzigen vorzuziehen.

Nun ist London im Vergleich zu Paris häßlich und schmutzig; wollte man aber von den ungeheuren Erleichterungen und Hilfsmitteln, die hier einer gründlichen Verbesserung gleichsam von selbst zu Gebote stehen, den gebührenden Nutzen ziehen, so könnte die britische Riesenstadt ihrer Kollegin an der Seine weit überlegen sein. London bietet dem Fremden eigentlich mehr Bemerkenswertes, Sehenswürdiges und Anziehendes dar, als irgend eine andere Stadt der Welt, allein die in der zersplitterten, decentralisierten, geradezu lächerlichen Verwaltung dieses Häusermeeres herrschende Planlosigkeit wirkt im Verein mit der Jämmerlichkeit ganzer großer Stadtteile dahin, daß die Fremden, die in Paris so gerne lange verweilen, von London so rasch als möglich wegzukommen trachten. Während in Paris prachtvolle Avenuen oft ins Leere führen, sind hier viele wichtige Örtlichkeiten infolge des gerade in den unangenehmsten Stadtteilen sehr ungeregelten Kommunikationswesens fast unzugänglich. Und doch ließen sich, wie Robinson in seinem bereits in 2. Aufl. erschienenen lesenswerten Buche „The Parks and Gardens of Paris“ nachweist, durch jene Viertel des Elends leicht und verhältnismäßig billig die schönsten Straßen brechen. Die neuen, sehr bedeutenden Verbesserungen in Paris — wie beispielsweise die Eröffnung des stattlichen Boulevard Saint Germain oder die der herrlichen Avenue de l'Opéra — haben der Stadt nicht nur keine Last

aufgebürdet, sondern (trotz der Demolierungskosten) infolge des Steigens des Bodenwertes noch direkten Gewinn gebracht, abgesehen von den großen mittelbaren Vorteilen der Sache für den Verkehr und die Gesundheit der Bewohner. In London dagegen, wo es ebenso gute und bessere Gelegenheiten giebt, Avenuen nach Art der Champs Elysées — der schönsten in Europa — herzustellen, und zwar ohne daß erst kostspielige Expropriationen erforderlich wären, vernachlässigt man dergleichen gänzlich. Die Londoner Systemlosigkeit fördert nicht nur die Sterblichkeit, macht nicht nur viel Schönes unzugänglich, sondern hat auch den weiteren Nachteil, daß viele der hübschesten Vorstädte materiell nicht emporkommen, weil sie von einem Netz gemeiner, abstoßender, enger, stickluftерfüllter Gäßchen und „lanes“ umgeben sind. Robinson macht nun zur Abhilfe eine Reihe horticultureller Vorschläge. Er meint, man bedürfe zur Durchführung derselben weder eines Napoleon, noch eines Haußmann, wie denn auch die französische Republik ebensoviel zur Verschönerung des Viktor Hugoschen „Herzens der Welt“ thut, wie einst das Kaiserreich, nur mit dem Unterschied, daß jetzt weniger gestohlen, also billiger „gehaußmannt“ wird, als früher. Selbstverständlich gehen die meisten Verbesserungsvorschläge darauf aus, in Nachahmung der Pariser Manier breite Boulevards zu bauen und mit geeignetem Grün zu bepflanzen.

Allerdings hat London eine viel größere Menge „Squares“ als Paris, welches die Idee derselben ja erst von jenseits des Kanals einführen mußte; aber um wie viel vernünftiger ist das Pariser Square-System! Die Borniertheit der Engländer in diesem Punkte muß jeden noch so laienhaften Ausländer verblüffen. So sehr die Engländer den Franzosen in der Agrikultur und Hortikultur als Kunst überlegen sind, in manchen Beziehungen — besonders dort, wo ein Sinn für Zweckmäßigkeit, ein Verständnis für planmäßige Anordnung erforderlich ist — haben sie von den Franzosen gar viel zu lernen. Ebenso arge und noch ärgere Stadtteile, wie sie London noch immer so zahlreich aufweisen kann, besaß auch Paris, aber die „grünen“ Verschönerungen in Verbindung mit der Erweiterung der Straßen haben dieselben rasch ausgerottet. Die Kinder der Armen konnten früher keine frische Luft schöpfen, weil sie in enge, beklemmende Stadtviertel eingeschlossen waren, und da sie wegen des Mangels an Grün selten ausgingen, hielt man es auch nicht der Mühe wert, sie sauber zu halten. Nunmehr giebt es überall Baumreihen und Squares und die letzteren stehen für jedermann offen. Die Armen und ihre Kinder können ebenso wie die Reichen im Freien atmen und spielen, und infolgedessen ist nicht nur die Gesundheit, sondern auch die Reinlichkeit der Pariser im Aufschwung begriffen. In London aber finden

sich die zahllosen Squares nur in den besseren Stadtteilen, während ganze umfangreiche Viertel — jene die ausschließlich von Armen und Elenden bewohnt werden — deren gänzlich entbehren; und doch bedürfen gerade diese Viertel am dringendsten freien Raumes und frischer Luft! Nicht das Wohl der Bevölkerung ist in Betracht gezogen worden, sondern das der Bäume. Dazu kommt, daß die Squares nur den Anwohnern zugänglich sind; Bewohner anderer Staßen und müde Vorübergehende dürfen nicht hinein, es sei denn, daß sie in den Häusern des Square zufällig einen Freund haben, der sie als Gäste mit hineinnimmt. Jedes am Square stehende Haus besitzt nämlich einen denselben öffnenden Schlüssel, für dessen Besitz es jährlich eine bestimmte Summe zu entrichten hat und der nur den Insassen des Hauses zugänglich ist. Diese beiden Thatsachen — die schlechte Verteilung der Squares und ihre Unzulänglichkeit für das Publikum, — sowie die Geschmacklosigkeit der Anpflanzungen auf vielen genügen, den Pariser Squares den Vorrang zu sichern.

Robinson's Buch ist nicht nur für Landwirte und Gärtner von Interesse, sondern auch für alle, die in der Luft großer Städte atmen und deren Augen nach etwas Grünem begehren. Besonders wer, wie wir, London und Paris kennt und London im allgemeinen vorzieht, wird sich von den zahllosen guten Lehren, die der Verfasser seinen Landsleuten

im Hinblick auf die vielfache Überlegenheit der Pariser erteilt, angezogen fühlen. Das Werk kann auch von den Oberhäuptern und Vätern anderer Großstädte mit Nutzen gelesen werden. Hoffentlich geschieht dies. Und hoffentlich wird auch allerlei daraus beherzigt.

III. Der neue Justizpalast.

Im Laufe der letzten vier Jahrzehnte hat das architektonische London die denkbar gewaltigsten Änderungen, ja Umwälzungen erfahren. Neue großartige Brücken, neue prachtvolle Parlamentsgebäude, wundervolle und ungeheuere Hotels nach festländischem Muster, ein erstaunlicher Fleischmarkt, der herrliche Themse-Boulevard und zahlreiche andere schöne Riesenbauten sind emporgeschossen, und ebenso zahlreiche schmutzige, ekelhafte, menschenunwürdige Gäßchen und Gassen, Gaunerherbergen und Krähennester sind verschwunden, um neuen, breiten, palasterfüllten Straßen Platz zu machen. Unter solchen Umständen mußte der herüberkommende Ausländer sich längst darüber wundern, daß die Heimstätten der Gerichtspflege in dieser größten aller Städte noch immer der Hauptsache nach dieselben seien wie vor einem halben Jahrtausend, obgleich die Bevölkerung um viele Hunderte von Prozenten zugenommen, die Beschäftigung der Gerichtshöfe also ebenfalls gewaltig angewachsen ist und die Rechtspflege selbst dem radikalsten Umschwung

unterworfen wurde. Die in verschiedenen Stadtvierteln, vornehmlich aber in der ebenso alten wie berühmten Westminsterhalle unter einem Dach mit dem Parlament untergebrachten Verhandlungssäle und andern Räumlichkeiten der Londoner Gerichtshöfe befanden sich fast durchweg in einem wahrhaft beklagenswerten Zustand; winzig klein, unbequem eingerichtet, zugig, heiß, kurz in jeder Beziehung abscheulich, erwiesen sie sich als durchaus ungenügend. Daß ein den modernen Bedürfnissen entsprechender, möglichst viele Gerichtshöfe umfassender Justizpalast nötig sei, wurde allgemein zugegeben; doch dauerte es lange, bis man sich entschied, wo, wie und von wem derselbe gebaut werden sollte.

Die Geschichte dieses Projekts könnte einem geschickten Lokalgeschichtschreiber Stoff zu einem interessanten Buch liefern, und dieses wird gewiß nicht ungeschrieben bleiben. Zunächst gab es jahrelange Kämpfe um den Bauplatz. Die Anhänger des neuen Themse-Boulevards geberdeten sich ebenso feindlich wie die der wohlbekannten Fremdenstraße Strand; schließlich entschied das in diesem Punkt ausschlaggebende Bautenministerium sich für den an der Citygrenze und in nächster Nähe aller Advokaten-Innungsgebäude gelegenen Teil des Strand, wo 1874 durch die Niederreißung eines der ärgsten Viertel Londons ein freier Platz geschaffen wurde. Sodann entbrannte ein Streit ob des anzuwendenden Baustils, wobei

die Anhänger des Klassizismus und der Renaissance sich zusammenthaten, um gegen die Freunde der englischen Gotik zu arbeiten. Diese Allianz konnte den Sieg der letztern nicht verhindern, und George Edmund Street, der sich als Restaurateur gotischer Kirchen eines bedeutenden Rufs erfreute, wurde als Entwerfer des preisgekrönten Bauplans mit der Aufführung des künftigen Sitzes der Londoner Themis betraut. Am 7. Februar 1874 wurde der Vertrag unterzeichnet. Nach einigen Jahren drohte ein großer Maurerstrike den Bau zu verzögern; allein man half sich, indem man deutsche, italienische und französische Arbeiter herüberkommen ließ. Um sie vor Gewaltthätigkeiten seitens der Streikenden zu schützen, ließ man sie im Gebäude wohnen und verpflegen; Weihnachten begingen sie in festlicher Weise, und sie schmückten die Kellerräume so schön und malerisch aus, daß viele Künstler herbeiströmten, um die hübsche Scene zu skizzieren. Als sämtliche Details des neuen Justizpalastes fertig wurden, waren gerade neun Jahre seit dem Beginn der Arbeiten verflossen. Am 12. Oktober 1882 übergaben die Bauleiter das Gebäude offiziell dem Bautenministerium, denn ihre Arbeit war beendigt; sie hatten nur für das Mauerwerk zu sorgen und erhielten dafür 700 000 Pfund Sterling. Street selbst hat die Vollendung seines Hauptwerks nicht erlebt; er starb ein Jahr vorher und wurde durch eine Bestattung in der Nationalruhmeshalle, die im

Ausland als Westminsterabtei bekannt ist, geehrt. Am 4. Dezember 1882 erfolgte die Eröffnung der „New Courts of justice“ durch die Königin Victoria in höchst prunkvoller und feierlicher Weise. An der Riesenhaftigkeit des Prachtgebäudes ist nicht zu zweifeln: es bedeckt eine Fläche von 7 Acker Landes; zu Beleuchtungszwecken (man hat das elektrische Licht adoptiert) mußten Drähte in der Länge von einer geographischen Meile gelegt und 300 Swan-Lampen angebracht werden; die zur Heizung dienenden Leitungsröhren für heißes Wasser haben eine Länge von 2¹/₃ geographischen Meilen. Diese Röhren sowie die Ventilationsapparate kosten etwa 50 000 Pfund Sterling. Eine unangenehme Folge teils der gotischen Bauart, teils der Enge der umliegenden Gassen, ist die Dunkelheit, die in den Korridoren und in vielen der Säle herrscht, so daß den ganzen Tag über künstliches Licht die Tageshelle ersetzen muß, obgleich sowohl für Oberlicht als auch für gewöhnliche Fenster Sorge getragen ist.

Das hervorragendste Merkmal des Palastes ist die imposante Große Halle, die man von der Strand- (Haupt-) Fassade aus durch einen reich verzierten Bogengang betritt. Sie ist 230 englische Fuß lang, 40 Fuß breit, 80 Fuß hoch und nimmt sich bei natürlichem wie bei elektrischem Licht gleich großartig, obschon erhaben einfach aus; man glaubt in einer frühgotischen Kirche zu sein. Die Anzahl der allen mög-

lichen mit der Gerechtigkeitspflege verbundenen Zwecken dienenden Zimmer, Gänge, Säle, Vestibüle, Galerien, Thore, Treppen, Türme u. s. w. ist Legion, und wir könnten mit der Schilderung der architektonischen Hauptzüge manche Seite füllen; wir wollen aber lieber gar nicht versuchen, uns in irgend welche Details einzulassen, und uns auf die Bemerkung beschränken, daß der ungeheuere Bau auf der Straßenseite aus massivem Portlandstein, auf der Innenseite aus Rohziegeln besteht. Uns persönlich dünkt er von außen zwar imposanter, im Innern aber weit weniger schön als der naturgemäß viel kleinere neue Wiener Justizpalast. Trotz seiner Kleinheit kostete dieser nicht viel weniger (16 Millionen Mark) als der Londoner (20 Millionen Mark).

IV. Der Krystallpalast.

Die großartigen Unterhaltungspaläste für Ausstellungen, Darstellungen, Vorstellungen und Herstellungen aller Art sind eine Spezialität Englands, namentlich Londons; sie alle werden überragt von dem ältesten und größten, dem weltbekannten, zum Teil aus den Baumaterialien der ersten Londoner Weltausstellung errichteten, 1854 eröffneten „Crystal Palace“, dessen Anlegung und Ausstattung nicht weniger als 1½ Millionen Pfund Sterling kostete und dessen Wasserwerke selbst die vielberufenen Versailler „jeux d'eau“ bei weitem übertreffen. Der

Palast ist mit ganz London durch mehrere direkte Eisenbahnlinien aufs vorzüglichste verbunden. Der Fremdling, der sich ihm — sei es per Bahn, zu Wagen, zu Pferde oder zu Fuß — nähert, glaubt plötzlich in die Feenwelt von „Tausend und Einer Nacht" hinein versetzt zu sein, wenn er unversehens die ungeheuren Glasmassen, aus denen das Gebäude hauptsächlich besteht, im Sonnenlichte schimmern und strahlen sieht. Ist schon dieser Anblick märchenhaft, wie erst das reizende, tausendfältige, farbenreiche, abwechslungsvolle Innere! Ein Riesen-Orchester, ein großer Konzertsaal, ein Theater, eine unermeßliche, mit allerlei bunten Verkaufsbuden, Büffets, Bassins, Statuen u. s. w. gefüllte Mittelhalle, riesige Speisesäle, eine herrliche Nachbildung eines Teiles der Alhambra, ein assyrischer, ein egyptischer, ein byzantinischer, ein griechischer, ein italienischer, ein chinesischer Hof, alle gefüllt mit zahllosen Kunstgegenständen, Altertümern u. dgl., eine treffliche Bildergalerie, eine Bibliothek, eine Menagerie lebender Tiere, eine große und schöne Sammlung ausgestopfter Tiere, ein reiches Aquarium, eine Marionettensammlung, ein „leuchtendes Haus", eine Camera obscura und viele, viele andere Dinge werden dem erstaunten Ausländer für den Spottpreis von einem einzigen Shilling den ganzen Tag hindurch geboten, abgesehen von den wahrhaft prachtvollen Park- und Gartenanlagen, den Spielgründen,

den Turnplätzen, den Teichen mit der vollständigen Kollektion von steinernen Nachbildungen der urweltlichen Tiere u. s. w. Nun denke man sich einmal diese Gesamtheit von Räumlichkeiten anläßlich einer der häufig daselbst stattfindenden Elektricitäts-Ausstellungen in der hellsten und lieblichsten elektrischen Beleuchtung durch Myriaden und Myriaden von Lampen und Lämpchen, Flammen und Flämmchen, Ampeln und Ämpelchen jeder nur irgendwie erdenklichen Gattung, Form, Größe und Gestalt, vom winzigen halbzölligen Züngelchen bis zur Riesenflamme von 150 000 Kerzenkraft, vom unscheinbaren Carbonblättchen bis zum wunderbar schönen mehrhundertflammigen Krystall-Lüstre! Es ist ein fabelhafter Anblick, der einen unbeschreiblichen Eindruck hervorbringt, welchen niemand, der ihn empfunden, wieder vergessen kann. Die vielen Pharaone an den Wänden des ägyptischen Hofes reißen verwundert die Augen auf ob der merkwürdigen Dinge, die sich vor ihnen abspielen und der Besucher fühlt sich zu allerhand Gedanken über die gewaltige Macht der „gütigen und weisen Fee Kultur“ angeregt, deren thatkräftiger Geist seit Jahrtausenden unaufhaltsam vorwärts dringt. Wer weiß, was sie für die Zukunft plant!



Beilage.

Einige Stimmen der Kritik über frühere Werke des Verfassers.

Bilder aus dem englischen Leben.

Studien und Skizzen

von

Leopold Katscher.

Inhalt: Die Universitäten. — Das Post- und Telegraphenwesen. — Das Klubleben. — Die Sonntagsfeier. — Das Polizeiwesen. — Die Kloaken. — Die Wasserleitungen. — Die Gasbeleuchtung. — Die unterirdische Eisenbahn. — Die Verwaltung Londons. — Das East-End. — Ein Matrosenheim. — Ein Musterstrafgefängnis. — Ein Armenversorgungshaus. — Ein Musterkrankenhaus. — Ein Musterirrenhaus. — Das „Foundling-Hospital" (Findelanstalt). — Ein Zeitungsschwindler. — Ein Weib als Oberhaupt einer Sekte. — Eine ideale Gesundheitsstadt. — Eine moderne Industriestadt. — Die „blauen Buben" beim Abendessen.

Leipzig. **Wilh. Friedrich.** Zweite Auflage, 1883. 22 Bogen. Preis 3 Mark.

An guten deutschen Büchern über London ist kein Ueberfluß und darum werden Katscher's „Bilder" noch viele Auflagen erleben; in kurzer Zeit mußte bereits eine zweite veranstaltet werden. Das Buch ist von echt deutscher Gründlichkeit und dabei von einem Geschmacke der Darstellung, wie er jener leider nicht immer zur Seite zu stehen pflegt. Die erste Studie betrifft die englischen Universitäten; der interessanten Schilderung des ernsten Studentenlebens stehen farbenreiche Bilder des fröhlichen Studententreibens in der Ferienzeit zur Seite. Besondere Beachtung verdient die Studie

*

über das Post- und Telegraphenwesen, die ein sehr reiches und anziehendes Datenmaterial enthält. Eine genußreiche Lektüre ist der Aufsatz über das „Klubleben“; der Autor erfreut uns hier durch seine intime Kenntnis des socialen Lebens. Betreten wir mit ihm das Londoner Pflaster, so gewinnen wir Einblick in eine der wunderbarsten städtischen Organisationen der alten und der neuen Welt. In dieser Beziehung ist der Abschnitt „Wie London verwaltet wird“ eine der belehrendsten Partien des ganzen Buches. Das Nachtleben im Eastend wird mit farbenreichem Pinsel geschildert. Ein fesselndes Kapitel ist dasjenige über das Polizeiwesen. Dem „London unter der Erde“ widmet Katscher einen großen Abschnitt des Buches. Im übrigen müssen wir auf das Buch selbst verweisen, dessen letzte Abteilung „Bagatellen“ ausfüllen. Unter diesem Titel werden uns einige sehr launige Federzeichnungen geboten. Diese durchweg anmutigen Skizzen müssen jedem gebildeten Leser Vergnügen machen; sie schließen das Buch freundlich ab.

(Leipzig.) **Allgemeiner Litterarischer Wochenbericht.**

Herrn L. Katscher's „Bilder“ schildern das englische Leben in lebensvoller und anziehender Weise. Die Aufsätze enthalten in sehr fesselndem Stil viel wertvolle Belehrung.

(London.) **Saturday Review.**

Der Verfasser entrollt eine reiche Galerie trefflich gezeichneter Bilder aus dem politischen, geistigen und socialen Leben der Engländer . . . . Sämtliche Schilderungen zeichnen sich durch große Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit aus. Man merkt es ihnen an, daß der Autor frisch aus dem Leben herausschöpft und überall auf persönlicher Beobachtung fußt.

(Breslau.) **Schlesische Presse.**

Der wohlbekannte Londoner Schriftsteller hat seine Tüchtigkeit auf diesem Felde längst erwiesen; seit Jahren veröffentlicht er in den vornehmsten Journalen höchst interessante Schilderungen des Lebens und Treibens in England und London . . . . . Dieses Werk ist sehr wertvoll und verdient einen großen Erfolg.

(Paris.) **Le Courrier du Soir.**

Das Buch ist eine jener nützlichen Skizzensammlungen, die es den Engländern ermöglichen, sich „zu sehen, wie andere sie sehen". K. lebt seit längerer Zeit in England und scheint seinen Aufenthalt gut angewendet zu haben. Im großen und ganzen ist das Buch ein nützliches Handbuch für den Ausländer und ein nicht überflüssiges Nachschlagewerk für den Engländer. Namentlich in den „Londoner Skizzen" findet sich vieles, das sogar für den englischen Leser neu und dabei wahr ist. Die Abschnitte über die Londoner Muster-Wohlthätigkeitsanstalten sind für den Londoner lesenswert.

(London.) **The Academy.**

Der Verfasser, der viel gesehen, hat den offenen Blick durch Vergleich geschärft und weiß bekanntlich das Gesehene mit großer Anschaulichkeit und frischen Farben zu schildern. Die Themata seiner Studien sind überdies interessant genug . . . . . . Die „Bagatellen" sind eine ganz hübsche Beigabe. Seit Rodenberg's „Londoner Skizzen" haben wir nichts von dieser Bedeutung über die Weltstadt erhalten.

(Stuttgart.) **Ueber Land und Meer.**

Vor allem fällt uns an diesen „Studien und Skizzen" der nüchterne Ernst auf, mit dem sie geschrieben sind. Der Verfasser weiß offenbar, daß seine Stoffe die Lesewelt interessieren. Für Deutsche geschrieben, enthält das Buch viele Thatsachen, die der Engländer kennen sollte, in Wirklichkeit aber nicht kennt. Die Darstellung ist interessant, die Schreibweise anziehend.

(London.) **Literary World.**

Offenbar hat der Verfasser die beste Gelegenheit gehabt, seine Themata zu studieren, und er hat sich dieselbe auf gewissenhafte und verständige Weise zu nutze gemacht . . . . . Wir empfehlen das Buch jenen, die sich sehen wollen, wie der „intelligente Ausländer" sie sieht.

(London.) **The British Mail.**

Aus England.

Bilder und Skizzen

von

Leopold Katscher.

Leipzig, Ph. Reclam jun., 1885. 1. Heft.*) 7 Bogen.
Preis 20 Pfennig.

(Nummer 2020 der „Universalbibliothek".)

Der England aus jahrelanger Anschauung bestens kennende Autor hat schon manchen größern und kleinern Beitrag zur richtigen Würdigung des geistigen und materiellen Lebens geliefert. All diese Arbeiten befriedigten durch ihre Unparteilichkeit und durch genaues, eindringendes Erfassen vieler, uns fremdartig erscheinender Züge des Volksgeistes und rechtlicher wie sittlicher Zustände. Das neue kleine Büchlein zeichnet eine Reihe von unsrem Kulturleben differierender Punkte mit großer Deutlichkeit ab. Der Verfasser hat sich sehr interessante Themata ausgewählt und sie in gefälliger Form zur Darstellung gebracht. Sein Büchlein ist lesenswert. **Neues Wiener Tagblatt.**

Wenn es der rühmlichst bekannte Feuilletonist Katscher noch nötig hätte, den Beweis zu erbringen, daß er England nicht nur als Wanderschriftsteller durchstreift, sondern Land und Leute des Inselreichs jenseits des Kanals gründlich studiert hat, mit diesem Bändchen würde er jenen Beweis geliefert haben . . . . . Ueberall leuchtet die intimste Kenntnis des behandelten Gegenstandes hervor, offenbart sich eine scharfe Beobachtung und zeigt sich eine außerordentlich anschauliche Schreibweise, welche uns die geschilderten Menschen und Dinge in förmlich plastischer Weise vorführt. Wir finden überall

*) Ein 2. Heft erscheint im Sommer 1886.

die gleichen Vorzüge. Das Bändchen ist wertvoll, interessant, instruktiv und enthält eine erstaunliche Fülle von Wissenswertem. **Berliner Presse.**

. . . . . Nach all den französischen Werken über England, die wir uns kürzlich gefallen lassen mußten, betrachten wir es als eine wahre Erholung, ein Buch über England zu lesen, das nicht aus Paris kommt und nicht von einem Boulevardier geschrieben ist. Herr Katscher ist ein wohlbekannter festländischer Autor, der sich sehr lange bei uns aufgehalten und Land und Leute eifrig studiert hat. Er verfuhr dabei mit Sorgfalt und Gründlichkeit und nahm, als er uns verließ, eine genaue Kenntnis seines Gegenstandes mit. Sein Buch unterscheidet sich zu seinem Vorteile gar sehr von den neuesten französischen Werken. Während diese sich vornehmlich durch gewaltige Schnitzer, Mangel an Verständnis und große Unwissenheit auszeichneten, bietet Katscher uns gesunde, vernünftige, intelligente Ansichten und lebensvolle, richtige Schilderungen. Er legt dem Leser nicht ein Ragout von Skandalchronik und beleidigenden Behauptungen vor, sondern eine klare, eingehende Schilderung einiger der Dinge, für die er sich hierzulande interessierte, und man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er seine Beobachtungen in anziehender Weise zu verwerten weiß. Die einzelnen Kapitel sind mit Sorgfalt ausgearbeitet und die vorgebrachten Thatsachen richtig. Wir haben im großen Ganzen eine hohe Meinung von diesen Katscher'schen Beschreibungen, und wir empfehlen das Büchlein wärmstens; es ist lesenswert.

(London.) **The Whitehall Review.**

Es ist Herrn Katscher gelungen, seine Themata vollkommen zu beherrschen, und wenn er uns manchmal ein wenig zusetzt, so müssen wir zugeben, daß der Tadel wohlverdient ist. Viele der vom Verfasser mitgeteilten Einzelheiten sind zweifellos selbst den meisten Engländern nicht geläufig. Seine Gegenstände sind interessant. Wir haben den endlosen Strom französischer Kritik über uns satt bekommen und das vorliegende Bändchen bildet eine angenehme Abwechslung. Der Verfasser hat längere Zeit unter uns geweilt und veröffentlicht die Ergebnisse seiner Beobachtungen in eingehender, aber unaufdringlicher Weise. Nicht nur den deutschen, sondern auch den englischen Leser wird ein großer Teil des Inhalts

interessieren. Herr Katscher ist offenbar ein sehr gewissenhafter Arbeiter. Seine Thatsachen sind richtig ..... Anziehend ist das Kapitel über weibliches Studentenleben, dem der Verfasser augenscheinlich große Aufmerksamkeit geschenkt hat. Neben einem unerklärlichen Schnitzer — dem einzigen, der in dem ganzen Buche vorkommt — enthält der Aufsatz über den Bruch des Eheversprechens eine Reihe scharfsinniger, eindringlicher Ausführungen voll Sorgfalt und Genauigkeitsliebe. Wir empfehlen das Büchlein sehr; bietet es auch nicht den Sensationsskandal der einschlägigen französischen Werke, so ist es doch wenigstens mit Gewissenhaftigkeit und gesundem Menschenverstand geschrieben.

(London.) **The Literary World.**

Schade, daß wir Engländer keine so gute Sammlung von Bildern und Skizzen über Deutschland haben wie diese deutschen über England. .... Vielleicht am besten sind die Aufsätze über die Universitäten (männl. und weibl. Studentenleben). Besonders gelungen ist die Schilderung der Oxforder Gedenkwoche; selten faßt ein Ausländer solche Dinge so richtig auf. Merkwürdig gut und erschöpfend sind die Mitteilungen über die Presse, sehr objektiv ist die Beschreibung der Heilsarmee. .... Der Geist des Buches ist ein wohlwollender, aber unabhängiger. Der Verfasser lobt uns in denjenigen Stücken, in denen wir Lob verdienen; in seinem Tadel ist er gerechtigkeitsliebend. Seine Kenntnis der behandelten Gegenstände ist wunderbar genau. Wir bekennen, von ihm viel Neues und Nützliches gelernt zu haben.

(London.) **St. James's Gazette.**

Von L. K., dem ausgezeichneten Kenner englischer Verhältnisse, der seinen jahrelangen Aufenthalt in England fruchtbringend verwertet und interessante Beobachtungen über Land und Volk angestellt hat, ist .... erschienen, welches unter ähnlichen litterarischen Erzeugnissen einen erhöhten Rang beanspruchen darf. Diese Skizzen sind anregend und ungemein anschaulich geschrieben und in ihrer Sachlichkeit, die eine Fülle eingehenden Studiums bezeichnet, dazu geeignet, allen, die sich über England informieren wollen, belehrendes Material und zugleich angenehme Lektüre zu bieten.

(Berlin.) **Der Tourist.**

Sehr lesenswert und auch in England recht günstig erwähnt. Herr Katscher hat sich ernstlich, und nicht ohne Erfolg, bemüht, mit Menschen und Dingen in England vertraut zu werden. Seine Auffassung ist eine durchaus wohlwollende und der Leser wird aus dem Gegebenen ein hinreichend richtiges Gesamtbild erhalten, wird sich über die betreffenden Gegenstände angenehm belehrt finden. . . . . . Um ein ebenso anschauliches wie richtiges Bild eines fremden Landes zu geben, kann man in dem Lande zu kurz, aber auch zu lange geweilt haben; Herr Katscher nimmt etwa die richtige Mitte ein. Und so ist es wirklich ein Vergnügen, sein Büchlein zu lesen.

(Leipzig.) **Magazin f. d. Litteratur d. In- u. Auslandes.**

Katscher ist gewissermaßen Spezialist in Bezug auf populäre Darstellung englischen Lebens, welches er durch seinen langjährigen Aufenthalt im Lande gründlich kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Er hat diese Gelegenheit offenbar auch weidlich auszunützen verstanden. Er hat viel gesehen, viel gelesen und weiß darum auch viel Interessantes mitzuteilen . . . . . So anspruchslos diese Skizzen auch seien, sie sind das Resultat eingehender Studien und haben darum, weil sie in feuilletonistisch unterhaltender Weise abgefaßt, nicht minder Anspruch auf Verläßlichkeit. Man kann der rührigen Verlagshandlung nur dankbar dafür sein . . . .

(Leipzig.) **Allgem. litter. Wochenbericht.**

Ein vortrefflich unterrichtendes und unterhaltendes Werkchen. Der Verfasser ist als geistvoller Beobachter des Volkslebens geschätzt.

(Berlin.) **Die Wespen.**

Ich habe das Büchlein ohne Unterbrechung auf einmal durchgelesen. Es hat mir Vergnügen gemacht. Es ist eins der klarsten und richtigsten Werke über England.

(London.) **Joseph Fischer.**

Die Aufsätze sind kurz, aber erschöpfend; die behandelten Gegenstände werden trotz des beschränkten Raumes klar dargestellt.

(London.) **The National Reformer.**

Charakterbilder

aus dem neunzehnten Jahrhundert.

Biographisch-kritische Essays

von

Leopold Katscher.

Inhalt: George Sand. — George Eliot. — Currer Bell. — Harriet Martineau. — Henri Taine. — Alfred de Musset. — Henry Thomas Buckle. — Charles Bradlaugh. — Hans Christian Andersen.

Berlin, **F. Dümmlers Verlag** (Harrwitz & Goßmann). 1884.
21 Bogen. Preis 6 Mark.

Katscher, den wir bisher hauptsächlich als liebenswürdigen und anregenden Länder- und Völkerschilderer gekannt, offenbart sich uns in diesem neuen Buche als ein kraftvoller Plastiker geistiger Physiognomien. Es sind höchst verschiedenartige Individualitäten, die er uns vor Augen führt . . . . Die Methode, nach welcher er diese Männer und Frauen darstellt, ist in allen Fällen dieselbe; es ist die Methode Taine's; er erklärt seine Helden aus ihrer zeitlichen, örtlichen und nationalen Umgebung heraus; er weist nach, wie die Gedankenströmungen, Vorurteile, politischen, litterarischen und socialen Anschauungen der gegebenen Epoche sie durchdrungen und ihre Eigenart bestimmt haben. Jeder bedeutende Mensch ist ihm das Ergebnis der Einwirkung äußerer Umstände auf einen inneren, vorbestehenden, individuellen Kern, und er zeigt, wie diese beiden Elemente einander modifizieren, wie die Verhältnisse das Individuum umformen, wie das Individuum die Verhältnisse in sich organisch verarbeitet. Diese Methode macht es notwendig, daß Katscher jedem seiner Porträts zuerst einen Hintergrund giebt, indem er in breiten und raschen Zügen, aber mit großer geschichtlicher Genauigkeit ein Freskobild des Kulturbodens malt, dem der betreffende

Mensch entwachsen ist; dann führt er die Lebensgeschichte seiner Helden mit der Zusammenfassung und Kritik ihres Schaffens parallel vorwärts und gelangt auf diese Weise dazu, im Leser einen sehr intensiven Eindruck vom Wesen derselben hervorzubringen. Wenn er einen oder den andern seiner Helden überschätzt, so empfindet er es offenbar so. Auch wo er Widerspruch herausfordert, weiß er den Leser zu fesseln.

(Wien.) **Neue Illustr. Ztg.**

Leopold Katscher bietet uns eine wohlgelungene Arbeit. Er hat mit Fleiß und Verständnis so ziemlich alle vorhandenen Quellen geprüft und mit den ihm privatim gewordenen Mitteilungen verglichen. Es ist ihm gelungen, uns von G. Sand's Leben und Wirken ein Bild zu entrollen, das die früheren Darstellungen ergänzt und mit gesunder Kritik mehrfache Übertreibungen des Lobes oder des Tadels auf das richtige Maß zurückführt. Es folgen drei kürzere, aber kaum minder interessante Lebensskizzen: Eliot, Bell, Martineau. Trefflich ist der Aufsatz über Currer Bell. Objektiv schildert der Autor Taine's Lebensgang und litterarische Thätigkeit. Einer nicht geringen Anzahl von Lesern wird der Essay über Bradlaugh sehr willkommen sein. Kurz, diese Schrift ist wertvoll.

(Leipzig.) **Blätter für litterarische Unterhaltung.**

Die Auswahl der Charaktere zeugt für den Geschmack des Autors, läßt aber auch eine gewisse Tendenz nicht verkennen. Es sind vorwiegend kühne Neuerer, energische Denker, rücksichtslose Geister von synthetischer Begabung, deren Lebensläufe flüchtig und doch klar gezeichnet an uns vorüberziehen, deren Werke eine kursorische und doch scharf charakterisierende Würdigung erfahren. Die Skizze über Bradlaugh dürfte ganz besonders willkommen sein .... Katscher's Darstellung ist anschaulich und interessant. Er ist ein Meister der Exposition. Sein Buch ist anspruchslos, aber auch der Anspruchsvolle wird es mit Befriedigung lesen.

(Wien.) **Deutsche Wochenschrift.**

Schon eine oberflächliche Lektüre des Buches zeigt deutlich, daß der Verfasser ungemein belesen ist, sich eines gesunden, einsichtsvollen Urteils erfreut und umfassende, freisinnige Sym-

pathien hat. Er hat jeden von ihm behandelten Autor mit deutscher Gründlichkeit studiert und legt seine Ansichten über seine Helden und Heldinnen in freimütiger, klarer, anspruchsloser Weise dar. Einer der besten Essays ist der über G. Eliot. Sorgfältig ausgearbeitet sind die Aufsätze über Ch. Brontë, Miß Martineau, Buckle und Bradlaugh.

(London.) **The Graphic.**

Es ist dies unsres Wissens das einzige Werk in deutscher Sprache, in welchem der Leser Ausführliches über den abenteuerlichen Lebenslauf des so oft genannten Heros des vierten Standes in England (Bradlaugh) und eine eingehende Charakteristik desselben von einem mit den Verhältnissen in England sehr wohl vertrauten Schriftsteller findet. Auch die übrigen Essays sind interessante Charaktere, denen der Verfasser gerechte Würdigung zu teil werden läßt. Wir können Freunden von Charakteren diese „Charakterbilder“ nur empfehlen. **Moskauer Deutsche Zeitung.**

Diese Aufsätze sind mit sorgfältiger Benutzung aller zu Gebote stehenden Quellen — worunter viele verborgene — gearbeitet und bieten sehr anschauliche Lebensbilder. Es sind, mit Ausnahme von Andersen und Currer Bell, die Namen von Freigeistern. Die Auswahl ist aber so getroffen, daß man einen klaren Einblick in das geistige Leben unserer Nachbarländer bekommt, und die Darstellung ist so lebensvoll, daß man sich für jede der geschilderten Persönlichkeiten lebhaft interessiert. Ganz neu und sehr dankenswert sind die Mitteilungen über Bradlaugh; sie lesen sich wie ein Roman. Die Glanzpartie des Werkes ist das Leben der G. Sand mit dem Appendix über A. de Musset. Die Arbeit war nicht leicht, nicht allein deswegen, weil der Wert und der Charakter ihrer Werke so außerordentlich verschieden sind, sondern namentlich auch weil sie in ihrer „Histoire de ma vie“ so viel gelogen hat und weil sie und Musset's Bruder in den beiden Romanen „Elle et lui“ und „Lui et elle“ sich gegenseitig angelogen haben. In der That scheint der Verfasser den Ariadnefaden gefunden zu haben, der durch das Labyrinth dieser Anklagen und Entschuldigungen führt ..... Übrigens darf man gespannt sein auf das ausführliche Werk, welches Herr Katscher über die G. Sand herauszugeben beabsichtigt.

(Gotha.) **Deutsches Litteraturblatt.**

Als recht lesenswert möchten wir unseren Lesern Katscher's „Charakterbilder" empfehlen. Dieses frisch geschriebene und teilweise auf fleißigen Studien beruhende Buch eines bekannten Mitarbeiters großer Zeitungen erzählt uns eine Menge wissenswerter Dinge .... Neu werden für kontinentale Leser die Charakterbilder sein, welche der Verfasser von G. Eliot, C. Bell und H. Martineau entwirft .... Uns hat besonders die drastische Schilderung angesprochen, welche das bewegte Leben Bradlaugh's zum Gegenstand hat. Solche Darstellungen — und zwar gilt dies von allen neun Essays dieses Buches — haben das Gute, daß sie uns nicht nur mit einer Menge interessanter Einzelheiten aus dem Leben berühmter Personen bekannt machen; hier wird uns mehr geboten. Da es sich um Zeitgenossen handelt, führt uns die Darstellung ihres Lebens und ihrer Werke immer auch die wichtigsten Zeitfragen vor Augen; wir atmen die Luft der Gegenwart und erhalten Anregungen, die wohl mindestens so stark sind wie die wunderbaren Wirkungen, die man traditionell den Biographien Plutarch's zugeschrieben hat. Wir glauben, es werde sogar eine Zeit kommen, wo derartige Bücher wie das vorliegende sich teilweise an die Stelle des Romans setzen werden, da sie ja, wie der gute Roman, hauptsächlich in Charakterschilderung ihre Stärke an den Tag legen, nur mit dem Unterschiede, daß sie wirkliche Charaktere behandeln, welcher Umstand ihnen bei dem stets zunehmenden Thatsachensinne des Zeitalters zum Vorzug gereichen wird. Jedenfalls dürfte jeder Gebildete, der Katscher's Buch in die Hand nimmt, in demselben eine anregende Lektüre finden, die auch nach der Seite der bloßen Unterhaltung mehr bietet, als vielleicht der einfach ernste Titel des Buches vermuten läßt. Moderne Charaktere weisen oft ein eigentümliches Mixtum compositum auf, so daß es dem litterarischen Nachbildner derselben nicht schwer fällt, seiner Mosaikarbeit etwas vom schillernden Glanze des Romans zu geben.

(Bern.) **Sonntagsblatt des Bund.**

Der Verfasser dieser Studien hätte kaum zwei interessantere Autorengruppen zusammenstellen können ..... Die meisten Leser werden sich zuerst wohl dem Aufsatz über Bradlaugh zuwenden. Herr Katscher giebt eine Darstellung des Lebens Br's., die er durch Anekdoten würzt, welche den Nagel auf den Kopf treffen. Wo es sich um eine Reihe von Essays über

hervorragende Männer und Frauen handelt, die als Typen ihrer Nationalitäten betrachtet werden können, kann der Leser nicht umhin, die Gelegenheit wahrzunehmen, die jeder einzelne Fall zu interessanten Vergleichen der Sitten u. s. w. darbietet. Das rastlose, unregelmäßige Leben der George Sand nimmt, selbst bei Herrn Katscher's Knappheit in Stil und Behandlung, den größten Raum in Anspruch. Hinsichtlich des Parlamentskampfes Bradlaugh's werden wohl nur wenige andrer Meinung sein als Herr Katscher. Seine Urteile über George Sand halten wir für sehr richtig. Das ganze Buch ist sehr lesenswert. Es ist knapp geschrieben und frei vom Fehler der Über-Illustrierung. Wenige Quellen sind dem Verfasser entgangen. Diese Essays dünken uns fast gleichwertig mit den Sainte-Beuve'schen „Lundis", und wir wüßten nicht, warum sie nicht, gleich diesen, fortgeführt werden sollten. Ihre Knappheit und Kernigkeit machen sie bedeutend.

(London.) **Westminster Review.**

Katscher's biographische Thatsachen, mit großer Geschicklichkeit und viel Fleiß gesammelt — und er giebt seine Quellen ehrlich und offen an — können nicht verfehlen, zahlreiche Leser zu interessieren, die weder Zeit noch Geduld haben, durch umfangreiche, biographische Werke sich durchzuarbeiten. Herr Katscher trachtet durchweg, unparteiisch zu sein und ist niemals ungerecht oder unsympathetisch. Selbst dort, wo wir nicht mit ihm übereinstimmen können, müssen wir seine Offenheit und seinen Freimut achten. Die Deutschen werden die Essays über George Eliot und Charles Brontë willkommen heißen, werden sich freuen, näheres über Miß Martineau und Buckle zu erfahren; die englischen Leser werden sich mehr für die Aufsätze über G. Sand, de Musset, Taine und Andersen interessieren .... Herrn K.'s Fakta sind stets verläßlich. Die umfangreichste und zweifellos sorgfältigste Studie ist die über G. Sand. Er erzählt ihre Lebensgeschichte klar und gut. Er zeigt uns das seltsame Kind, das originelle Mädchen, das leidenschaftliche Weib. Er analysiert ihre bedeutendsten Werke und giebt uns ein wahres, gerechtes, sympathisierendes Bild der größten aller Französinnen. Seine Darstellung ist bewundernd und zugleich kritisch. Der Essay über de Musset ist sehr befriedigend. Dieser Dichter ist so sehr Franzose, daß Ausländer ihn nur selten würdigen können.

Herrn Katscher's liebevolle und vorzügliche Schilderung seines Lebens überrascht uns daher angenehm und sollte in England, wo der französische Dichter falsch oder gar nicht verstanden wird, willkommen geheißen und viel gelesen werden. Da Taine in England eigentlich bloß durch seine Schriften über England bekannt ist, möchten wir unseren Lesern mit Nachdruck raten, Herrn Katscher's Analyse seiner übrigen Werke zu studieren, denn dieselbe ist klar und konzis. Es ist erquicklich, ein deutsches Buch zu lesen, das weder einen schwierigen Stil noch eine verwickelte Sprache aufweist. Dieses Werk ist gefällig geschrieben; es erregt ein angenehmes Interesse.

(London.) **Literary World.**

Die gewandte Feder des bekannten Feuilletonisten Leopold Katscher liefert uns hier ein Buch, das auf die größte Beachtung Anspruch machen darf. Es plaudert in ansprechender Weise über verschiedene Berühmtheiten unseres Jahrhunderts, indem es biographische Notizen über dieselben mit Raisonnements über ihre Bedeutung glücklich verbindet. Die Biographie Bradlaugh's, welche dessen hochinteressante Lebensverhältnisse eingehend schildert, verdient besonders hervorgehoben zu werden.

Breslauer Zeitung.

Soeben hat ein deutscher Schriftsteller den glücklichen Gedanken gehabt, eine Porträtgalerie solcher Typen zu schaffen. Es ist dies der unermüdlich fleißige L. Katscher, der uns in seinen „Charakterbildern aus dem neunzehnten Jahrhundert“ eine Reihe höchst bemerkenswerter biographisch-kritischer Essays bietet, welche ganz danach angethan sind, der deutschlesenden Welt gründlichste Kenntnis über diesen und jenen beizubringen. Ueberaus lichtvoll stellt L. Katscher in seinem Essay über Bradlaugh dessen Gesamtentwickelung dar. Diese einzige Studie schon macht den ganzen Band wertvoll. Einen andern, nicht weniger fein gezeichneten Charakterkopf führt uns der Autor in Taine vor. Dieser „vornehme Herr“ findet denn auch bei Katscher eine vornehme Behandlung, — er und alle übrigen Figuren des anregungsvollen Buches.

Neues Wiener Tagblatt.

Bilder aus dem chinesischen Leben.

Mit besonderer Rücksicht auf Sitten und Gebräuche.

Von

Leopold Katscher.

Leipzig, C. F. Winter's Verlag. 1881. 24 Bogen.
Preis 6 Mark.

L. K.'s Werk ist überaus willkommen. Er hat die sorgfältigsten Studien gemacht, seit lange mit Fleiß und Eifer Materialien gesammelt und über chinesische Verhältnisse schon viele kleinere Vorarbeiten veröffentlicht . . . . . Ein äußerst belehrendes, stofflich interessantes, gut und übersichtlich geschriebenes Buch, das — streng an das Thatsächliche sich haltend — jedem Freunde der Länder- und Völkerkunde, sowie überhaupt jedem Gebildeten auf das wärmste zu empfehlen ist. Wie sich unsere Leser mit Vergnügen erinnern werden, brachten wir bereits einen Abschnitt zum Abdruck, und nach dieser Probe werden sie gewiß wünschen, sich aus dem nun vorliegenden Werke noch weiter über China zu unterrichten.

(Leipzig.) **Europa.**

Das vorliegende Werk von K. dürfte höchst willkommen sein. Der Verfasser hat sich seit Jahren mit der Ethnographie Chinas auf das eifrigste beschäftigt und schon früher zahlreiche Arbeiten über denselben Gegenstand veröffentlicht. Diese sind in dem vorliegenden Buche verwendet. K. hat so ein Werk hergestellt, das jeder Leser nur mit Bedauern aus der Hand legen wird. Das letzte Kapitel beschäftigt sich mit verschiedenen Bagatellen, die nicht am wenigsten interessant sind, weil gerade sie uns sehr viel Neues mitteilen. Es fehlt

uns an Raum, Ausführlicheres aus den vielen interessanten Schilderungen mitzuteilen; doch können wir uns nicht versagen, hier noch einiges u. s. w.

(Bremen.) **Weserzeitung.**

Dieses Buch beabsichtigt, wieder etwas mehr die Aufmerksamkeit auf das seltsame Volk zu lenken. Der Verfasser ist bestrebt, als Dolmetscher fremde Untersuchungen dem deutschen Leser mundgerecht zu machen, wobei er sich, was nur anzuerkennen ist, jeder „romantischen" Zuthat, jedes Ausfluges ins Reich der Phantasie thunlichst enthalten hat. Er hat sich darauf beschränkt, nur Thatsächliches vorzubringen. Der Stoff ist ein ungemein reicher. **Leipziger Zeitung.**

Ein gründlich belehrendes Werk, in dem in populärer Form verkehrte und nebelhafte Begriffe über China ins richtige Licht gestellt werden. Durch Enthüllung neuer, bisher ganz unbekannter ethnographischer Erscheinungen sind diese „Bilder" geeignet, das Interesse aller Wißbegierigen lebhaft anzuregen. Jedem Gebildeten ist die Lektüre dieses interessanten Buches zu empfehlen.

(Wien.) **Böse Zungen.**

L. K. hat sich ein Verdienst erworben, indem er ein Buch gestaltete, das uns in anziehender Form ein volles, anschauliches Bild von den Sitten und Gebräuchen gibt. Wir glauben nicht, daß unsere Litteratur bislang ein ähnlich vollständiges und erschöpfendes Buch über das chinesische Reich besitzt. Mit größter Sorgfalt ist alles zusammengetragen, was charakteristisch und eigentümlich ist und uns in das Thun und Treiben der Bewohner einführen kann. Blatt um Blatt finden wir neue wichtige Punkte. Wir haben da eine wirkliche Bereicherung der ethnographischen Litteratur vor uns.

(Stuttgart.) **Ueber Land und Meer.**

K.'s „Bilder" dürften einem weiten Leserkreise willkommen sein. Das Buch ist gewissenhaft und belehrend, doch ohne alle Trockenheit abgefaßt; vielmehr ist die Darstellung fließend und gefällig. Für Familien- und Volksbibliotheken sind K.'s „Bilder" eine empfehlenswerte Erwerbung.

(Leipzig.) **Allgemeine Modenzeitung.**

Das Buch zählt durch die Menge interessanter und neuer Einzelangaben zu den schätzenswertesten, welche uns auf diesem Gebiete in neuerer Zeit zu Handen gekommen sind.

(Leipzig.) **Litterar. Zentralblatt.**

Dieses Buch gewährt manchen wertvollen Aufschluß und Wink. Die Schilderungen sind fast durchweg recht frisch, fesselnd und der Wirklichkeit entsprechend, ohne Voreingenommenheit verfaßt. Freunden guter Lektüre sei das Buch bestens empfohlen.

(Wien.) **Deutsche Rundschau f. Geogr. u. Statistik.**

Saaledes at den Bog, der ligger for os, ikke blod indeholder et vaerdifuldt kulturhistorisk Stof, men tillige fremtraeder i en let, behagelig, tiltalende Form.

(Kopenhagen.) **Nationalökonomisk Tidsskrift.**

Dieses Buch gibt über Sitten und Gebräuche der Chinesen gründlichere und ausführlichere Auskunft als irgend ein bisher in Deutschland erschienenes Werk. Es wird vieles mitgeteilt, was bisher gar nicht bekannt oder doch nicht vom richtigen Gesichtspunkte aufgefaßt war. Das Buch bietet eine zugleich belehrende und unterhaltende Lektüre und wir empfehlen es als eine reiche Fundgrube für die Kenntnis der chinesischen Sitten. **Schlesische Presse.**

Druck von Carl Grüninger, Stuttgart.

